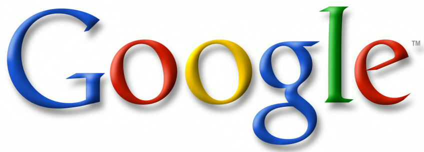


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

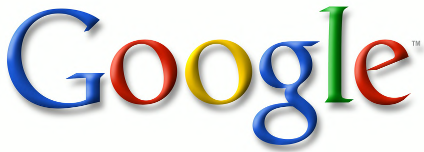
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

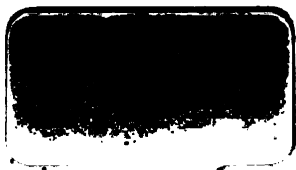
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

XIII
B
202

Bezirksbücherei
d
Al

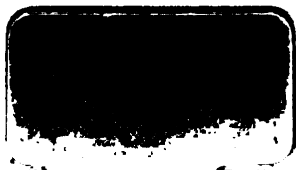






Bezirksbücherei
d
A





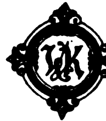
D. C.

Die Meister des deutschen Briefes.

In einer Auswahl herausgegeben und bearbeitet

von

Dr. **Theodor Klaiber** und Prof. Dr. **Otto Lyon.**



XIII B. 202



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1901.

PT1350
A45

Vorwort.

Im Vorwort zu seiner grundlegenden Geschichte des Deutschen Briefes führt Steinhausen aus, daß die Betrachtung des Deutschen Briefes uns wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinn, zur Geschichte des Verkehrs und der Geselligkeit, der Entwicklung der Volksbildung und des Volkslebens gewähren könne. Von diesem Gesichtspunkt geht sein Werk aus. Die vorliegende Arbeit hat sich ein andres Ziel gesteckt. Sie möchte vor allem die litterarische Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschriftsteller ans Licht stellen. Daß das auf möglichst anschauliche Weise geschehe, sind durchweg ausgiebige Proben gegeben worden. Dies Verfahren hat einen weiteren Vorteil: es wird dadurch einigermaßen eine Vorstellung davon erweckt, welch reiche Schätze von Tiefsinn, Geist, Phantasie und Humor, von Treuherzigkeit, Gemüt und Empfindung in der deutschen Brieflitteratur enthalten sind. Lange hat man die Leistungen unseres Volkes auf dem Gebiet der Brieflitteratur unterschätzt. Noch heute sind diese Leistungen nach Umfang und Inhalt viel zu wenig bekannt. Würde dieses Buch dazu dienen, jenes Vorurteil immer mehr zu zerstreuen und diese Unkenntnis zu vermindern, so wäre sein Zweck erreicht.

Im September 1901.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Personenverzeichnis.



Die Anfänge und das 16. Jahrhundert.

Der Briefverkehr in Deutschland während des Mittelalters war im Anfang lateinisch. Allmählich beginnt die deutsche Sprache leise anzuklingen. Deutsche Wörter und Sätze mischen sich mit den lateinischen. Ein deutscher Briefverkehr in poetischer Form erwächst im Anschluß an die Minnepoesie. Es sind Botschaften an die Geliebte, meist nach einem bestimmten poetischen Schema abgefaßt, eine solche Epistel beginnt:

Vil lieber Brief nu var mit heil
Du gewinnest aller saelden teil
Als ich dich bescheiden kann,
Dich sieht mein' fraue selber an,
Daz ist dir ein' große êr
Dir widerfert noch eren mer
Davon bis fro, das ich dich sende
Si beut nach dir ir weiße hende;
Dir mag noch mer werden kunt
Si list dich mit irem roten mund
Das wolte got, daßhalb es mir
Möcht widervaren, was man dir
Großer ere dort erbeut!
Wie selig waer mir solche Zeit!
So var nu hin, du verst mit ere,
Und grüße mir die minigliche here.

Außer den Briefen aus den Kreisen und Zeiten des Minnedienstes haben wir dann am Anfang des 14. Jahrhunderts einen Briefverkehr in deutscher Sprache, der eine außerordentliche Beherrschung und Fülle des Ausdrucks aufweist, es sind die Briefe

der deutschen Mystiker. „Es ist zum größten Teil abermals ein Briefverkehr zwischen Mann und Frau: er knüpft im wesentlichen an den das ganze Mittelalter hindurch gepflegten klösterlichen Briefwechsel an; er erinnert auch an den Liebesbriefwechsel der geistlichen oder der adligen Frau mit dem Geistlichen in früheren Jahrhunderten. Aber die ‚Minne' hat ein geistiges Gewand angenommen. Die Mitteilung des geistigen Seins wird angestrebt. Innerlichkeit ist das bezeichnendste Wort für die ganze Erscheinung. Dieses überaus starke Gefühlsleben, dieses Aufwühlen des ganzen inneren Seins ist es nun, was wieder, wie einst die Empfindung der Liebe, zum Gebrauch der lebendigen deutschen Sprache auch in den schriftlichen Ergüssen führt. Aber wie die Liebe eine deutsche Briefpoesie schuf, so entsteht durch die Mystiker, oder besser, leuchtet auf, um fast spurlos zu verschwinden eine gute deutsche Briefprosa. Dieselbe Geschmeidigkeit der Form, dieselbe Fülle des Ausdrucks, derselbe Bilder- und Wortreichtum, die die Predigten und Schriften der Mystiker über alle sonstigen Prosaleistungen der Zeit erheben, zeichnen auch ihre Briefe vor den wenigen trockenen Botschaften, die damals in deutscher Sprache gesandt wurden, aus. Die Briefe Susos sind mehr geistliche Ermahnungen, Predigten, dagegen besitzen wir wirkliche Briefe — die erste Briefsammlung in deutscher Sprache von Heinrich von Nördlingen, Margaretha Ebner und ihrem Kreise." (Steinhausen.)

Man wird wundersam berührt durch den Schwung der Empfindung und den Fluß der Sprache in diesen Briefen; so schreibt Heinrich einmal: „eia frau gar hoche und aller erwirdigi, wie würt ewer mund, so nahen gefügt zu dem mund goẓ! owe! gotlicher küsse, owe! gotliche ainiung mit aller menschlicher natur, mach dir ains mit dir deins lieben, plugen kindes sel und herẓ, Margrethen! erheb sie uẓ dir in dich, das sie werlich verstand die minne, die sie geseugt, waert, gelert, umbfangen, entzundet und zu dir barmherẓigen Vater und got, ganẓes trostes so gar inbrüstigklichen erhebt und einigt hat. Vatter, dein vetterliche träu kom ir zu hilf, wan sie anderswo hilf mit suchet dan bei dir und von dem das dein ist und dir ist . . . eia! hailige und rains plut Jhesu Christi mach sie dir rain und schrib dich in sie, das sie sich in dir und dich in ir finde. Maria hilf uns diẓ erwerben! alle engel, erzaigent uns ewer hilf! alle hailigen in himmel und in erdtrich bitten für uns! amen.

Lieb meins, do ich dir schriben wolt, do must ich also für dich bitten; des bezwang mich die gnad goz in meinem hertzen. also lieblichen kom mir für das jarzeit, als dich got mir gab. Dem getrau ich und unsern fründen, allen hailigen, das er mir und aller der christenheit sünder gut bei dir und usz dir schenken welle. amen." Heinrich von Nördlingen hat offenbar — diesen Eindruck bekommen wir häufig — eine bewußte Freude an virtuoser Handhabung der Sprache, an gehäufter Fülle der Worte und Bilder. Dabei weiß er jedoch die Mitteilung von Thatsachen ohne Umschweife kurz und lebendig auszuführen.

Die folgende Entwicklung des deutschen Briefes freilich knüpft weder an die poetische Epistel der Minnezeit noch an den Brief der Mystiker an; dazu ist der Charakter dieser beiden Erscheinungen zu exklusiv und aristokratisch; der Aufschwung, den wir im 15. Jahrhundert beobachten, wurzelt in einem andern Gebiete.

Im Zusammenhang mit den socialen Umwälzungen der Zeit beginnt im öffentlichen Verkehr allmählich die deutsche Sprache Eingang zu finden. Mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts beginnen die deutschen Urkunden, in der Schweiz sind sie in den siebziger, achtziger Jahren schon etwas Gewöhnliches, im übrigen Deutschland werden sie zahlreicher etwa erst von 1310 an. Mit der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt dann der geschäftliche Briefverkehr überhaupt allmählich in deutscher Sprache geführt zu werden und nach einigem Schwanken wird auf diesem Gebiet die lateinische Sprache zurückgedrängt.

Im Anschluß an den politischen und geschäftlichen Briefverkehr erwächst auch ein privater, als geselliger Vermittler. Im Anfang sind auch diese Briefe formelhaft, steif und schwerfällig und weit entfernt, lebendiger Ausdruck individuellen Lebens zu sein. Allmählich machen sich im 15. Jahrhundert die Anfänge einer freieren Handhabung des Briefes bemerkbar und das kraftvolle nationale Leben in diesem Jahrhundert spiegelt sich auch in einem Aufschwung des Briefstils. Es beginnt sich ein Gegensatz herauszubilden zwischen dem immer schwülstigeren, weitschweifigeren, formelleren Kanzleibrief und dem volkstümlichen freien Privatbrief, in dem man lernt, das Denken und Empfinden ungekünstelt und ursprünglich auszusprechen.

Wie im 17. Jahrhundert die Briefe der pfälzischen Fürstenfamilie eine bedeutsame Stelle in der Brieflitteratur der Zeit ein-

nehmen, so beanspruchen im 15. Jahrhundert die Briefe der Familie des Albrecht Achilles von Brandenburg besondere Beachtung. Er selbst schreibt derb, oft unflätig, aber natürlich und volkstümlich, nicht ohne Humor: „Wir sind gesund, als wir in zehen Jahren nie wurden, hintan gesetzt die Füß, daß wir nit bald laufen mögen. Das machet das Podegra in den Zehen. Doch haben wir den Getrauen, daß man spricht, wer die Krankheit hat, der leb lang und überkomm viel Gelds, des wären wir beedes notdorftig.“ Über seinen Sohn Johann, der in politischen Dingen eine unglückliche Hand gehabt hatte, schreibt er an den Bischof von Lebus: „Hans ist den Sachen nach zu jung zu handeln, uns wer lieber, er hätt' dieweil Schwein gejagt — wie hat er sich da so weis bedünkt! Ist er doch sunst nit gar in Witzen!“ Besonders rege wechselt er während seiner Abwesenheit von Ansbach Briefe mit seiner Gemahlin und durch die unaufhörlichen Derbheiten derselben blickt doch überall seine aufrichtige Zuneigung, sein herzliches Gedenken hindurch, das ihn mit der Gemahlin und mit den Seinen verbindet.

Die Kurfürstin Anna von Brandenburg steht in ihren Antwortbriefen als Briefschreiberin ebenbürtig neben dem Gemahl; natürliche Herzlichkeit, ungekünstelte Sprache und gute Laune sind die Vorzüge auch ihrer Briefe: so schreibt sie 1475 an den Gemahl: „Die Wallfahrt will ich gar gern lassen anstehn, bis zu euer Zukunft, daß ich euer Lieb zu einem Wallgefährten mög haben: das ist mir das allerliebst. Ob Ihr mir wohl etwas an der Andacht zerstört, will ich gern leiden und nicht achten, allein daß ich euer Lieb bei mir hab. Und nimmt mich seltsam, daß mich euer Lieb beschuldigt, ich hab' Euch nicht gut Schwänk' geschrieben. Ich hon es doch, so Ihr die Brief' alle lest, so grob gemacht, daß sein in der heilgen Zeit zu viel was. Hiermit befiehl ich Euch dem allmächtigen Gott, der behüt Euch vor allem leid!“ Ein andermal giebt sie ihrer Sehnsucht nach seiner Rückkehr Ausdruck, indem sie schreibt: „Auch mein herzallerliebster Herr, so bitten wir Euer Lieb, ich und mein Jungfrauen, daß Ihr schier kommt, wen uns dünkt, Euer Lieb sei zu lang außen. Denn ob alle dürr und ungeschaffen werden, so ist die schuld Euer, daß wir uns so sehr nach Euer Lieb sehn'n.“ Hübsch schildert sie einen Besuch der Königin von Dänemark, die ein recht begehrlicher, eitler Gast gewesen zu sein scheint. Was sie an Kleidern und

Schmuck sah, das wollte sie haben, und Anna mußte es ihr anlegen und aufsetzen: „Und sie trat vor den Spiegel, und gefiel ihr selbst sehr wohl und trat hinaus vor ihr Leut, die mußten sie auch sehen. Wenn ich sieh doch wohl, daß kein Alter für kein Thorheit hilft: Das prüf ich an ihr und an mir wohl, wenn wir uns so hübsch dünken, daß wir der Runzeln um die Augen an uns selbst nit sehen."

Wahrhaft ergreifend weiß auch die Tochter von Albrecht Achilles, (Pfalzgräfin) Amalie von Veldenz, ihre Gefühle brieflich auszudrücken. Sie fühlt sich durch die Behandlung von seiten ihrer Schwiegereltern schmerzlich berührt und klagt ihr Leid dem Vater: „Min Schwäher und sie hand mir, seit Euer gnaden Bot hie was, nie kein Wort zugeredt, also übel hassen sie mich. Und sie mögen nit mit mir essen; sie sprechen wann sie mich ansehen, so schmack ihnen weder Essen noch Trinken. Ach Gott, wie thut es mir so weh in minem Herzen! Ich wollt nit großer Freud begehren, denn daß mich der Tod holt, daß ich doch der Martel abkäm. . . . Und ich wollt gern auf all das verzeihen (verzichten), das ich hab, daß ich nument von ihn' wär; und sollt ich Brot heischen gehn, das wär mir alls leicht und wollts viel lieber thun dann daß ich bei ihn' muß sein. Denn sie vergünnen mir doch, daß mich die Sunn anscheint. Ach, herzlieber Herr Vater, helfent mir!"

Schließlich verdienen auch die Briefe der frommen Herzogin Sidonie von Sachsen besondere Beachtung als Briefe einer treubesorgten Mutter. Auch sie sind schlicht natürlich, nicht ohne Humor und Behagen geschrieben. So schreibt sie 1496 an ihren Sohn, den Herzog Georg von Sachsen:

„Herzallerliebster Sohn! Ich laß dich wissen, den Brief, den du mir bei Heinzen Boten geschickt, gehört Herzog Friedrich zu. Wiewohl ich ihn aufgebrochen und gelesen, schick ich dir ihn wieder und verseh' mich, Herzog Friedrich werd' den Brief, der mir gehört, auch gelesen haben. Es wird das g'meine Sprichwort an dir wahr, denn man spricht gern zu den', die nicht allerding auf ihr Thun Achtung geben, ‚Du gehest in Gedanken, als ein verlobte Maid.' Desgleichen mag man jetzund auch zu dir sprechen. Herzallerliebster Sohn, Gott gebe Dir und Deiner Gemahel gar viel Glücks und Heiles, auch sein göttliche Gnad, Liebe, Frieden und Eintracht, auch Fruchtbarkeit der Seelen und auch des Leibes

[illegible] und [illegible] im [illegible] zu begreifen und nachdem der [illegible] an einem [illegible] auch seligen Ende zu beschließen! Amen. Und [illegible] in diesem Brief vernehme, [illegible] das dann, [illegible] halb [illegible] was Dir in dem zu [illegible] die [illegible], die ich [illegible] mit der allmächtig Gott [illegible], daß Du mich ehe ver[illegible] daß sie Dir Dein eigen Sohn oder Tochter bekommen. [illegible] Gott befohlen."

Und [illegible] in den deutschen Briefen dieser Zeit das [illegible] Ausdruck und eine Freude an derber [illegible] Redeweise. So tragen die [illegible] Briefe [illegible] I. einen lebhaften und [illegible] Charakter und auch [illegible] aus den Kreisen der Fürsten und des Adels jener Zeit [illegible], daß in der Tat die Zeit des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts in der Geschichte des deutschen Briefes einen Aufschwung bedeutet. Diese [illegible] auch in den Kreisen des Bürgertums [illegible]. Und [illegible] und [illegible] hier vor allem auf die Briefe des Behaimschen Kreises in Nürnberg [illegible]. Und [illegible] Dürer [illegible] in seinen Briefen an Willibald Pirkheimer [illegible]. Die [illegible] für das [illegible] Geschichte gibt [illegible] zu [illegible] in der [illegible] der Zeit.

So [illegible] diese [illegible] ist und so [illegible] ein[illegible] des [illegible], es ist doch ein [illegible] der [illegible] der Zeit und der [illegible] in der Geschichte des deutschen Briefes [illegible]. Die [illegible] waren, hat er [illegible] der erste große [illegible] des deutschen Briefes, der die Sprache des Volkes [illegible] Gedanken und Empfindungen zu machen verstand. [illegible] nicht die [illegible] sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt [illegible]. So [illegible] und darum sind seine

Briefe natürlich, lebendig und volkstümlich. Vor allem ist überall Humor in Luthers Briefen. Er selbst sagt einmal hierüber: „Ich bin doch sogar hart und grob, groß, grau, grün, überladen, übermengt, überfallen mit Sachen, daß ich muß zur Rettung des armen cadaveris zuweilen ein solch Lustfreudlein von einem Zaun brechen." So schreibt er in den kritischen Tagen des Jahres 1530 an seine Tischgenossen in Wittenberg von der Coburg:

„Gnade und Friede in Christo Jesu, lieben Herren und Freunde! Ich hab Euer aller Schreiben empfangen und wie es allenthalben steht, vernommen. Auf daß Ihr wiederum vernehmet, wie es hier steht, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nemlich ich, Magister Veit und Cyriakus nicht auf den Reichstag zu Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag gekommen.

Denn es ist ein Rubet gleich vor unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll, da keckt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen möge. Und möchte gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären. Mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammelt.

Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen; aber sonst schweben und schwänzen der Adel und die großen Hansen immer vor unsern Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es sind große mächtige Herrn, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einem gewaltigen Zug und Streit wider Weizen,

Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide und wird mancher hier Ritter werden und große Thaten thun.

Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sammt anderen Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet wären.

Ich halte aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreien, die muß ich alle auf einem Haufen vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist und dafür zu kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht trauen wollen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wirds vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken den 28. April 1530.

Solch gute Laune und solche Freude an der Natur und der Tierwelt können wir auch sonst an Luther beobachten; wie launig und hübsch ist die „Klageschrift der Vögel an Lutherum über seinen Diener Wolfgang Sieberger.“ Von jenem berühmten Brief an, den er von der Wartburg an seinen Kurfürsten schrieb, bis in die letzten Tage seines Lebens behielt er den fröhlichen Mut die tapfere Lebensfreude. „Wenn die Sache in Leipzig stände, wie in Wittenberg,“ schreibt er in jenem Brief von 1522 an seinen Kurfürsten, „so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete und ein jeder wäre neunfach wütender denn dieser ist.“ Und wie sich während seiner letzten Reise nach Eisleben im Februar 1546 seine Käthe um ihn sorgt, da schreibt er „seiner lieben Hausfrau Katherin Lutherin, Doktorin, Selbstmärtyrin zu Wittenberg“:

„Lies Du liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon Du sagtest: ‚Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt.‘ Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als

wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelheerd. Laß mich im Frieden mit Deiner Sorge, ich habe einen besseren Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe und hängt an einer Jungfrau Zitzen, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden, Amen."

Luthers gesunde, kräftige, behagliche Art spricht auch aus dem Bericht, den er seiner Käthe von jener letzten Reise giebt:

„Liebe Käthe! Wir sind heute um acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die drohte uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen vonwegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen; nicht daß uns danach durstete zu trinken, sondern nahmen gut torgauisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wieder wollte auszürnen. Denn weil die Leute und Fährmeister, auch wir selbst zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnt im Wasser und ist besser verwahrt denn beklagt und ist ohne Not, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hatte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte. Jetzo nicht mehr, denn betet für uns und seid fromm."

Wie im Verkehr mit seiner Frau, so zeigt sich Luther auch im Verkehr mit seinen Kindern als echt deutscher Haus- und Familienvater. Wie väterlich und zugleich eingehend auf den kindlichen Gesichtskreis ist der berühmte Brief an sein vierjähriges Hänschen:

„Gnade und Friede in Christo mein liebes Söhnchen. Ich sehe gern, daß Du wohl lernst und fleißig betest. Thue also mein Söhnchen und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen,

singen, spielen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären? Da sprach er: ‚Es sind die Kinder die gerne beten, lernen und fromm sind.‘ Da sprach ich: ‚Lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?‘ Da sprach der Mann: ‚Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.‘

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: ‚Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen flugs schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen.‘ Da sprach der Mann: ‚Es soll ja sein, gehe hin und schreib ihm also.‘

Darum liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet Ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis dem Allmächtigen befohlen und grüße Muhme Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1536. Dein lieber Vater Martinus Luther.“

So innig und zart Luther im Verkehr mit den Seinen ist, so treu und herzlich er Betrübte aufzurichten und zu trösten weiß in seinen vielen Trostbriefen, so derb und scharf kann er werden im Eifer des Streites und Kampfes. Von einem lügenhaften Lästerer sagt er: „Hab ich doch nit wollen unterlassen, daß der Sau der Bauch nit zu groß wurd, ihm seine Lügen zu zeigen.“ Und über den Kardinal Albrecht von Mainz und seine Anhänger schreibt er an Justus Jonas: „Wohlan lüstet sie zu pfeifen, so lüstet mich zu tanzen, und will mit der Braut zu Mainz noch einen Reigen umherspringen, der soll gut sein zur Letzte. Ich

habe noch etliche süße Bißlein, die ich gerne geben wollte auf ihr rosenrot Mäulchen." Einen Trostbrief an Wolf Heinze, Organisten in Halle, schließt er: „Eure liebe Hausfrau ist besser, da sie jetzt ist, denn da sie bei Euch war. Gott helfe Euch und uns allen seliglich hienach, obs wohl ohne Trauern nicht zugehen kann und soll. Den Teufelskopf zu Mainz und seines gleichen laßt weinen, das sind rechte elende Leute."

Wohl nie zuvor hatte ein deutscher Mann einen so ausgedehnten Briefverkehr wie Luther. Er war der Vertraute des evangelischen Volkes in allen seinen Anliegen, und dabei war er der erste Briefschreiber, dessen persönliche Eigenart anschaulichen und charakteristischen Ausdruck in seinem Briefstil findet.

Nach ihm beginnt der deutsche Brief von seiner Höhe herabzusinken. In den Kreisen der Gelehrten und Geistlichen war durch den Humanismus wieder der lateinische Brief in Aufnahme gekommen, und im deutschen Brief überwucherte immer mehr der langwierige, schwerfällige Kanzleistil. Auch Luther hat viele lateinische Briefe geschrieben und sich nicht immer von der Umständlichkeit des Kanzleistils freigehalten. Wenn wir auch in der Folgezeit im 16. Jahrhundert immer wieder einzelne Briefe und Briefschreiber finden, die sich ein gutes Maß von Frische und Natürlichkeit bewahrt haben, so stehen wir doch in einer Zeit des Niedergangs. Noch vom Jahr 1526 ist das Sendschreiben des Niklaus Manuel an den Berner Rat, mit dem er demselben einen Herbsttrunk übermittelt, und das zum Muntersten gehört, was er geschrieben hat. Er trägt darin die Geschichte des Weins in fortlaufender Personifizierung vor als eines vielfach Mißhandelten, der nun willkommen, eines Begrabenen, der auferstanden, eines Gefangenen, der erlöst sei. In der spätern Zeit des Jahrhunderts beginnt dann aber vor allem auch die kecke Lebensfrische und der frohe Mut aus den Briefen zu verschwinden und, wie in den Briefen der Kurfürstin Sybilla von Sachsen, eine trübere, kummervollere Lebensstimmung Platz zu greifen. So kam das Ende des Jahrhunderts heran.

Das 17. Jahrhundert.

Der deutsche Brief im 17. Jahrhundert bis hinein in die ersten Jahrzehnte des 18. bietet im großen und ganzen einen wenig erfreulichen Anblick. Alle die Schäden der Zeit, die sich im Kulturleben und in der Litteratur bemerklich machen, drücken auch den deutschen Brief. Da ist einmal die Ausländerei, die das Heimische verachtet und gerne mit dem erborgten Flitter der Fremde prunkt. Der lateinische Brief behauptet seine Herrschaft in den Kreisen der Gelehrten und Geistlichen, und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt, zuerst in höfischen Kreisen, der französische Brief auf. Mannigfach diente die Gewohnheit eines französischen Briefwechsels dazu, den Geschmack an einer schlichten natürlichen Ausdrucksweise wieder anzubahnen. Der deutsche Brief wird bald ein Tummelplatz wüster Sprachmengerei. Bald sind es lateinische, bald französische Wendungen und Brocken, die das Angesicht des Briefes auch äußerlich verunstalten — die Fremdwörter werden meist in lateinischer Schrift geschrieben — und auch diejenigen Briefschreiber, die sonst festhalten an der guten alten volkstümlichen Art, vermögen sich selten dieser Unsitte zu entziehen. Auch die Briefe der Liselotte leiden unter derselben.

Neben dieser Sprachmengerei weist der Zug der Zeit auf eine schwulstige, bombastisch geschraubte Redeweise hin, man hielt solche bilder- und blumenreiche Wendungen für erfreuliche „Zierlichkeit“ des Ausdrucks. Statt die Briefe zu verbrennen, „opfert man sie dem Vulcano“ und anstatt um das Wohlwollen eines Höhergestellten zu bitten, wünscht man, er möge „die Strahlen seiner Gütigkeit auch hieher strecken“. Da ist die Rede von „hertzbrechenden Anschreiben“ und „überschrecklichen Donnerworten“ und was solcher exaltierter Redensarten mehr sind.

Geschraubt und überspannt sind vor allem die Verkehrsformen, die Höflichkeitsbezeugungen. Neben serviler Selbstverkleinerung

eine bedientenhafte Anhimmelung der Briefempfänger, zumal wenn man ihre Protektion oder sonstige Dienste begehrte. Diese abenteuerliche Komplimentierart führte zu den schwerfälligsten und ausschweifendsten Wendungen im Briefe. So kommen die meisten deutschen Briefe dieser Periode fast nur in Betracht als Dokumente eines bedenklichen Tiefstandes deutschen Empfindens und deutschen Stils. Und wenn oft durch eine Karrikatur oder Parodie die charakteristischen Züge einer Erscheinung drastischer als durch irgend ein andres Mittel veranschaulicht werden können, so kann uns auch hier eine zeitgenössische Parodie diesen Dienst thun. Im Horribilicribrifax des Gryphius schreibt Sempronius, „ein alter verdorbener Dorfschulmeister von großer Einbildung" an die Dame seines Herzens den folgenden Brief:

„Dem himmlischen auf der Erden scheinenden Nordstern meiner Sinnen, dem großen Bären meines Verstands, der einzigen Subtilität und höchsten enti meiner Metaphysica, der würdigsten Natur in der ganzen Physica, dem höchsten Gut aller ethicorum, der beredtsamsten Phöbussin dieser Welt, der zehenden Muse, andern Veneri, vierten chariti und letzten parcae meines Verhängnisses, dem hochedlen, wohlgeborenen Fräulein Cölestine, meiner glorwürdigsten Gebieterin ad proprias.

Si vales bene est, ego autem valeo sagt Cicero, ich hergegen: O ihr einiger Schleifstein meines Verstands; si vales bene est, ego autem non valeo, das ist: ich aegrotiere, melancholisiere, decumbiere, languiere in dem Hospital der Liebe, in welches mich eure grausame Schönheit einfurieret, und wie ein Kranker sich nach nichts sehnet als nach seinem Arzt, ita ego vehementer opto nur einen Anblick eurer clementz, welchen ihr doch Hunden und Katzen nicht mißzugönnen pfleget. Widrigenfalls gehet der Schneider schon zu Werke meiner Hoffnung, die nichts hat als Bein und Knochen, ein Trauerkleid zu machen, weil ich genzlich entschlossen bin, mit dem ersten Schiff, welches Charon wird nach den campis Elysiis abgehen lassen, mich von hier dahin zu begeben, ubi veteri respondet amore Sichaeus. Dieses wo euch möglich verhütet, und seid gegrüsset von dem, der die Erde küsset, auf welcher das Gras gewachsen, welches der Ochse gefressen, aus dessen Leder eure Schuhsohlen geschnitten.

Titus Sempronius,
Caji filius, Cornelii nepos, Sexti abnepos.

In diesem Brief haben wir in starker Vergröberung alles beisammen, was für den Durchschnittsbrief jener Zeit charakteristisch ist. Die Sprachmengerei, das Haschen nach geistreich und zierlich sein sollenden Wendungen, den Schwulst und die ausschweifende Komplimentierart.

Nicht alle Briefschreiber nahmen in gleichem Maße an diesen Verkehrtheiten teil. Auch in dieser Zeit finden sich Männer und Frauen, die einen schlichten, natürlichen, volkstümlich kräftigen Stil schreiben. Steinhausen nennt hier Namen wie Hans von Khevenmüller, Wolfgang Ratichius, Kardinal Khlesl, Wallenstein, und gewiß fände sich noch mancher, dessen Briefe im Gegensatz zu dem alamodischen Ton die Art der „vorigen Einfalt" aufweisen. Mancher mag empfunden haben, wie der Verfasser eines Briefstellers in jener Zeit, der sich äußert: „Und ob man zwar vermeinet, daß die jetzige Welt mit ihrem Witz und angemasseter Höflichkeit sei sehr weit kommen und der Alten Einfalt sehr hoch verbessert habe, so ist dennoch auch nicht zu verneinen, daß die alte Einfalt und aufrichtige Herzenserklärung vor Gott und bei vernünftigen und weisen Leuten den Vorzug behalte, sintemal die jetzt gemeine Complimentierart wenig Vertrauen und Kraft hat."

Die beste Bestätigung dieses Urteils können uns die Briefe der Liselotte bieten, und nicht minder diejenigen ihres Vaters, des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Besonders aus seinem Verkehr mit der nachmaligen zweiten Gemahlin Luise, einer geborenen Freiin von Degenfeld, sind uns Briefe erhalten von einer natürlichen ungezwungenen Frische, wie sie sich selten findet in jener Zeit. Wohl flicht auch er oft italienische Sätze und Wendungen ein und fällt hin und wieder in einen geschraubten Stil, aber der Ton einer ungezwungenen Unterhaltung ist doch vorherrschend, und hin und wieder klingt auch Laune und Humor an; so überschreibt er einen Brief: Hasenloch oder vielmehr Schmutzloch, 30. März / 9. April 1676, oder ein andermal: „Lautern den Dienstag 31. August 1669 im sauerbierenland, da die Trauben so hart seindt, daß man die spatzen mit totschießen kann." Ein Brief beginnt: „Hieauf schicke ich wieder etwas Rundes (Melonen) anstatt des Langen so mit kommen sollte, mich selbst mein ich." Auch einen Vers flicht er wohl in den Brief ein, so schließt er einen derselben:

Viel eher soll der Rhein über die Alpen laufen
Viel eher soll der Main den Odenwald ersauffen,
Viel eher soll zergehn die Erd und Firmament
Eh' gegen Rosalind mein Treu soll nehmen End.

Besonders hübsch und anschaulich sind die Briefe, die er aus dem Felde an Luise schreibt:

Alla Signora Mia illustrissima!

Neustat den 28. August 1669 nachmittag um 5 Uhr.

Alleweil kommen wir hie an durch große Hitz und Staub, welche mein Schatz wohl schwerlich hätte ausstehen können. Hiemit kommen auch zwei Boten mit zwei Körb mit Trauben aus unserem Kanaan, einer vor mein Schatz, der ander vor Liselotte. Ich hab meinen Bauch ziemlich mit dergleichen gefüllt, ehe wir ins Sauerbierenland kommen, da wir werden Heerling essen müssen. Es wird gewiß ehrbarlich allda hergehen, nachdem alles Tanzen und Saitenspiel im Land verboten. Gestern sind wir mit 100 Pferd aufeinmal mit der fliegenden Brück über Rhein in einem Hui gefahren. Wenn ich bis nach Frankenthal hätte also gemächlich kommen können, hätte ich mich nicht wund geritten. Heut zu Mittag hab ich zu Gronaue zu Mittag gessen; der Herr vom Hause hatte guten Wein hergeben, ich aber die Speis. Gott bewahr mein herzlieben Schatz und alle unsere lieben Kindergen, und Sie bewahr mich in ihrem Herzen, wie Sie mich am liebsten hat, und glaube, daß rechte Liebe und jalousie inseparable sind und jene ohne diese nicht sein kann und ebenso wenig als Ehr und courage zerteilt werden können."

Prächtig und originell spricht sich sein tapferer Sinn in einem andern Brief aus, in dem er schreibt: „Unterdessen bitte ich meinen Engel um Gotteswillen, sie wolle sich doch nicht so ängstigen noch betrüben, sondern die große Tugend der Geduld, so sie zu aller Leut' Ruhm und Verwunderung so lange Zeit her geübet nun auch erweisen und dem Allmächtigen vertrauen. Wozu dienen sonst alle die Menge von Psalmenbücher und Postillen, so in der deutschen Frauenzimmer Hände und auf den Fenstern und Tischen herumspazieren, wann sie einen dazu nicht nutz sein? Gott verzeihe mir! ich bin allen Abend so müde und schläferich, daß ich auch meine Samstagsschuldigkeit vergesse, dann ich alle Morgen um 4 Uhr auf bin und hab keinen guten Engel im Fleisch

bei mir, der mich dran gemahnt. Dies ist ein hartes Jahr mit mir: ein liebes Kind gestorben, das ander nicht weit davon gewesen, mein liebster Schatz so übel auf und das solang während, soviel Kurfürsten und andere wider mich, wenig treue Bediente, viel Kranke an Leib und Gemüt, kalte Bluts- und andere Freunde, wenig Geld; gleichwohl patience! Vinca cuor forte ogni dura sorte." Schlicht und herzlich ist überall der Ausdruck seines Gefühls: „Wann ein Reiter von Frankenthal kommt und bringt mir nichts von meiner herzliebsten Signora, so mein ich stets „ausm Gesicht, ausm Herzen", welches mich dann nicht wenig betrübt. Unterdessen denke ich nichtsdestoweniger an Sie und feire in nichts, was zu Ihren besten dient, wenn man nur Geduld haben kann." In seinem warmen Familiensinn, seiner ungekünstelten Gradheit, seiner frischen Sprache, steht Karl Ludwig als eine sympatische Erscheinung in einer verschrobenen Zeit vor uns.

In einem ganz andern Ton sind die Briefe gehalten, die den pietistischen Kreisen und ihrem gegenseitigen Verkehr entstammen. Auf die Ausdehnung des Briefverkehrs war der Pietismus von großem Einfluß und auch die Empfindung und Sprache in den Briefen aus der Zeit der Empfindsamkeit im folgenden Jahrhundert senkt vielfach ihre Wurzeln bis in diese Zeit. Man gewöhnte sich über Seelenzustände zu sprechen, die Regungen des eignen Innern zu beobachten und zu zergliedern, man suchte Gelegenheit zu gefühlvollen Herzensergüssen. Ein Spener hatte einen höchst ausgebreiteten Briefverkehr, von allen Seiten wurde er um Rat, Gutachten, Trost angegangen, Francke schreibt in den Briefen an seine Frau einen natürlichen, lebendigen Stil, so in dem Brief von Ulm, aus dem Jahr 1717.

Mein liebstes Herzenskind!

Ich habe endlich vor etlichen Tagen Deine werthe Schreiben vom 23. Oktober, 6. November und 21. November zugleich empfangen. Dein Verlangen habe ich wohl gedenken können, wo ich denn auch versichere, daß ich Dich allezeit in meinem Herzen habe. Ich weiß aber, daß das Dich sehr freuen muß, daß der Hunger meiner Seele durch Gewinnung vieler Seelen und augenscheinliche große Stärkung vieler Kinder Gottes ein wenig gestillet wird. Und dann wirst Du Dich desto mehr freuen, wenn Du mich frisch und gesund und wohl gestärket an Seel und Leib

wieder sehen wirst. Es fragen mich manche theure Seelen nach Dir und freuen sich sehr, wenn sie an mir merken, daß unsere Liebe recht herzlich und in der Liebe Christi gegründet sei, erbauen sich dadurch auch nicht wenig. Sonst versichere ich, daß es mit meiner Reise nicht anders ist als mit den Reisen der Kinder Israel, davon es hieß: ‚Nach dem Wort des Herrn zogen sie und nach dem Wort des Herrn lagen sie still.‘ In solcher Gewißheit und Freudigkeit eines völligen Glaubens führt mich der gnädige und barmherzige Gott; und so ergeben sich von selbst alle Umstände, daß ich nicht an göttlichem Willen zweifeln kann. Indessen ist ein stetiges Eilen nach unserem lieben Halle in mir, ob ich gleich unmöglich noch eine gewisse Zeit meiner Rückkunft benennen kann. Vielleicht geschieht's eher, als ichs jetzt selber vorher sehen kann. Die Post eilet, daß abbrechen muß. Mit dem nächsten Posttag ein Mehrers. . . .

Der alte Prälat von 70 Jahren in Blaubeuren empfing mich mit diesen Worten: ‚Wie eine Braut sich über ihren Bräutigam freuet, so erfreue ich mich über seine Ankunft.‘ So wirst Du Dich auch freuen. Adieu. Die Weisheit mache Dein Herz stark gegen das habende Verlangen."

Ein kräftiges und klares Empfinden hat in diesem Briefe einen schlichten und ansprechenden Ausdruck gefunden, und immer wieder begegnen uns in der Folgezeit Briefe aus pietistischen Kreisen, die durch schlichte Kraft des Empfindens und wohlthuende Einfachheit der Sprache sich auszeichnen. Es sei hier nur an den bekannten Brief J. A. Bengels an seinen ungezogenen Sohn erinnert, oder an das ergreifende Schreiben des alten Wizemann an seinen sterbenden Sohn, den Freund Jakobis.

Besonders unter den Frauen des 17. Jahrhunderts hat es stets solche gegeben, die in ihren Briefen wahre Natürlichkeit zu bewahren verstanden. Es kam ihnen vielfach zu gute, daß die Bildungsmittel der Zeit für sie schwerer zugänglich waren. Dies gilt vor allem von den Frauen des Bürgerstandes. Hier ist auf die weiblichen Angehörigen des Behaimschen Hauses zu verweisen, die teilweise sehr natürlich und munter zu schreiben wußten, aber auch in den höhern Kreisen findet man noch die alte volkstümliche Art des Briefes, obgleich hier der Einfluß der neuen Bildung ein weit stärkerer war. Wieder ist es die pfälzische Fürstenfamilie, die hervorragt. Die zweite Gemahlin Karl Ludwigs,

Luise, eine geb. Freiin von Degenfeld, schreibt besonders schöne Briefe an ihre Kinder. Am weitesten aber ragt die Tochter Karl Ludwigs über ihre Zeit empor.

Wie Luther im 16. Jahrhundert als Meister des Briefes eine überragende Bedeutung beanspruchen kann, so nimmt im 17. Jahrhundert Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, die erste Stelle ein. So sehr die Liselotte in ihren Briefen an der Schwäche der Zeit, der deutschfranzösischen Sprachmengerei Anteil hat, so tritt uns doch überall in ihrem äußerst ausgedehnten Briefwechsel das Bild einer Frau entgegen, die am Hofe eines Ludwig XIV. sich in allen Stücken ihr deutsches Empfinden gewahrt hat. Ein Hauptzug ihres Wesens ist unbedingte Aufrichtigkeit und Offenheit, und so ist es ihr Streben, auch in ihren Briefen „natürlich“ zu schreiben: „Ihr wist ja woll, daß ich ganz natürlich bin. Wehren mir Ewere Brieffe nicht ahngenehm, so würde ich ja nicht sagen, daß sie mirs sein, würde auch nicht exact darauff antwortten, wie ich thue.“ Auch in andern Dingen ist ihr alles, was nach konventionellem, angekünsteltem Wesen aussieht, innerlichst zuwider. Ihre Briefe sind voll von Reflexionen über religiöse Fragen, und ihre Erörterungen münden meist in Resultate aus, die den Anschauungen des Rationalismus in vielen Stücken gleichen. Unerbittlich aber ist ihr Urteil über die unduldsame Devotion, die besonders unter dem Einfluß der Frau von Maintenon am französischen Hof Geltung bekam: „Wenn man meiner Stimme und Meinung folgen wolte,“ schreibt sie einmal an die Kurfürstin Sophie von Hannover, „würde gewiß niemandes wegen seines Glaubens geplagt werden und ein jeder leben wie es ihm ahm besten däucht, denn ich habe nicht vanitet genung, umb jemahlen mir einzubilden, daß mich Gott der Allmächtige in dieße Welt gesandt hatt, umb aller Seelen Richter zu sein undt umb zu wissen, wer seelig werden kann oder nicht.“ Und ein andermal schreibt sie derselben: „Ich bilde mir ein, E. L. singen in dießem Augenblick ‚Christus ist erstanden von der Marter alle, deß wir sollen fröllig sein, Gott loben und ihm dankbar sein und singen halleluja, halleluja,‘“ denn wo mir recht ist, so ist jetzt Ostertag bei E. L... Das geschieht manchem hier, daß die devotion ihnen den Hirnkasten verdreht, man sieht aber wohl, daß die Herren Pfaffen nur ihr divertissement mit der religion haben und alles vor histörger halten, weillen sie es so verzehlen. Wenn

ein Mensch des andern Teuffel ist, kann man wohl sagen, daß die Pfaffen die ärgsten Teuffel sein. Vor diesem sagte man im Sprichwort: ‚Wo der Teuffel nicht hinkommen kann, da schickt er ein alt Weib,‘ hier in Frankreich aber könnte man sagen: ‚Wo das alt Weib nicht hin kann, da schickt sie Pfaffen, denn man hat mich versichert, daß in jede paroisse zu Paris Pfaffen von dem alten Weib hingesetzt seien umb ihr alles anzutragen, was in ganz Paris vorgeht.“

Das „alte Weib“, von dem hier die Rede ist, ist eben die Maintenon, gegen welche Liselotte einen ehrlichen Haß hegte. In allem was ihr in spätern Jahren Widriges am Hofe widerfuhr, sah sie ihre Machenschaften, aber obgleich sie wohl wußte, daß alle ihre Briefe geöffnet und gelesen wurden, ging sie mit den Ausdrücken ihres Widerwillens nicht sparsam um. Es ist eine ganze Skala von schmückenden Bezeichnungen, mit denen sie ihre Gegnerin bedenkt, sie heißt: das alte weib, die alte zott, die alte rompompel oder Kunckunckel, und das eine Mal geht ihr frommer Wunsch dahin: „Welcher Henker uns unsere alte rompompel hier wollte wegnehmen, sollte ich wohl für einen ehrlichen Mann halten und gern vor ihn bitten, daß er mögte geadelt werden.“ Ein andermal wieder schreibt sie: „Mein parthy ist gefaßt, ich will hinfüro, wo mirs möglich ist, die zeit nehmen wie sie kommt und mir vor meine Gesundheit sorgen, denn ob ich schon nicht jung mehr bin, so ist doch die alte zott älter als ich, hoffe also, daß ich noch vor meinem End' den Spaß haben werde, den alten Teuffel bärsten zu sehen.“ Wie ihr die unduldsame Devotion des Hofes, deren Verkörperung sie in der Maintenon sah, viel Unlust bereitete, so ging ihr auch der Jammer der Pfalz, dessen unschuldiger Anlaß sie war, sehr nahe. Sie lebte innerlich mit der Heimat weiter und konnte sich auch in vielen Äußerlichkeiten nur schwer in das französische Leben schicken. Auch die kulinarischen Genüsse der Heimat behalten für sie ihre Anziehungskraft: „Ich kann weder thé, caffé noch chocolatte vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gerne trinkt. Thee kommt mir vor wie Heu und Mist, Caffé wie Ruß und Feigbohnen und Chokolat ist mir zu süß. Was ich aber wohl essen möchte, were eine gute kalteschal oder eine gute Biersupp. Man hat auch hier kein braunen Kohl noch gut Sauerkraut. Dies alles äße ich herzlich gern mit Euch.“ Und ein andermal: „Ich kann nicht begreiffen, wie man

auß caffé, chocolat und thé ein delice machen kann, guten braunen Kohl, Sauerkraut, Schinken und Knackwurst schmeckten mir viel besser und ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen seindt mein Sach." Derbe, kräftige Kost behagt ihr auch in der Unterhaltung, und neben der Freude am behaglichen Erzählen recht gesalzener Anekdoten thut sich bei ihr diese Neigung genug in einer Vorliebe für sprichwörtliche, volkstümliche Redeweise. In hohem Grade eignet ihr ein derber Mutterwitz, und manchmal müssen die ihn fühlen, die ihr die Briefe öffnen: „Nun macht mans gar zu grob mit meinen Brieffen, denn es fehlt die Hannoverpost ganz," schreibt sie einmal an Sophie von Hannover. „Meine Kammer ist ganz voller Wespen, es seindt ihrer mehr als 30 ans Fenster und ich habe gewünscht, daß die, so mir meine Briefe aufhalten, sie alle möchten im Hintern haben, um an etwas anders zu gedenken als an meine Briefe." Drastische Sprichwörter liebt sie besonders: „Die Liebe ist wie der Thau, fällt so leicht auf einen Kuhfladen als auf ein Rosenblatt," oder: „Es geht klein her, sprach der Wolf, als er nichts als Schnecken fraß," „Geduld überwindet Buttermilch," „Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte der Teufel zum Kohlenbrenner," „Einem jeden seine Weise gefällt und seinen Dreck für Weihrauch hält." In der gelungenen Anwendung solcher sprichwörtlicher Redensarten und Wendungen ist sie Meisterin.

Liselotte war eine ungemein eifrige Briefschreiberin, 1707 schreibt sie: „Es geht kein Tag vorbei, daß ich nicht aufs wenigst 4 Briefe schreibe, des Sontags oft 12, und das sind nicht kurze Billets, sondern teilweise ‚große, mächtige' Briefe bis zu 24, 26, 28, ja 30 Seiten." Es wäre ihr nicht möglich gewesen so umfangreich und so oft zu schreiben, wenn sie nicht auch die Kunst behaglich zu plaudern besessen hätte. So ist ihr kein Vorkommnis zu klein, sie bespricht es in ihren Briefen, und diese kleinen Genrebilder gehören zum Anmutigsten in ihren Berichten. Da beschreibt sie in anschaulichster Weise einen Unfall, der sie auf der Hirschjagd mit ihrem Pferd betroffen, da lesen wir mit Interesse die Versöhnungsscene mit der Maintenon nach dem Tod des Herzogs von Orléans, der allerdings kein dauernder Friede folgte, da ist so manche intime Scene aus ihrem Familien- und Hofleben. Wie hübsch erzählt sie: „Ich schenkte gestern Mad. de Chasteautier einen schönen Papagei, der plaudert immerfort. Ich wollte hören,

was er sagen kann, ließ ihn in meine Kammer, meine Hunde wurden jalous, und eine, so Mione heißt, wollt ihn anbellen; der Papagei sagte als ‚donne la patte‘; ich wollte, daß E. L. hätten sehen können, wie verwundert Mione war, den vogel sprechen zu hören: sie hörte auf zu bellen, sahe ihn stark an, hernach mich; wie er fortfuhr zu reden, erschrak die Mione wie ein Mensch, lief davon und versteckte sich unter das Lotterbett, da fieng der Papagei überlaut an zu lachen. Das macht mich an Herr Leibnitz gedenken, daß E. L. sagen, daß er soutenirt, daß die Thiere Verstand haben, keine machine sein, wie es Descarte hat behaupten wollen, und ihre Seelen unsterblich sein. In jener Welt werde ich mich sehr erfreuen, nicht allein Verwandte und gute Freunde wieder finden zu können, sondern auch meine Thierger, aber wäre wohl attrappiert, wenns bedeuten sollte, daß meine Seele so sterblich als die ihrige werden sollte, und daß wir allzusammen nichts mehr sein sollten, will lieber das andere glauben, denn es ist viel tröstlicher.“ Gern giebt sie den Ihrigen eine anschauliche Vorstellung von ihrem täglichen Leben und Treiben: „Ich bin den ganzen langen Tag allein in meinem cabinet und die Zeit wird mir nicht lang, finde die Tage zu kurz, habe viel Blumen vor meinem Fenster, viel Hündtger, so ich recht lieb habe, gegrabene Steinger, viel Bücher; damit kann ich mich gar wohl amussieren und damit geschieht weder Gott noch der Welt Verdruß. Eine von meinen schönsten Hündinnen ist im Kindbett hier in meinem Cabinet. Adieu liebe Luise.“

Sie sagt einmal von sich: „Das ist wohl gewiß, daß wenn ich so glücklich gewesen wäre, ein Mannsmensch zu sein und Kurfürst zu werden, daß Ihr völlig contentement würdet gehabt haben und meine Unterthanen auch.“ Aber neben den männlich derben Zügen ihres Wesen fehlte es nicht an Beweisen eines weichen und warmen Gefühls. Wie ihr Gemahl gestorben ist, der sie sehr vernachlässigt, ja teilweise angefeindet hatte, ist sie doch aufrichtig betrübt, und nach dem Tod Ludwigs XIV., von dem sie auch manche Kränkung und Zurücksetzung hatte erfahren müssen, schreibt sie: „Der König war von sich selber gut und gerecht, allein das alte Weib hatte ihm so eingepregt, daß es niemand gut mit ihm meint als sie und seine Minister. — — Meine Augen thun mir noch wehe vom abscheulichen Weinen wie ich von Versaille weg bin.“ Treu hängt sie an den Ihrigen und an ihrer pfälzischen

Heimat: „Ich habe ein nur zu teutsch Herz," aber dabei ist ihr Geist für die vielseitigsten Interessen aufgeschlossen. Die Komödie besonders ist ihr eine liebe Unterhaltung und auch die Jagd. Neben der starken Bewegung, die ihrer Gesundheit förderlich ist, ist ihr besonders der Verkehr mit der Natur bei diesem Vergnügen ein Genuß: „Heute morgen haben wir schon einen Hirsch gefangen. Es ist das schönste Wetter von der Welt und man kann nichts angenehmeres erdenken als der Tiergarten wo wir jagen. Heute Morgen war es nicht zu warm, denn es gieng ein kühl Löfftgen, der Wald ist voller Schlüsselblumen und Violen, das macht die Luft wohl riechen mit dem Geruch von frischem Laub. Das ganze Holz ist voller Nachtigallen, fällt man en défaut (auf falsche Fährte) wie es heute geschehen, und hört weder Hunde noch Jagdhörner, hat man doch diese angenehme Musik, welches desto süßer laut't, indem man das große Geras von Hunden und Jagdhörnern gehört . . ."

Unerschöpflich ist der Reichtum dieser Briefe an kulturhistorischem Material, an guter Laune, an behaglichem Geplauder, und immer wieder tritt uns die Gestalt der Verfasserin plastisch vor Augen, wie sie Ranke uns beschreibt: „Ohne äußere Schönheit und Anmut, wovon niemand mehr als sie selbst zu sagen weiß, ein kräftiges Kind der Natur, unverbildet und derb, gegen jedermann und über alle Dinge gerad heraus, unversöhnlich, wenn man sie beleidigte, überhaupt nicht leicht in der Stimmung die Dinge zum besten zu kehren, nur wenig gefügig, durch und durch deutsch, so daß sie kaum einen Anflug französischer Gesinnung in sich aufnahm. Mitten im Gewühle des Hofes einsam, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfnis vertraulicher Mitteilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmete; ihre Briefe gehören zu den merkwürdigsten Denkmalen der deutschen Sprache, die dort in Versailles in ihrer ureignen Kraft geschrieben wurde."

Das 18. Jahrhundert.

Das Zeitalter der gefälligen Glätte und Anmut in der Litteratur und im Briefstil.

Christian Fürchtegott Gellert.

Das achtzehnte Jahrhundert wird mit Recht das klassische Zeitalter des deutschen Briefes genannt. Von der Wohlanständigkeit, Höflichkeit, Formenglätte und zierlichen Eleganz, wie sie Gellert für den Brief gefordert und begründet hatte, nimmt die Entwicklung des deutschen Briefes im 18. Jahrhundert ihren Ausgang. Durch die Frauen vor allen Dingen, die den stilistischen Zwang durchbrachen, wurde der Wahrheit und Natürlichkeit die Bahn gebrochen, und der Brief wurde so nach und nach zu einem wirklichen natürlichen Erguß der Seele, in dem alle Sprachmeisterkunststückchen verschwanden und einem zwanglosen, traulichen Geplauder Platz machen mußten. In dieser Natürlichkeit und Wahrheit erwiesen sich vor allem Klopstock, Lessing, Schiller und Goethe als gelehrige Schüler der Frauen. Sie ergehen sich zwanglos, wie sie es von Meta Moller, von Eva König, von Goethes Mutter oder Charlotte von Schiller gelernt hatten, in einer gesunden und ungekünstelten Sprache und geben in ihren Briefen ihre Gedanken in unmittelbarem Ausdruck wieder, ohne sie erst durch einen Prozeß ästhetischer Abkühlung zu destillieren, wie das Gellert gelehrt und geübt hatte. Wenn Gellert in der Vorrede zu seiner Briefsammlung*) sagt: „Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden sein sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsere Sprache zu den

*) C. F. Gellert, Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig, 1751.

......war aus dem Herzen herv
und Vorschriften eingeengt zu werde
Mustern der Einfachheit und Wahrheit
geht bei seiner noch heute lesenswerten
Geschmacke in Briefen von dem Gedank
Stelle eines Gesprächs vertritt, daß er
spräch sei und also in einem Briefe nich
was im Umgange erlaubt ist (S. 3).
Stelle einer mündlichen Rede, und desw
zu denken und zu reden, die in Gespräch
als einer sorgfältigen und geputzten Sch
Nachahmung des guten Gesprächs." Da
auch nicht die starken oder platten Ausdr
verwenden, sondern wer Briefe schön s
schreiben, wie eine Person im Umgang
welche die Wohlredenheit völlig in ihrer G
rede, ohne daß die Ausdrücke sich von de
weit entfernten, daß der Unterschied de
werde (S. 10). „Ein Brief," fährt er
nicht einem armseligen Zimmer gleichen,
leer ist; aber er muß auch kein prahl
darinnen man eine Menge von Kostbarkeit
die vielleicht an zehn andre Orte gehöre
merksamkeit ermüden, anstatt daß sie dieselb
Besuchte ...

Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntere und nachlässige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen." Ciceros Vorschriften, die er in seiner Schrift De oratore in rhetorischer Beziehung giebt, die französischen Briefe der Babet an Boursault, der Marquise von Sevigne, Racines, Rousseaus, Voltaires u. a. führt Gellert als maßgebend und vorbildlich an. Daß im Briefschreiben vor allem die Frauen Meisterinnen sind, betont Gellert ganz besonders: „Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hilfe einer zarten und glücklichen Empfindung die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben als die Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bei uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt als wir. Eine Vorstellung macht bei ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bei einem guten Gedanken lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind wie ihre Eindrücke leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freier und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräths leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen und Theile, die nicht nothwendig zusammengehören, so zu stellen weiß, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. . . . Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend sein, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben" (S. 75 ff.) Gellerts großes Verdienst ist es, mit Geschmacklosig-

keiten, wie sie vor ihm in Deutschland Sitte waren, daß man z. B. in Briefen einen Kuß einen „Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse, ein Paar gegeneinander schlagende Feuersteine, ein karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe, einen süßen Lippenbiß, einen holdseligen Mundddruck, eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, ein Zuckerbrot, das nicht sättiget“ u. s. w. nannte, ein für allemal gründlich aufgeräumt und an guten Mustern einen reinern und bessern Geschmack begründet zu haben, aber über eine wohl abgezirkelte Regelmäßigkeit ist er nie hinausgekommen. Gegenüber der lebensfrischen Schreibart Goethes, die einem lebendigen Waldquell gleicht, muten uns die Briefe Gellerts und seines Zeitalters, das von seinem genus dicendi beherrscht war, an, wie Springbrunnen zwischen künstlichen Grotten und wohlgehegten Bosketten. Seiner Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen fügte er als Muster des guten Geschmacks dreiundsiebzig aus dem wirklichen Leben stammender und von Zeitgenossen wirklich geschriebener Briefe bei, die wir hier jedoch übergehen können, da seine Briefkunst viel schöner und lebendiger in seinem Briefwechsel mit Demoiselle Lucius und in seinen Briefen an Fräulein Erdmuth von Schönfeld hervortritt. Wir wählen aus diesen beiden Sammlungen einige aus.

Briefe an Fräulein von Schönfeld.*)

Leipzig, d. 5. Dec. 1758.

Gnädiges Fräulein,

Ihr zweiter Leibmedicus, Herr Kadebach, hat mich versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären**), einen Brief von mir

*) Gellerts Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönfeld, nachmals Gräfin Bünau von Dahlen, aus den Jahren 1758—1768. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, 1861. — Johanna Erdmuth von Schönfeld, geb. 31. Okt. 1741, war die Tochter des nachmaligen kursächsischen Oberschenken Rudolf von Schönfeld auf Schloß Löbnitz bei Bitterfeld und der Gräfin Erdmuth Dorothea Magdalena Vitzthum von Eckstädt, die sich 1737 mit Rudolf von Schönfeld vermählt hatte. Diese war eine große Verehrerin Gellerts. „Die Frau Gräfin kann mich auswendig,“ schrieb Gellert 1758 an seine Schwester.

**) Der erste Brief Gellerts an Fräulein von Schönfeld vom 6. November 1758 handelte von der Erkrankung des Fräuleins Erdmuth von Schönfeld, die durch eine fieberhafte Krankheit an das Krankenzimmer gefesselt war.

zu lesen, und dieses ist mir schon genug, einen zu schreiben. Aber womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? Mit Ihrer ausgestandnen Krankheit? Das wäre sehr grausam. Mit meinen Collegiis? Das wäre noch grausamer. Nein, mein Brief soll ein kleines Kriegsdiarium aus dem schwarzen Brete enthalten; denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind, an meinen Schicksalen Antheil zu nehmen.

Den 18. November ließ sich ein Husaren-Lieutenant*) von dem Gefolge des General Malakovsky**) sehr ungestüm bei mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann Niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch, was da will. Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigen Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft. Mit der linken Hand hielt er seinen fürchterlichen Säbel und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein Paar Pistolen, die Mütze und eine Korbatsche, mit Drat durchflochten. Was ist zu Ihrem Befehle, Herr Lieutenant, fieng ich mit Zittern an? Haben Sie Ordre, mich zu arretiren? Ich bin unschuldig. — Nein, mein Herr! Sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? — Ja, ich bin Gellert. — Nun, es erfreut mich, Sie zu sehen und zu umarmen (o wie zitterte ich bei dieser Umarmung!). Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften; Sie haben mir in meinen Feldzügen viel Dienste gethan und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu versichern. — Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant. (Mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervorbringen.) Haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. — Ja, das will ich gern thun. Sagen Sie mir nur, wie Sies angefangen, daß Sie so viel schöne Bücher haben schreiben können? — Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ichs mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so

*) Dieser Brief hat daher den Namen Husarenbrief erhalten. Er wurde zu Gellerts großem Ärger ohne sein Vorwissen bereits 1761 (oder schon 1760) gedruckt und dann sehr viel nachgedruckt.

**) Generalmajor Paul Joseph Malachowsky von Malachow war Chef eines preußischen Husarenregiments; 1771 wurde er zum Generalleutnant ernannt.

dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andre, dachte nur an meine Materie und schrieb, was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten und was sie zu erinnern hätten. Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und es alsdann drucken lassen: so besserte ich und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen. — Nun, das will ich mir merken, versetzte er. Ich habe oft Lust und Zeit zum Schreiben und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Professor; lesen Sie sich also einen aus. Diese hier sind von einem Cosacken-Obersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte. — Es lief mir bei diesem Praesente eiskalt über den Leib. Das sei ferne, daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entziehn sollte. Nein, lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. — — Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind Syberische. Und diese Peitsche, das ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches, Tartarisches*); es steht bei Eulenburg und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken; ein Wort ein Mann! Der Soldat hat nichts Kostbarers, als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesnes Gewehr. — Hier nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. Dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum und kaum; denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? — Ja, geben Sie mir Ihre Trostgründe wider ein

---

*) Auch Gellert nannte die Tataren noch Tartaren, in Erinnerung an das Wort eines Papstes: „immo vero ex tartaro veniunt.“

sieches Leben, wenn ich etwan noch von den Russen blessiret würde; denn ach die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husarenlieutenant, daß ich ein Collegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Kameraden besetzt hielt, abnahm. Peter! rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfin*) geschrieben hat. Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen wilden Beifall zu. Die andern Husaren bückten sich auch sehr tief; und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bei dem General Malakovsky auf irgend eine Weise dienen? — Im geringsten nicht. — Oder bei dem General Dohna? — Ich danke unterthänig. — Oder auch bei dem Könige? — Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfällig; und schnell entfloh ich den Husaren.

Den 29. November. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, des Generals melden. Ich erschrak wieder; aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften und selbst den Grandison**) auswendig wußte; der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sei; daß die Freigeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte. Aber, fuhr er fort, ich habe eine Bitte an

---

*) Gellerts Roman „Leben der Schwedischen Gräfin von G.", Leipzig, 1746, erfreute sich großer Beliebtheit.

**) Der englische Romanschriftsteller Samuel Richardson war wegen der psychologischen Vertiefung seiner dichterischen Gestalten in Deutschland sehr beliebt, und auch Gellert verehrte ihn als sein Vorbild. Am gelesensten waren Richardsons Pamela und Clarissa Harlowe und sein großer Roman The history of Sir Charles Grandison.

Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Nein, Herr Graf, sie müßte sehr groß sein, wenn ich sie Ihnen abschlagen sollte. Was verlangen Sie? — Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf. Von Herzen gern, Herr Graf. Ein so lieber junger Officier, wie Sie, kann alles von mir bitten. — Nun, rief er, so mögte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern*) ist. Sie müssen doch solche Personen kennen, weil Sie sie so gut abgeschildert haben. — Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein; aber sie ist itzt krank; und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal hereintrat. Die sämmtlichen Oberofficiere, fing er an, von dem Beverischen Regimente, sind vor der Thüre und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Officiere nebst einem Feldprediger herein (es war Mittwochs um 11 Uhr), und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten. Ich flüchte entweder nach Welke, oder, wie ich schon versprochen habe, nach Bonau**). Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämte, den dritten Bogen zu nehmen! Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gn. Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe.

Glrt.***)

Gnädiges Fräulein,

Sie sind wieder krank gewesen und ich will also suchen, durch diesen Brief etwas zu Ihrer Erholung beizutragen. Vorgestern ließ sich ein Hessischer Geheimderath nebst einem andern Rathe bei mir melden. Sie kamen von Berlin und wollten zum Könige. Wir hatten nicht lange complimentiret, so fiel das Gespräch auf Rabners Satiren. Ja, fing der Rath an, dieser vortreffliche Scribent hätte auch länger leben sollen. — Er lebt noch, Herr

---

*) Die zärtlichen Schwestern, ein vielgelesenes Lustspiel Gellerts.

**) Bonau, ein Rittergut in der Nähe von Naumburg; Wölkau, ein Gut der Familie von Schönfeld.

***) a. a. O., S. 7—13.

Rath, und zwar in Wölkau bei der Frau Gräfin von Vitzthum*) und ist so gesund und munter, daß ich glaube, er kann noch fünfzig Jahre leben, wenn es anders ein Glück für die Welt ist. — Ist das möglich? Ist er also nicht todt? fuhr der Rath fort. Man erzählte mir in Gießen, daß er einen seiner Freunde auf dem Krankenbette besucht hätte und im Weggehen die Treppe herunter gefallen wäre und sich den Kopf eingestürzet hätte. — Da sei Gott vor, rief ich aus Leibeskräften! Er hat mir zwar viel Böses in seinem Leben gesagt; aber ich hoffe gewiß, er wird eines späten und sehr natürlichen Todes sterben. Der Mann hat bei seinen Fehlern sehr große Tugenden; und hier fing ich an, ihn erstaunend zu loben; denn es ist mein Fehler, daß ich gern lobe. — Ist er denn glücklich verheirathet? fragte der Rath vom neuen. — Er ist gar nicht verheirathet, mein Herr, und wird auch nicht heirathen, und er verdiente doch die beste Frau, und es ist eine Ungerechtigkeit, daß er nicht geheirathet hat. — Das ist schrecklich, Herr Professor, wie man mich hintergangen hat. Es wurde mir in Frankfurt erzählet, er hätte eine alte Frau des Geldes wegen genommen, die ihn abscheulich quälte. Ich habe es aber nicht glauben können. — Das sind böse Leute, Herr Rath, die Ihnen so was erzählet haben. Rabner ist kein witziger Kopf im engen Verstande; er ist witzig und bemittelt zugleich und kann andern witzigen Köpfen zur Noth Pensiones geben. — Nun, so sagen Sie mir nur, wie ich diesen Mann kann zu sehn bekommen. — Da weiß ich Ihnen keinen andern Rath, als daß Sie nach Wölkau reisen und sich im Garten und Schlosse umsehen. Wenn Sie einen jungen blühenden Mann, mittler Statur, sehr corpulent, mit einer heitern und sehr muthwilligen Miene gewahr werden, der ungefähr vierzig Jahr alt ist und einem Hofmanne ähnlicher sieht als einem Autor: so haben Sie Rabnern gesehen. Hier sprang er voller Zorn vom Stuhle auf, mein Rath. Ach, rief er, in Lübeck hat man mir ihn schrecklich beschrieben. O wie froh bin ich, daß der Mann so wohlgebildet ist. Er sollte klein, hager,

---

*) Gottlieb Wilhelm Rabener war am 17. September 1714 zu Wachau, einem Rittergute in der Nähe von Leipzig, geboren und war damals Obersteuersekretär in Dresden. Mit der Familie der Gräfin Vitzthum in Wölkau war er von Jugend auf befreundet, da das Gut seines Vaters, Wachau, in der Nähe von Störmthal lag, wo die Gräfin Vitzthum (geb. von Füllen) geboren war.

ausgewachsen sein, krumme, zweifach krumme Füße haben, kurz ein Aesop sein. Ich bitte Sie um alles, helfen Sie mir, daß ich diesen vortrefflichen Mann kennen lerne. Nun, sagte der Geheimderath, habe ichs Ihnen nicht gesagt, daß Sie falsch berichtet wären; man weiß es sogar in Paris, daß er ein schöner Mann ist; so wie man es in Paris weiß, daß Herr Prof. Gellert nez aquilin hat. — Aber, liebster Herr Professor, fuhr der Geheimderath fort, wer ist denn das vortreffliche Fräulein, an die Sie den berühmten Brief vom Husarenofficier geschrieben haben? Ich habe ihn in Berlin bei Hofe gelesen. — Vorher hatte ich, ungeachtet mir nicht wohl war, mich doch des Lachens bei den Rabenerischen Anekdoten nicht enthalten können; aber nun werd ich lauter Ernst und Hypochondrie. — Wer dieses Fräulein ist? Ich kann Ew. Excellenz versichern (er hatte einen Stern), daß es ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer ist. Sie müssen Sie selbst sehen, wenn Sie mehr wissen wollen. Rabner ist bei ihr; und Sie sähen also zwo merkwürdige Personen auf einmal. Aber der Brief — ach, Ihre Excellenz, ich wünschte, er wäre in arabischer Sprache geschrieben. — Schon merkte mir's der Geheimderath an, was ich sagen wollte, stund auf, besah meine chaise longue und dachte nicht mehr an den Brief. — Werden die chaisen hier in Leipzig verfertigt? Nein, Ihre Excellenz, in Welkau. O, rief der Rath, das wird ein Präsent von der Fräulein sein. — Ja, Herr Rath, ich kann es nicht leugnen. —

Genug von meinem Besuche; denn ich erhalte einen Brief von Ihnen, gn. Fräulein. — Ich habe ihn hurtig gelesen, will ihn bis Tische noch einmal lesen und Ihnen indessen unendlich danken, daß er so lang ist. — Auch einen von Rabnern? — Den armen Mann beklage ich nunmehr herzlich; aber ich kann ihm heute nicht antworten. Die Commissionräthin ist auch mit nach Dresden gereiset. Ich will mich sorgfältig erkundigen, ob ich einen Reisegefährten ausfindig machen kann. — Den Grandison schicke ich Ihnen mit tausend Freuden und alle meine Bücher, so viel Sie ihrer haben wollen. — Hier ist auch die Karte, worauf die Namen der beiden fremden Herren*) stehen. Der Geheimderath war ein sehr geschickter, belesener und gefälliger Herr Er hat mich schon zum andernmale besucht, und ich muß ihn sehr

*) Die Namen der beiden Besucher sind nicht auf uns gekommen.

loben. Der Rath ist auch ein guter Mann; aber er ist doch der Geheimderath nicht. — Empfehlen Sie mich der gn. Mama und dem Hrn. Generale unterthänigst. —

Leipzig, den 4. Febr. 1760. Glrt.*)

Briefwechsel Gellerts mit Demoiselle Lucius.**)

Caroline Lucius war am 7. December 1739 in Dresden als Tochter des Geheimen Kabinettsregistrators Karl Friedrich Lucius geboren. Die häusliche Erziehung leitete die Mutter, der Vater ließ ihr durch sorgfältig gewählte Privatlehrer einen vortrefflichen Unterricht erteilen. Karoline hatte hinreichende Muße zu einer ausgebreiteten Lektüre. So lernte sie die großen Schriftsteller und Dichter ihrer Zeit kennen; unter diesen wandte sie besonders Gellert ihre innige Verehrung zu und wagte es, am 21. Oktober 1760 einen Brief an ihn zu richten, den Gellert aufs liebenswürdigste erwiderte, und dem nun ein Briefwechsel folgte, der sein Ende erst mit Gellerts Tode fand. Im Jahre 1774 verheiratete sich Karoline Lucius mit dem Pfarrer Gottlieb Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels, eine Heirat, durch die sie mit den berühmten Gebrüdern Schlegel verwandt wurde. Nach dem Tode ihres Gatten kehrte sie 1813 nach Dresden zurück. Sie übersetzte verschiedene Werke aus dem Englischen und Französischen ins Deutsche und verfaßte ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: Duval und Charmille (in Druck erschienen Leipzig 1778), zu dem sie durch einen Mord veranlaßt wurde, der am dritten Weihnachtsfeiertage 1777 in Dresden geschah.

Ihr erster Brief an Gellert lautet:

Dresden, den 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen,

---

*) a. a. O. S. 99—102.

**) Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellerts mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1823.

Sie möchten mir es nun erlauben, oder nicht. Die Freiheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein, eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig sein, das hat man mir gesagt; und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht, das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich, Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwa verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?" — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute zwar nicht sonderlich viel in der Welt; aber daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl ein großer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Überdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich diesfalls auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch keine Parteilichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie ich eifrig nach Ihnen frage und mir jeden Umstand, um es mir recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weiß. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weiß ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach martere ich und meine Schwester (im Vorbeygehen, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahre alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast todt mit unsern Fragen, und ich

weiß nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen, Trodelwesten, Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie gesehen zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr Gödicke — ja! so heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bei meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch, (zum wenigsten hat man mirs gesagt) wenn Sie krank seyn und nicht schlafen können, des Nachts bei Ihnen aufsitzen, und wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch, wenn er wachen soll! — Sie speisen bei Ihrem Bruder, dem Fechtmeister. Warum ist doch Ihr Bruder ein Fechtmeister geworden? Ich bin ihm nur Ihrentwegen und um des Namens gut. Er soll ein poltrichter Mann seyn. — Ich soll ein geschwätziges Mädchen seyn, werden Sie sagen. Ja das bin ich auch, aber nur im Schreiben; sonst rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Ähnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben, — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schreiben, — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die ich bey diesem ganzen Geschmadere habe. Sehen Sie also nur. Ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, den einzigen Weg zu ergreifen, den ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe, so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so eitel machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen

die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor

Ihre gehorsamste Dienerin

Christiane Caroline Lucius.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenns geschieht und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Gellert antwortete:

Mademoiselle!

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft in einer so aufgeweckten, naiven und überzeugten Sprache versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen sollen, und sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den ersten Tag für dieses unerwartete Geschenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden und doch so natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte, von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiselle, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten.*) Sind Sie mit dieser Danksagung zufrieden? Vor zehn Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber itzt, scherzhafte Babet, kostet mich ein trockener Brief schon Mühe, und Gedanken, die freiwillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede; ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eins von meinen Werken haben, aber wozu? Sie haben sie ja alle gelesen, und es ist eitel, wenn der Autor sich

*) Gellert las übrigens den ersten Brief der Demoiselle Lucius in seinem Kolleg vor, unter Verschweigung des Namens der Verfasserin.

selbst zum Lesen verschenkt. Nein, gute Mademoiselle, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern möchte geschrieben haben, wenn ich so viel Fähigkeit besäße, als die Frau von Beaumont. Das Magazin dieser vortrefflichen Frau ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weiß es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentin nicht erst lesen und ihrer kleinen lieben Schwester (Fräulein Aufrichtig) vorlesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden und ebenso glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer, und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiselle, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlebens verharre

Ihr verbundenster Diener

C. F. Gellert.*)

Leipzig, den 22. Oct. 1760.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

Am 4. April 1761 schrieb Gellert an Frl. Lucius:

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Eltern itzt und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege

*) a. a. O. S. 1—6.

..., daß das andre Geschlecht vi
hafteste Hälfte des menschlichen Geschl
diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bes
rühmliches Beyspiel zu eben so guten
mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihne

Daß ein Brief von Herrn Rabene
mir, in Dresden in Abschrift herum
befremdet, und ich kann nicht einsehn, w
vorsichtig ist, diese Briefe hat könne
Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und
ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich
so genau mehr. Ihren werthesten Ae
gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schweste
und verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr

Einer der schönsten Briefe, den Gell
hat, ist der folgende, am 15. April
gerichtete:

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise
Vertrauen und Ihre Freundsch...

Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft, sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brot nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichtum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben."

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle, (so parteiisch werde ich) blos einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre

Verbesserung, die Sie mit des Doddrige Ausspruche vorgenommen haben,*) und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Haller'n sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Gellert.

Die angeführten Briefe werden genügen, um die Seite 23 ff. gekennzeichnete Art Gellerts, der als der anerkannte Meister des Briefes der damaligen Zeit namentlich auf die Frauenwelt vorbildlich einwirkte, deutlich darzulegen.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Gellert und Rabener pflegt man in der Litteraturgeschichte zusammen zu nennen, und sie sind so im Gedächtnis unsers Volkes untrennbar verbunden. Sehr glücklich charakterisiert sie ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, wenn er schreibt: „Gellert und Rabener — wer kennt nicht diese Namen, wer vereinigt sie nicht, als die Namen zweier Freunde, die gemeinschaftlich

*) Frl. Lucius hatte an Gellert am 7. April 1761 geschrieben: „Ihr Dobbridge erweißt uns Frauenzimmern sehr viel Ehre, aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann." a. a. O. S. 23.

und mit Glücke arbeiteten, ihr Vaterland in seiner eignen Sprache zu ergötzen, zu belehren und zu bessern? Ohne Zweifel sind dieser beiden Männer Schriften mit dem allgemeinsten Beifalle gelesen worden und haben das allerunverstellteste Lob erhalten. Man darf sich nicht darüber wundern. Ihre Schönheiten sind nicht von der versteckten Art, die nur wenige empfinden, die übrigen Leser aber, wenn sie dieselben loben sollen, auf Treue und Glauben annehmen müssen: sondern so offenbar, so leicht zu finden, so der gemeinsten Fassung gemäß, daß jeder Leser auch gültiger Richter derselben sein kann. Aber das Vergnügen ist ein zu kleiner Zweck für einen edelgesinnten Schriftsteller. Er will auch nützlich sein. Wirklich arbeiteten beide für die Besserung ihrer Leser, wenn schon nicht beide auf eine gleiche Weise. Thorheiten sind oft den Lastern ähnlich, entspringen aus denselben oder führen auf sie. Wer seine Mitbürger von jenen befreien will, muß auch diese zugleich angreifen: und indem Rabener bloß das Unschickliche und Ungereimte im Betragen dem Gelächter bloßstellte, so machte er auch zugleich das Boshafte und Widersinnige des Charakters verhaßt." Obwohl Rabener als Satiriker mit wesentlich andern Mitteln arbeitete als Gellert, indem ihm vor allem Witz und Spott als Waffe im Kampfe gegen Thorheit und Laster dienten, war doch der Zweck der beiden Schriftsteller genau der nämliche: ihre Zeitgenossen zu Wahrheit, Tugend und Religion, zu wohlanständigen Sitten in Haus, Gesellschaft und Staat zu führen. Nannte man Gellert den ernsthaften Prediger der Sittenlehre, so war Rabener der lachende Sittenrichter, der von vielen gefürchtet wurde. „Wer den Namen eines Satirikers verdienen will," schreibt Rabener selbst, „dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugenden, die er andere lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürsten und das Ansehn der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält und

einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will."

Unserm heutigen Zeitalter wird dieses Programm, das hier Rabener aufrollt, recht steif und philiströs erscheinen, man wird den zahmen Standpunkt dieses Satirikers belächeln und besonders das Moralische darin als kunstwidrig hinstellen. Aber für die damalige Zeit war dieser Standpunkt selbstverständlich. Rabener hätte überhaupt durch seine Satiren gar nicht auf sein Publikum wirken können, wenn er nicht von solchen Grundsätzen ausgegangen wäre. Denn damals verlangte auch das gesamte Publikum in Deutschland eine ernste moralische, das Hohe und Verehrungswürdige schonende Haltung selbst von dem Satiriker. Popularisation des nützlichen Wissens und der philosophischen Anschauungen sollte in Deutschland mit Hochachtung vor dem Göttlichen und den staatlichen Einrichtungen innig verbunden sein. Moralische Belehrung sollte zur Besserung der Sitten führen, und der Satiriker mußte sich dieser Forderung ohne weiteres beugen, wenn er überhaupt in Deutschland möglich sein wollte.

So erklärt es sich, daß Rabener sich von aller Frivolität, wie sie in Frankreich besonders bei Voltaire zu finden war, und aller rücksichtslosen und beißenden Schärfe fern hielt, wodurch er freilich niemals zu jener geistreichen und alles beherrschenden Kraft des Witzes gelangen konnte, wie sie Voltaire und den Franzosen überhaupt eigen war. Ein edler Lehrer der Menschheit, der mit mild lächelndem Spotte die Gebrechen seiner Zeit geißelte und auch in der Kunst nur das für berechtigt hielt, was der Menschheit nützte: so steht Rabener vor uns, und auch in seinen Briefen hält er durchaus diesen Standpunkt ein. Seine Briefe sind durchaus auf denselben Grundsätzen beruhende, sorgfältig stilisierte schriftstellerische Erzeugnisse wie seine übrigen unmittelbar für die Öffentlichkeit bestimmten Werke, unter denen ja seine „Satirischen Briefe", die er im Jahre 1751 verfaßte, den hervorragendsten Rang einnehmen. Wir sehen hier natürlich von den für die Öffentlichkeit als litterarische Werke geschriebenen

Briefen ab und geben zur Kennzeichnung seiner Art hier nur ein Beispiel aus seinen Privatbriefen.

Dresden, am 9. August 1760.*)

Liebster Gellert,

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herr W... vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Authorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruche des Tages fieng sich die Canonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer (sie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen), zerschmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle möglichen Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritt von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D... Aber auch hier fieng am 15. die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag**), besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das un-

*) Nach dem Bombardement Dresdens bei der Belagerung im Juli 1760.

**) Es war der 19. Juli, wie Rabener in dem bekannten Briefe an den Kabinettssekretär Ferber in Warschau näher angiebt.

glückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche*); um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt, endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wiederzusehn, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weiße verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allen diesen gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen giengen zum Thore hinaus auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13. Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittewochs auf der Erde. Ich ritte endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz

*) In dem Briefe an Ferber schreibt Rabener: „Schon um drey Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme."

kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn keiner von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund blieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr.

Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann und nicht weis, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihm diesen Brief lesen zu lassen, so wie dem ehrlichen Dyck*), welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigene kleine Person einen Band Satiren in Duodez, zwey Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird.

An das Haus St . . . bitte meinen unterthänigsten Respect zu vermelden. Wiewohl haben die gnädige Frau Cammerherrin gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt

---

*) Rabeners Verleger.

haben.*) Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drey tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer- und Wassersnoth

Ihr

redlichster Rabener.

N. S.

In der Residenz sind 226 Häuser abgebrannt, 37 sehr beschädigt. In Neustadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt. 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, so gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet, und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unsers Elends auf eine grausame Art.**)

Das Zeitalter der Gefühlsschwärmerei und des begeisterten Deutschtums.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Die Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes war bedingt durch das Wiedererwachen des Empfindens, das in der Gefühls-

*) Indem sie Rabener hatte verheiraten wollen.

**) Gottlieb Wilhelm Rabeners Briefe, von ihm selbst gesammlet und nach seinem Tode nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften, herausgegeben von C. F. Weiße. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 1772, S. 268 ff.

verödung des 17. Jahrhunderts unserm Volke fast verloren gegangen schien. Kathederweisheit beherrschte Volk und Leben und hatte die Kreise der Regel immer enger und enger gezogen. Der Geist und das Gefühl aber war immer mehr entschwunden, und auch der ureigene Sinn für Heimat und Vaterland war fast ganz erstickt worden. Es war kein Wunder, daß nun das lange unterdrückte Gefühl, mit Elementargewalt hervorbrechend und die tote Gelehrsamkeit stürzend, sich bis zur Gefühlsschwärmerei und übertriebenen Empfindsamkeit steigerte. Aber dieser Zustand der Befreiung des Herzens und des Heimatssinnes war ein notwendiger Durchgangspunkt der Entwickelung, ohne den niemals die klassische Höhe der Weimarer Periode, in der Kopf und Herz wieder in das rechte Gleichgewicht gestellt wurden, möglich gewesen wäre.

Klopstock war es, der, in der Freiheit seiner heimatlichen Natur ohne das übliche hofmeisterliche Gegängeltwerden aufgewachsen, die ursprüngliche Natur und Individualität ungebrochen wieder zur Wirkung brachte, indem er die geniale Begabung als die Grundlage und Ursache aller Dichtung bezeichnete, nicht aber das trockene Regelbuch des stammelnden Schulpoeten. Daß die Dichtkunst nicht durch Regeln erlernt werden könne, sondern, ohne jeden gelehrten Zwang, wie ein frischer Bergquell unmittelbar der genialen Anlage des Menschen entströmen müsse, das war die große Wahrheit, die Klopstock in seinem ganzen Leben und Schaffen nachdrücklich verkündete. Und dadurch vor allem brach er die Bahn für die große, neue Entwickelung unserer Dichtung, die mit dem Erscheinen der ersten Gesänge seines Messias im Jahre 1748 anhob und bis zur klassischen Höhe des Zeitalters eines Goethe und Schiller hinauf führte. Mit der Erkenntnis, daß die geniale Begabung in Kunst und Leben das eigentlich Schaffende und Wirkende und daher Ausschlaggebende sei, nicht aber die tote Regelung, Registrierung und Anquälung durch die Schule, traten aber sofort auch geniale Frauen mithelfend auf den Plan. Und es ist für die ganze Entwickelung von Klopstock bis zu Goethe hin charakteristisch, daß geistvolle Frauen einen geradezu belebenden Einfluß auf ihre Zeit und insbesondere auf unsere dichterischen Heroen ausüben, die ohne diesen tiefgehenden Einfluß genialer Frauen niemals die Höhe erreicht hätten, zu der wir jetzt staunend zurückblicken.

Die Bewegung in Deutschland ging der in Frankreich parallel, wo besonders Rousseau die absolute Herrschaft der Natur verkündete und nachdrücklich gegen alle bloße Gelehrsamkeit Sturm lief. Nur daß man in Deutschland besonnener blieb als in Frankreich, indem man bei uns mit dem Durchbruch der Natur und Wahrheit zugleich eine Vertiefung des sittlichen und religiösen Lebens verband, während man in Frankreich nur die irdischen Bedürfnisse anerkannte und die unbeschränkte Herrschaft der Diesseitigkeit alles Lebens unbedingt durchzusetzen bemüht war. Gerade Klopstock aber, der die Empfindung bei uns aus ihrem Banne befreite, löste auch die gewaltigste aller Empfindungen aus ihren Fesseln, indem er das religiöse und sittliche Fühlen mit unvergleichlicher Kraft zur Geltung brachte. Dadurch aber wurde der überströmenden Weichheit des Empfindens, der bloßen Gefühlsseligkeit und überzarten Empfindsamkeit, die nun zur Herrschaft kam, doch bei uns von Haus eine Kraft beigemischt, die auch die Überschreitungen nach jener Seite hin und den ungezügelten Gefühlstaumel erträglich macht und den gesunden Kern für alle Protuberanzen der Gefühlssonne jener Zeit bildet. Und zu diesem religiös-sittlichen Fühlen tritt als ein zweiter gesunder Halt das nationale, das vaterländische Empfinden. Nach beiden Seiten hin ist Klopstock besonders reich begabt, und er wird daher ohne weiteres zum geistigen Führer der neuen Bewegung und des ganzen vorgoethischen Zeitalters. Religion, Vaterland und Freundschaft, sei es mit edeln Männern oder edeln Frauen, Weisheit, Tugend und Freude treten jetzt in den Vordergrund der Entwickelung und hallen aus tausend Liedern begeisterter Sänger überall wieder. In den Briefen Klopstocks und seines Kreises treten uns dieselben Gedanken und Gefühle entgegen, und der Stil, auch der Briefe, nimmt einen höheren Schwung an und zeigt eine genialere Färbung, als sie das voraufgehende Zeitalter kannte. Am besten wird die Stimmung der damaligen Zeit, auch der Anteil der Frauen an der ganzen Bewegung, durch einen Brief gekennzeichnet, den Meta Moller, die spätere Braut und Gattin Klopstocks, über ihre erste Begegnung mit Klopstock an Giseke*) schrieb. Klopstock besuchte

*) Nikolaus Dietrich Giseke war 1724 zu Csó, Niederungarn, geboren, stammte aber von deutschen Eltern ab. Nach seines Vaters Tode kam er nach Hamburg, wo er die Familie Moller kennen lernte. Er studierte mit Klopstock zusammen in Leipzig Theologie und wurde Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“.

auf der Reise nach Kopenhagen auch Hamburg mit, wo er besonders mit Hagedorn befreundet war.

Meta Moller an Giseke.

Hamburg, April 1751.

— — Mein Klopstock ist jetzt (d. 4. April 1751) in Hamburg angekommen. Er läßt fragen, wann er mich besuchen darf. Ich sage: gleich; ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwey Stunden heißt, und wohlwissend, daß ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, so fange ich an mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit großer Unordnung um meine Stirn hingen, so sagt man mir: der fremde Herr ist da. Ich stecke geschwinde, geschwinde die Haare nur so viel zurück, als nöthig war, um sie mir nicht in den Augen hängen zu lassen, werfe ein Negligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurecht zu stecken, so schlage ich ein großes großes Tuch darüber. Die Schmidt*) kommt herein, ich springe ein Paar Mal in die Höhe und freue mich ganz unbeschreiblich, daß ich nun den Verfasser des Messias, den Freund von Giseke, den Beyträger**) sehen soll, wonach mich so sehr verlangt. Ich sehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, sage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es für einen Beyträger wohl mehr seyn mögen; aber der Verfasser des Messias wird wohl nicht sehr darauf sehen. — Hätte ich gewußt, daß der Verfasser des Messias würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert gewesen seyn? Nun mache ich die Thüre auf, nun seh' ich ihn — — Ja, hier müßte ich Empfindungen mahlen können. — Sein Anblick frappirte mich in dem eigentlichsten Verstande. Ich hatte schon so viele Fremde gesehen, aber niemals hatte ich einen solchen Schrecken, einen solchen Schauer

Klopstock hat ihn im „Wingolf" mit verherrlicht. Er war zuletzt Superintendent in Sondershausen, wo er 1765 starb. Giseke hatte Klopstock einen Empfehlungsbrief an Meta mitgegeben.

*) Eine Verwandte Metas.

**) D. i. Mitarbeiter der „Bremer Beiträge".

— ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — empfunden. Ich hatte gar nicht die Meinung, daß ein ernsthafter Dichter finster und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet seyn und keine Manieren haben müsse; aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des Messias so süß aussähe und so bis zur Vollkommenheit schön wäre. — Denn das ist Klopstock in meinen Augen, ich kann nicht helfen, daß ichs sage; aber Ihnen kann ichs sagen. — Er stutzte auch. Wir schwiegen alle Beyde eine kleine Weile länger still, als man in einem solchen Falle sonst thut. Endlich sagte er: Herr Giseke hat mir gesagt, daß ich die Erlaubniß hätte, Ihnen aufzuwarten. — Ach, Giseke, wie rührte mich der Ton seiner Stimme! Und da sah ich ihn noch einmal recht an. Ach da stand er, da, da! In der Schmidten ihrer Stube, vor der Kammerthür. Wenn Sie hier wären, so würde ich Sie an die Stelle hinführen und sagen: Da wars, Giseke, da! — Ich fand, daß er sich mit ungezwungener vieler Anmuth bückte — und ich finde noch, daß ers thut. — Was meinen Sie aber, das ich nun antwortete? — Es ist mir angenehm, Sie kennen zu lernen. — Wahrhaftig, ich konnte nichts anders aufbringen. Und dann geschwinde: Wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen? Ich setzte mich gegen ihm über. Ich habe mich nachher erinnert, daß ich gesehen, daß er seine eine Hand mit der andern hielt. Ich glaubte, das käme von ungefähr. Klopstock hat mir aber gesagt, er habe gezittert, und hätte mir das Zittern dadurch verbergen wollen. Er hätte sich sehr darüber verwundert, daß er zitterte, weil ers nicht gewohnt wäre und auch keine Ursache davon hätte finden können.

Den folgenden Tag speiste Klopstock des Mittags mit vieler unwürdiger Gesellschaft bey uns. Ich hatte mich sehr sorgfältig geputzt. — Ein Umstand, der bey verliebten Mädchen, und am allermeisten bey denen, die im Begriff sind, es zu werden, sehr oft vorkommt. Ich hatte sogar deswegen eine Trauer mehr erleichtert, als ich eigentlich gesollt hätte. Wie ich fertig war, sagte man mir, Klopstock wäre gekommen. Ich wollte noch geschwinder sein, als ich schon von Natur bin, und zerriß darüber im Laufen die Garnitüre meines Kleides. Ich ward sehr böse. Es mußte doch wieder gemacht werden. Das war entsetzlich, daß das Dienstmädchen so langsam war. „Fort! Fort! Geschwind!“ schrie ich bei jedem Stiche, den sie that. Ich hätte beynahe ge-

flucht: wenigstens stampfte ich mit dem Fuße. Es ward glücklich fertig, und ich flog hinauf. Ich war von Klopstocks Süßigkeit so überzeugt, daß ich mit der Schmidt gewettet hatte, sie würde Klopstock gleich unter den beyden andern Fremden (die ich damals selbst noch nicht gesehen hatte) erkennen. Nun machte ich die Thür auf, und sah — — — und sah gleich Klopstock. Er sah noch süßer aus, als den vorigen Tag, und kam mit einer so sanften Freundlichkeit zu mir, die sich nicht beschreiben läßt. Nun sah ich erst die Übrigen in der Gesellschaft, deren Unwürdigkeit ich damals noch nicht so kannte, als jetzt. Ich sprach mit ihnen und kam wieder zu Klopstock. Ich setzte mich sogar mit ihm allein ans Fenster. „Ich bleibe bis Mittewoch," sagte er mit einer Freude, die mir sehr angenehm war. Ich freute mich auch. Er sah meine Kleidung an. „Ist das Trauer?" fragte er. Es war mir angenehm, daß meine Kleidung bemerkt wurde, weils Klopstock war. Wir gingen zu Tische. Klopstock führte mich, welches mir lieb war, obgleich mehr Gesellschaft da war. Ich bot Klopstock den obersten Platz an, wünschte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo sitzen Sie?" fragte er. — Ich sitze hier. — „Ich sitze bey Ihnen." — So setze ein jeder sich, wie ihm gefällig, sagte ich; denn nun hatte ich, was ich wollte. Klopstock sprach immer mit mir allein. Die Andern nahmen es übel, ich nicht. Man sprach von schönen Augen. Klopstock sagte, er kennte die schönsten blauen Augen in Deutschland. Das sind der Schmidt ihre, dachte ich, und fühlte, daß ich roth ward. Aber könntens nicht auch die meinigen seyn? Er sah mich doch so süß an, wie ers sagte. Nein, das ist doch nicht möglich. — — Wenn sie nur noch recht blau wären! Ein geschwinder Blick nach dem Spiegel, welcher betrübt wieder zurückkehrte. Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er sagte, er haßte die ernsthafte Liebe, wobey nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack; nämlich eine, die, wenns hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte; man könnte sich auch sonst wohl sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine wahre Meinung sprach.*) Endlich blieb er mir

*) War Klopstock doch bekannt als der Sänger der ewigen Liebe, der Liebe über den Tod hinaus.

nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Klopstock möchte auch wohl gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen müßte. — Diese Furcht ist oft wiedergekommen. Rahn*) brachte seine Gesundheit aus, die mich vollends verdrüßlich machte. A vos amours, Mr. Klopstock, qui à present se divulguent par tout le monde. Ich glaube, die Sache an sich und das divulgiren war mir beydes unangenehm. Ich erklärte es mir aber so, daß ich verdrüßlich darüber ward, daß Rahn es noch mehr ausbreitete. Einen kleinen Umstand kann ich für Sie unmöglich unterdrücken. Ich reichte Rahn einen Teller mit Aepfeln, und weil Klopstock und Hagedorn zwischen uns saßen, so mußte ich mich fast über Klopstock seinen Schooß legen, um hinzukommen. Klopstock sah sehr aufmerksam nach meiner Tour de gorge und seufzte. Ich bemerkte es und wunderte mich; denn ich hatte Klopstock bisher für einen bloßen Geist gehalten. Ich ward aber doch nicht böse darüber, da ich sonst allemal bey einer solchen Gelegenheit gegen eine jede Mannsperson Zorn und Verachtung empfunden habe. — Dieses setze ich nicht etwa als einen Beweis meiner Tugend hierher; sondern es ist eine wirkliche Wahrheit.

Wir standen vom Tische auf. Klopstock hat mir nachher gesagt, daß er sich selbst gewundert habe, daß ich mit meinen andern Nachbarn so wenig gesprochen hätte. Bey Tische hatte man von unsern hiesigen Regenkleidern gesprochen. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, jetzt eins bringen zu lassen, und es umzuthun, auf daß sie die Mode recht sehen könnten. Ein Nebenumstand ist sonst auch, daß es mir sehr gut stehet. Dieser Nebenumstand that auch die sehr gute Wirkung auf Klopstock, daß er herflog und mich mit vielem Feuer küßte. Nun fing die Gesellschaft an, sich zu zerstreuen, und die meisten fuhren weg. Klopstock trat mit mir an ein Fenster und las einen Brief von Ihnen. Ich, um desto besser in den Brief zu sehen, weil wir ihn doch nicht ganz laut lesen konnten, hatte, wirklich ganz von ungefähr, meine Hand hinter Klopstocks Rücken gelegt. Er drückte sie mir ganz sanft mit seinem Rücken. Dieser Druck erregte bey mir ein Gefühl, das mich aufmerksam machte, das doch aber so süß war, daß ich nicht im Stande war, meinen Arm zurück zu ziehen (welches ich bey einer andern Mannsperson gewiß gleich gethan

*) Hartmann Rahn, der später Klopstocks Schwager wurde.

hätte). Mein Arm blieb also ganz dicht an Klopstocks Rücken liegen, so lange er den Brief las. Klopstock hat mir auch erzählt, daß ich, wie er nachher mit mir gesprochen und er seine Stirne so ein bischen gegen mich geneigt, ich die meinige auch ein bischen so hingebogen, daß sie sich ganz sanft einander berührt. Diesen Umstand weiß ich nicht mehr. Ich glaube daher, daß ichs auch nicht muß gewußt haben, wie ichs gethan habe. Klopstock fragte, ob ich seine Elegie: Die nur zärtliches Herzens u. s. w.*) kennte. Ich sagte aus einer gewissen Furchtsamkeit, daß ich sie nicht genug kennen möchte, nein Er wunderte sich, und sagte: so wollen wir sie zusammen lesen. Ich fing an zu lesen, konnte aber nicht fortfahren, weil ich einen zu starken Fluß auf den Augen hatte. Klopstock las. Er hielt meine eine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig, unsre Hände wurden immer heißer, immer heißer; ich fühlte sehr viel, und ich glaube, Klopstock auch. Er las ein Stück aus dem Messias. Die Schmidt war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? Die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küßte keine Mannsperson. Er disputirte viel dagegen. Ich dachte, warum küßt der Affe dich denn nicht? Du kannst ihm den Kuß ja nicht geben. Herr Keller kam herauf. Er fragte, ob Klopstock denn noch nicht wegfahren wollte? Er müßte ja zu Olden. Ja, bald, sagte Klopstock, setzte sich unterdeß hin und trank mit uns Thee. Die Schmidt war so gut, Herrn Keller zu unterhalten; ich schwatzte mit Klopstock. Er sagte, ich sollte mit ihm reisen. Ich sagte, ich wollte wohl. „Aber Sie würden zu sehr frieren?“ Wenn ich Ihr Feuer bey mir hätte, wohl nicht, sagte ich mit Lachen. Ach, Sie haben genug eigenes Feuer, sagte er, und küßte mich mit nicht wenigem. Endlich, nachdem Herr Keller lange angemahnt und die Glocke neun geschlagen hatte, fuhr mein Klopstock zu Olden.**)

Den Montag, ehe Klopstock wegfuhr, hatte er mich gefragt, um welche Zeit er mich den andern Morgen besuchen könnte. Er wunderte sich sehr, wie ich um Zehn sagte. Wie ich merkte, daß er sich wunderte, bat ich ihn, er möchte früher kommen; aber er wollte nicht. Dienstag Morgen um zehn Uhr kam er also. Wie

*) Gemeint ist Klopstocks Ode: Die künftige Geliebte.

**) Dr. med. Johann Heinrich Olde, Freund Klopstocks aus seinem Leipziger Kreise.

diesmal, bestes Mädchen. Ich kann und mag nicht mehr schreiben. Ich hasse es von ganzem Herzen*).

Ihr

Klopstock.

Klopstock an Meta Moller.

Quedlinburg, den 13. August 1752.

Ich habe nur einige wenige Augenblicke Zeit, Dir zu schreiben, aber ich muß doch schreiben. Gleim und Ramler sind bey mir! Wir wollen gleich essen und kommen eben aus Cramers Predigt. . . . . . Ach, meine Beste, wenn Du sie nur alle um mich herum fragen könntest, wie ich Dich liebe! Das würde zwar nur sehr wenig seyn, was Du erführest; denn wie können sie es wissen? Dennoch würde Dir es süß seyn, es so mit anzuhören, wie sie mich aus meiner Entzückung aufwecken! wie ich dann gern von Dir viel viel sagen mögte, und doch nichts herausbringe, das einen andern Inhalt hätte, als: laßt mich nur gehn! Es ist ein Einziges Mädchen. Ich mag gar nichts mehr von ihr sagen. Und ach, wie sehr fühl ich dann wieder, daß ich nicht bey Dir bin. Hier, hier, Clärchen! hier zittert mein Herz nach Dir. — Doch kein Wort mehr, kein Wort mehr davon. Ich will mirs in meinem Leben nicht mehr unterstehen, die Unaussprechlichkeiten der Umarmung aufschreiben zu wollen . . . . . Und doch, Clärchen, und doch (Du verzeihest mirs gewiß, Du Beste!) habe ich gestern den Bitten meiner Aeltern, meiner Geschwister und Gleims und Cramers und Ramlers, endlich nachgeben und mich entschließen müssen erst künftigen Donnerstag zu verreisen. Drey Tage war es schon beschlossen, drey Tage hatte ich alle Unruhe der Freundschaft schon ausgehalten, und es war fest, daß ich Morgen gewiß reisen wollte. Aber dafür hab ichs allen auch als eine recht große That angerechnet. Und das ist es auch! Eine That die Du beides belohnen und bestrafen must, Clärchen. Oder willst Du Dich etwa unter der Belohnung erbitten lassen, die Strafe zu vergessen? Ja, ja, das thust gewiß, Du Kleine!

---

*) Man denke an Goethes späteres Wort in Dichtung und Wahrheit: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache."

Du bist ja meine süße süße ewig geliebte Clärchen Klopstock, und ich bin Dein Dein Klopstock.

Wie Dich alle grüßten und küssen wollten, das verstehst Du ohne dieß. Ich schreibe auf den Mittewoch wieder. — Ach laß mich ja recht viel Briefe von Dir in Br(aunschweig) finden. Meine Grüße, Meta, so ein ungetreues Mäulchen wie ich ihr manchmal gebe, wenn ich Dir eben recht sehr ungetreu bin, und Metas Mutter einen Kuß auf die Hand. Denn mehr erlaubt Sie ja auch Dir kaum.

Dein

Klopstock.*)

Von der Verehrung, die Klopstock damals in Deutschland genoß, zeugt folgender Brief des Göttinger Bundes (des Haines) an Klopstock:

Göttingen den 24. März 1774.

Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns stralender ward, und Bund für Gott, Freyheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte; schon damals ahndet' es uns, und wir sagtens einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns seyn! Ach jetzt nicht Ahndung mehr, es ist Gewißheit, Gott hat uns gesegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unser Herz reden soll; und diesesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bey der ersten bestürzenden Nachricht war dieses Überzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beysammen sind, einander ansehn, und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns Klopstock! Aber dann erwacht die Ungeduld der Erwartung, und sie würde schwer zu überwinden seyn, wenn nicht die Dankbarkeit für das schon Gegenwärtige unser ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns gesegnet! Unter uns Klopstock!

Der Bund.

Christoph Martin Wieland.

Während Klopstock eine neue Periode der deutschen Litteratur begründete, indem er nicht die verstandesmäßige Regelung und die

*) a. a. O. S. 107 und 109 ff.

ästhetische Abkühlung, sondern die geniale Begabung und das ursprüngliche Empfinden zur Grundlage aller dichterischen Bethätigung machte, ging Wieland auf dem Wege der wohlausgeglichenen ästhetischen Abrundung der schriftstellerischen Darstellung weiter und erhöhte das, was seine Vorgänger auf diesem Grunde aufgebaut hatten, um ein Bedeutendes. Denn er verstand es, dem deutschen Stile in seinen Schriften im engen Anschluß an französische Vorbilder (besonders an Voltaire und den jüngern Crebillon) eine Flüssigkeit, Leichtigkeit und Grazie zu geben, die der Entwickelung unsrer Litteratur und Sprache höchst förderlich geworden ist. Während bei Klopstock schöpferische Gedankenfülle und Begeisterung beherrschend sind, der sprachliche Ausdruck aber oft dunkel, zuweilen schwerfällig wird, ist bei Wieland der Gedankeninhalt meist leichter Natur, aber die glatte Form und die Eleganz der Darstellung wird bei diesem das eigentlich herrschende Element. Während bei Klopstock die Sinnlichkeit ganz zurücktritt, ist Wieland geradezu darauf bedacht, in französischer Weise die Sinnlichkeit stark zu betonen und stellenweise bis zur Lüsternheit und Frivolität zu steigern. In seinen Briefen tritt von dieser Sinnlichkeit nichts zu Tage, ein Zeichen, daß sie in seinen Werken lediglich künstlerischer Absicht entsprach und seinem Naturell von Haus aus ganz fern lag. So erscheint er in seinen Briefen als ein fast zum Philosophen neigender Gelehrter, dem ein philosophisch-moralischer Ton, wie wir ihn etwa aus seinem Agathon kennen, zur zweiten Natur geworden ist. Seine Briefe haben daher auch etwas Künstliches, dem die frische Natürlichkeit mangelt. Doch zeigen sie in Bezug auf den Stil alle Vorzüge der Wielandschen Schreibart. Von seinen Briefen sind die an Sophie von La Roche*) die hervorragendsten. Seine klare, harmonische und maßvolle Sprache macht sich überall wohlthuend bemerkbar, im Gegensatz zu den Härten und Übertreibungen, zu denen der weit genialere Klopstock neigte.

---

*) Sophie Gutermann war eine junge Verwandte Wielands, die Wieland schon als Jüngling, als welcher er bekanntlich ganz in Klopstocks Spuren wandelte, wie einen Engel aus Klopstocks Messias liebte und verehrte. Die Jugendgeliebte Wielands vermählte sich später mit Herrn von La Roche und wohnte dann auf Schloß Warthausen, eine Stunde von Biberach, wo Wieland seit 1760, mit einer Augsburger Kaufmannstochter verheiratet, wohnte. Er blieb hier stets mit Sophie in einem Verkehr, der von idealer Liebesbegeisterung getragen wurde.

An

Sophie von La Roche.

Zürich, den 20. März 1754.

Wertheste Freundin,

Das Wichtigste, was ich aus Ihrem Schreiben ersehe, ist, daß Sie glücklich sind, und an dem edelmüthigen La Roche einen Gemahl gefunden haben, der Ihren Werth einsehen und auch belohnen kann, wenn anders belohnen in dieser Welt nicht zuviel ist. Ich bin hierüber so zufrieden, als ich für meine eigene Ruhe immer wünschen kann. Von der ersten Minute an, da ich Sie liebte, bis itzt, hätte ich allemal Ihre Glückseligkeit mit der meinigen, wenn ich hätte wählen müssen, mit Freuden erkauft; itzo sehe ich Sie glücklich, ohne selbst unglücklich zu seyn, und alles, was dabei wider meine ehemalige Wünsche ist — doch ich will gar nichts mehr hiervon schreiben, auch nichts von der kleinen Rechtfertigung Ihres Bezeugens gegen mich. Ich bin ungemein erfreut, wenn Sie Sich Selbst hierüber genug thun können; doch erlauben Sie mir mit meiner alten Freymüthigkeit zu sagen: Sie sollten lernen, Sich, wenn es nöthig ist, Unbilligkeiten zu unterwerfen, wovon Sie schreiben, daß Sie es nicht können. Die größten und besten Menschen haben sich von uralten Zeiten her müssen gefallen lassen, sich zuweilen Unbilligkeiten zu unterwerfen, und wenn man das nicht will, so muß man nur in eine andre Welt gehen. Menschen von unserer Art, welche von der Unschuld und Heiligkeit eines Erzengels so weit entfremdet sind, als ihre Thronen von unserm Staub, solche Menschen thäten wohl, wenn sie Geduld und Demuth lernten; denn es geziemt denen, welche sich mit reinem Gewissen von aller Unbilligkeit gegen andere nicht freysprechen können (welcher Mensch kann das?), auch von andern Unbilligkeiten ertragen zu können. Ich will nicht einmal davon sagen, daß unser werthes Selbst insgemein sehr fertig ist, alle Schuld auf andre abzuwälzen, ihre Vergehungen gegen uns bis zu Gebürgen zu vergrößern, und hingegen unsere eigenen Handlungen immer im schönsten Licht zu betrachten. — Ich weiß nicht, wie weit sich diese Gedanken für Sie schicken, weil ich in der That nur sehr unvollkommen von den Zufällen unterrichtet bin, durch welche ich meine Sophie verloren habe, ich schreibe auch dieses gar nicht, um Sie anzuklagen, sondern nur meinem Herzen genug zu thun,

welches gewohnt war, Ihnen ganz frey zu sagen, wenn mir dieses oder jenes in Ihren angenehmen Briefen misfiel.

Ihre Allegorie, das schöne Gebäude in der Wildniß, hat mir wegen seiner artigen Erfindung und Ausbildung sehr wohl gefallen. Ich wünsche und hoffe, daß aus dem Ruin, von dem Sie reden, ein weit schöneres, dauerhafteres und nicht so einsiedlerischeres Gebäude hervorsteige: meine eigenen süßen Träume möchte ich wol mit einem Zauberschloß vergleichen, welches auf den Wink einer mächtigen Fee plötzlich aus der Erde hervorkommt, aber ehe sich's der gute Ritter Don Fulgoran, oder wie er sonst heißt, versehen konnte, wieder in Luft zerfließt. Es scheint in der That, die Vorsehung habe ein gar zu großes irdisches Vergnügen für mich nicht dienlich befunden und mich von selbstgemachten eigennützigen Systemen eines glücklichen Lebens abgewöhnen wollen. Indessen ist doch meine Liebe etwas sehr reelles gewesen, und ich bleibe Ihnen für alles Gute und Schöne, das ich derselben zu danken habe, ewig verbunden.

Die Art, wie Sie in Ihrem Schreiben Sich Ihrer Freunde in Zürich erinnern, rührt mich sehr und giebt mir viel zu denken. Liebste Sophie, lassen Sie mich noch einmal offenherzig mit Ihnen reden! Erinnern Sie Sich an die Zeiten, da Sie gewiß waren, daß ich Sie, und vielleicht allein, kenne. — — Glauben Sie gewiß, daß ich noch eben diese Sophie in Ihnen sehe, die ich vor etlichen Jahren bewundernd geliebt. — Seyn Sie versichert, daß ich Ihre zärtliche, erhabene Seele ewig lieben werde. — Erinnern Sie Sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seine Sympathien mit dem meinigen, für meine süßeste Glückseligkeit hielt — und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Nein, ich darf und will es nicht glauben, ich will mich immer mit der werthen Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!

Ich habe noch Ihr Porträt, ein werthes Hülfsmittel meiner Einbildungskraft um meinem Herzen, in Erneuerung Ihres geliebten Bildes, beyzustehn. Da ich aber itzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von

Ihnen und von Herrn La Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen. Und nun leben Sie wohl, theure Freundin, und genießen Sie aller der Güte des Himmels und der wahren Glückseligkeit, die auch ich für Sie zu erbitten niemals aufhören werde.

Weimar, den 26. Nov. 1788.

Ich habe, liebe Freundin, Ihre mit wenigen Worten so viel ausdrückende Zuschrift vom 22sten gestern Abend erhalten. Ich überlasse es Ihrem Herzen gänzlich, Ihnen in seiner eigenen Sprache zu sagen, was das meinige fühlt. — Was ist das Loos der Menschen in diesem Leben? Was ist der seltenste Geist? Der seltenste Zusammenfluß von Talenten, die Vereinigung aller Eigenschaften, die einen Mann machen, der eine Zierde der Menschheit, ein Licht seines Zeitalters, eine Wohlthat für alle, die mit ihm lebten, war? Wohin läuft endlich das alles hinaus? Es ist ein höchst melancholischer Gedanke. Wir wissen wenig oder nichts aus dem Lande jenseits des Grabes — aber gewiß ist ein anderes Leben, das uns für dieses entschädigt — oder das Schicksal wäre gegen manche vortreffliche Menschen gar zu ungerecht. Lassen Sie uns ihm wenigstens das einzige, was in unserer Gewalt ist, die arme Art von Leben, die wir unserm Verstorbenen in unserm Andenken, in unserm Herzen, in dem vergnügenden Gedanken, daß wir mit ihm lebten, ihn liebten, von ihm geliebt wurden, erhalten können, lassen Sie uns ihm wenigstens dieses heilige Totenopfer der Freundschaft so oft und in so vollem Maaße bringen, als es uns möglich ist.

Mein Haus ist einer ähnlichen Scene nahe. Meine gute Mutter liegt seit ungefähr 8 Tagen auf einem Krankenlager, wovon sie, allem Anschein nach, nicht wieder aufkommen wird, wiewohl ihre sehr gute Constitution der Kunst des Arztes so viel Vortheil verschafft, daß sie vielleicht noch einige Zeit dauern kann. Bis jetzt ist das tröstlichste für uns, daß sie mehr von Schwäche als großen Schmerzen leidet, und die Lampe wird, wie es scheint, so nach und nach aus Mangel an Oel erlöschen. Wenn wir uns einmal von den Unserigen auf immer trennen müssen, so

ist ein leichter Tod das einzige, was wir ihnen noch Gutes wünschen können. —

Über den Antheil, den ich, so lange ich selbst seyn werde, an Ihnen und allem, was Sie angeht, nehme und nehmen werde, viele Worte zu machen, wäre eine Entweihung unsrer nun bald 40 jährigen Freundschaft. Für jetzt sage ich also nichts weiter, als daß ich in Erwartung näherer Aufschlüsse über Ihre Lage und den Plan Ihres künftigen Lebens, nie aufhören kann noch werde, mit der aufrichtigsten und wahrsten Theilnehmung, Ergebenheit und Verehrung zu seyn, liebste Freundin

Ihr

alter treuer Freund und Vetter.*)

Gottfried August Bürger.

Bürger, dessen enge Beziehungen zu dem Göttinger Bunde, insbesondere zu Boie, ganz von selbst auf Klopstock als Vorbild und Führer hindeuten, ging in der Bahn des Vaterländischen, die Klopstock zuerst mit Nachdruck betreten hatte, ernstlich weiter, ergänzte aber die mehr gelehrte und exclusive Richtung Klopstocks durch entschlossenes Ergreifen des Volkstümlichen. Wie er an Percys altschottischen Balladen sich erwärmt hatte und von da den volkstümlichen Ton in seine eigenen Dichtungen mit Glück hinüber rettete, so war es sein höchstes Ideal, Dichtungen zu schaffen, die nicht bloß dem gelehrt oder ästhetisch Gebildeten gefielen, sondern denen der Beifall des ganzen Volkes den Stempel der Vollendung aufdrücken sollte. Dabei ist ihm eine Gefühlsgewalt eigen, die in seinen Liedern, wie in seinen Briefen herrlich hervorbricht, in seinem Leben freilich leider zu völliger Zügellosigkeit führte, die sich schon in seinem Jugendleben in vielfachen Verirrungen zeigte und ihn zuletzt vernichtete. Wie sein ganzes Leben von Liebe und Leid, von Hoffnung und Täuschung, häufig auch von einem haltlosen Hin- und Herschwanken, dabei aber zugleich von begeisterter Liebe zu allem Großen und Schönen erfüllt war,

*) C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche nebst einem Schreiben von Gellert und Lavater, herausgegeben von Franz Horn, Berlin, Christiani. 1820. S. 34 ff. und S. 288 ff.

so zittert all diese Fülle von Stimmungen und Gefühlen auch in seinen Briefen nach. Am vollständigsten ist uns sein Briefwechsel mit Boie erhalten, aber er stand mit allen Litteraturgrößen der damaligen Zeit in kürzerem oder längerem Briefwechsel, auch mit Klopstock, Wieland und Goethe. Bürgers Briefstil geht auf der Bahn, die zu voller Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks führt, und so bilden seine Briefe einen wichtigen Fortschritt in der Entwickelung des Briefstils. Denn die volkstümliche Kraft, das unmittelbare Sichausleben der Persönlichkeit tritt uns hier zum erstenmale entgegen, losgelöst von allem gelehrten Beiwerk, das doch bei Klopstock und Wieland noch das ursprüngliche Leben meistert.

Bürger an Goethe.

(Niedeck), den 6. Febr. 1775.

Laß dich herzlich umarmen, oder, da du mir zu hoch stehst, deine Kniee umfassen, du Gewaltiger, der du, nach dem großmächtigsten Shakespear, fast allein vermagst, mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trockenen Augen mit Thränen zu bewässern! Gestern Abend erst hab ich Werthers Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe — mein Weib hats gehört — in deinen Armen überlaut geschluchst — Aber wozu schreib ich dir das? Soll etwa dich — dich! der du Werthers Leiden so malen konntest — soll dich mein armseliges Lob kitzeln? oder will ich durch Bestechung mein Nichts bey dir zum Etwas geltend machen? Halt, laß nachdenken! Wenns so wäre, wollt ich gleich diese Zeilen wieder vernichten. — — — —

Wie wenn mir ein Grab aufstieße: Hier liegt Shakespears — hier liegt Göthens Gebein! beyde sähen und hörten mich nicht; irgend ein anderes lebendiges Geschöpf säh und hörte mich eben so wenig? — O, ich fiele gewiß nieder auf mein Angesicht, voll nahmenloses Gefühls, meine Arme über der heiligen Stätte zu verbreiten und sagt es, nein wahrlich! prahlt es gegen Niemand wieder, daß ichs gethan hätte. — Täuschest du mich nicht Gewissen? Nein! Nein! — Nun wohlan denn, du Bester, so nimm dies hin, als ein reines untadelhaftes Dankopfer für deine herrliche Gabe! — B.

Darauf antwortete Goethe an Bürger:

Gott segne dich lieber Bruder mit deinem Weibe, und wenn du an ihrem Herzen wohnst, denke mein und fühl daß ich dich liebe. Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen, fleißig war ich eben nicht zeither. Die Frühlingsluft, die so manchmal schon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe es löst sich aus dem Gewürge wieder was ab. Hab lieb was von mir kommt. Du bist immer bey mir, auch schweigend wie zeither. Deine Europa und Raubgraf sind sehr unter uns. Ade.

Frankf., den 17. Febr. 1775. Goethe.

Bürger an Boie.

Gellieh(ausen), den 12. August 1773.

„Gottlob! nun bin ich mit meinem schwehren Horatio fertig!“ rief weyland Caspar Gottschling. — Gottlob nnn bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stuck, Bruderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, solls hören. Ists möglich, daß Menschensinne so 'was köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ichs gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeügen, daß ich nicht träume. Wahrlich! cose dette mai ne in prosa ne in rime. Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariosten zurief: Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliato tante cujonerie? Ey! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüte davor abnehmen müssen! Ich schick' es aber hier noch nicht mit, sondern bring' es binnen 8 Tagen selbst. Denn keiner von Euch allen, er declamire so gut er will, kann Lenoren aufs erstemal in ihrem Geist declamiren; und Declamation macht die Halbschied von dem Stück aus. Daher sollt Ihrs von mir selbst das erstemal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genoßen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbehorcht und ohngestört, das gräßliche der Stimme recht austönen laßen kann.

Der jüngste Graf soll, wie vor Loths seeligem Weibe, davor beben. Denn

I have a tale unfold, whose lightest word
Will harrow up your souls, freeze your young blood,
Make your two eyes, like stars, start from their spheres,
Your knotty and combined locks to part,
And each particular hair to stand on end,
Like quills upon the fretful porcupine.

Ihr sollt alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen und mich für den Dschinkis Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklähren, und ich will meinen Fuß auf eüre Hälse, zum Zeichen meiner Superiorität setzen. Denn alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweiffelten Vasallen seyn und ihren Ton von mir zu Lehn tragen.*) Ihr lufftiges Gesindel dort! ich will eüch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bons dies! meine Wurzel ist noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sprossen und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zeugen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein andrer neben mir.*)

Solltet aber, Ihr lufftiges Gesindel, oder einige unter eüch so insolent seyn, und Eüre Kniee nicht beügen wollen, so will ichs mit der Lenore, wie die Sybille mit ihren 9 Büchern beym Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn Ihr dann vor den übrigen $^2/_3$ teln noch nicht niederfallen wollt, so sol auch das zweyte Drittel ins Feuer. Vor dem letzten Drittel fallet Ihr gewiß dann mit großem Geheül nieder. — — Adio!

B.

Elisa von der Recke an Bürger.

Weimar, den 3. Januar 1785.

Das Jahr, in welchem ich Ihre Bekanntschaft, lieber Bürger, machte, ist vorüber; — ein neues da! Meine Wünsche, meine

*) Man achte auf die echt germanischen Bilder und die verwandelten Citate aus der Lutherbibel, wie sie Klopstock z. B. auch in seiner Gelehrtenrepublik anwendete (1774) und wie sie bei dem jungen Goethe und dem jungen Schiller (z. B. in den Räubern) geradezu typisch sind.

Freundschaft für Sie bleiben sich gleich; — und das Andenken der Stunden, die wir in Ihrem Umgange zubrachten, ist mir so gegenwärtig, als säh' und spräch' ich Sie noch! Geht es Ihnen auch so — dann wünsch' ich Ihnen dazu Glück. Denn ich fühle mich so in meinem Innern glücklich, wenn ich mir die Bilder entfernter Freunde und das Andenken genossener Freuden wieder vor meine Seele führe! Oft sprech' ich mit guten Menschen von — und in Gedanken zu Ihnen; oft bitt' ich Gott, daß er Ihnen frohen Muth und Freuden geben möge. — So werd' ich es mein ganzes Leben hindurch halten; ich mag in Wülferode, Mitau, Amerika, oder im Himmel seyn. Tod ist mir ein neues Leben; und das Andenken an meine Freunde begleitet mich gewiß zu jenem neuen Seyn hinüber, wo sich uns wieder ein edler Wirkungskreis eröffnet. Hier haben Sie mein Glaubens-Bekenntniß über Leben und Tod, meine Ansicht von Freundschaft. Sie ist die schönste Lebensblüthe und trägt noch herrlichere Frucht nach der Verwandlung unseres Seyns. Nun, lieber Bürger, können Sie es sich selbst sagen, mit welchen Gefühlen und Hoffnungen ich Ihre Freundin bin.

Elisa.*)

Bürger an Elisa von der Recke.

Göttingen, den 15. May 1785.

Drei seelenvolle Briefe von der herrlichen Elisa habe ich nun schon vor mir, und noch hat Sie von mir keine Versicherung wieder, wie herzinnig ich Sie verehre, wie selig ich es fühle, freundlich von der Holden angesehen zu werden. Bedarf es aber auch einer solchen Versicherung? — O mir däucht, das Gefühl meiner Huldigung ist etwas, das sich so sehr von selbst versteht, mir däucht, es versteht sich so sehr von selbst, Elsa dürfe nicht anders, als ein solches Gefühl in mir vermuthen, daß mir die Unart meines langen Stillschweigens fast gar nicht wie Unart vorkommt. Es wäre sonst etwas unglaublich Ungeheüres, Elisen auf solche Briefe nicht zu antworten. Denn daß ich diesen Winter über

*) E. von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem, geb. 1756, seit 1771 verheiratet mit dem Kammerherrn v. d. Recke auf Neuenburg, 1781 von diesem geschieden, später mit dem Dichter Tiedge in Dresden lebend, gest. 1833.

sehr an Leib und Seele gekränkelt habe und einige Male mehrere Wochen lang verreiset gewesen bin, das kann wohl nicht für Entschuldigung gelten.

Ewig unvergeßlich, Edle, Theüre, wird mir der Tag seyn, in welchem ich erfahren habe, daß ein so holdes Geschöpf wie Elisa auf Erden ist. Dennoch weiß ich nicht, ob ich ihn unter die glücklichen oder unglücklichen rechnen soll. Sie erinnern sich unfehlbar noch, daß wir ein langes und ein breites darüber disputirt haben, ohne gleichwohl einig werden zu können. Ich bin ein armer sinnlicher Mensch und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ oder was es sonst liebes hat, nicht gern aus den Händen läßt, und sogar mit ins Bett nimmt. Sie, Theüerste, sind mir ja nur eine Bescheerung im Traume gewesen. Gott weiß, ob sich das Traumbild jemals wieder nur in einen Schatten von Wirklichkeit verwandeln wird. Und das kann ja mich armes Kind unmöglich beglücken. Doch, was für Klagen? Bin ichs etwa nicht schon längst gewohnt, von meinem Schicksal weidlich gepeischt zu werden? Was kommt es denn auf ein Paar Hiebe mehr oder weniger an!

Ach, Elisa, was für ein häßlicher unfreundlicher Bär bin ich fast diesen ganzen Winter über gewesen! Auch träge, schwerfällig und dumpf und stumpf, wie ein Grönländischer Bär, sowohl an Leib, als auch an der Seele. Seyn Sie froh, daß Sie nichts von mir gesehen und gehört haben. Sie würden entweder sehr über mich betrübt, oder mir gar gram geworden seyn. Seitdem der Frühling wieder angefangen hat, mich etwas zu entbären, kann ich doch etwas mehr in articulirten Menschentönen reden. Könnte ich mich mit Ihnen und Ihrer lieben Reise Gesellschaft vor dem Sprudel vereinigen so . . . . . doch, fort damit. Es geht ja doch nicht an . . . . (Das Ende des Briefes fehlt).*)

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Bürger nahe verwandt durch tragisches Schicksal und geniale Begabung ist Schubart. Auch Schubart hat jene Unbefangenheit,

*) Briefe von und an Gottfried August Bürger. Aus dem Nachlasse Bürgers und andern meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann, Berlin, Paetel 1874. Bd. I, 219 f. 131 f.; Bd. III, 149 f. 151 f.

Ungezwungenheit und große Natürlichkeit, verbunden mit einer heftigen Leidenschaftlichkeit, die sein Dichten und Leben bestimmten. Von seinen Briefen sind die bedeutendsten die an seine Frau, die er aus dem Kerker schrieb und die durch die Qual des Leides teilweise zu einer Höhe der Gefühle und der Sprache emporgetragen werden, welche gerade diese Briefe zu charakteristischen Proben der damaligen Zeitstimmung und Zeitkunst macht und ihnen das Gepräge einer gewissen ungewollten und ungekünstelten Meisterschaft verleiht, die das Herz bewegenden Gefühle wie in einem unmittelbaren Abdruck in Wort und Schrift umzusetzen. Die Forderung, daß gerade der Brief an uns Nahestehende ein unmittelbarer und ungekünstelter Herzenserguß sein soll, wird hier erfüllt, teils durch Schubarts hohe Begabung, teils durch den Druck seiner traurigen Lebenslage. Aus der Zeit vor dem Asperg teilen wir einen Brief an Böckh*) mit. Wir können die Briefe dieser Zeit nicht besser charakterisieren als mit den Worten des Herausgebers seiner Briefe, des bekannten feinen Litteraturkenners David Friedrich Strauß: „Der junge Schubart kommt seinem Schwager und dem Pfarrer Balthasar Haug mit einer Ehrerbietung entgegen, von welcher wohl manche Formen und Ausdrücke, als zum Komplimentenstil jener Zeit gehörig, in Abzug kommen, doch aber noch genug als wirkliche Gesinnung des Briefstellers übrig bleibt. Auch das zwar kommt einerseits auf Rechnung jener Zeit, welche noch die Fähigkeit, ja das Bedürfnis der Verehrung und Bewunderung besaß, dessen dem jetzigen Geschlechte gelungen ist sich beinahe vollständig zu entledigen: doch finden wir es bei Schubart in ganz besonderm Grade ausgebildet. Statt daß jetzt die Jugend mit der philosophischen Fähigkeit des nil admirari fast schon zur Welt kommt, konnte er sich das kindische Ding solang er lebte nicht abgewöhnen.

Nimmt uns dies für den Jüngling ein, so ist auch das Familiengefühl, die Anhänglichkeit an die Seinigen, weiter das Bedürfnis nach Freundschaft und vertrauter Mitteilung ein gutes Zeichen.

Für Litteratur legt sich ein offener Sinn, an allen gleichzeitigen Erscheinungen derselben ein reges Interesse an den Tag —

*) Böckh war erster Conrektor in Wertheim, später Rektor in Eßlingen, er heiratete Schubarts Schwester.

vor allem liegt dem jungen Schwaben die litterarische Ehre seiner heimischen Provinz, welche damals noch als deutsches Böotien galt, am Herzen —; und die Freude des armen Kandidaten an den dürftigen Anfängen seiner Bibliothek kleidet ihn allerliebst.

Seine Vorstellungs- und Ausdrucksweise zeigt sich zwar zunächst noch in den steifen Formen jener Zeit befangen. Er giebt Reflexionen über Empfindungen statt dieser selbst und spottet ziemlich pedantisch über Pedantismus. Doch der junge Mann wird weiter kommen: — bemerket ihr nicht, wie er, bei ungeschwächtem Respekt, auch dem verehrten Schwager gegenüber sich ein freies Urtheil vorbehält, und von Schwören auf eines Meisters Worte frühzeitig nichts wissen will?" *)

Schubart an Böckh.

Geißlingen, den 22. Juli 1766.

Allerliebster Herr Schwager.

Mein Herr Schwiegervater ist zwar müde und matt, aber sehr zufrieden mit Ihren Freundschafftsbezeugungen hier angekommen. —

. . . . Ihr Brief hat mich entzückt, weil er Freundschafft, Kritik und tiefe Einsicht in den Geist unseres Jahrhunderts athmete. Von meinen Poesien ein andermal; aber Ihr Urtheil über den Schwung, den die Religion heutiges Tages nimmt ist vortreflich und macht Ihrem Herzen Ehre. Sie haben recht, unsere heutige Modetheologie ist so geistleer, schlüpft so über die Glasur unsers Herzens hinweg, daß ich den Menschen sehen möchte, den der Geist eines Spaldings (so groß er ist), eines Dieterichs, eines Ernesti, eines Semlers, eines Tellers und anderer auf dem Todtenbette unterhalten und mit Freuden der Ewigkeit erfüllen könnte. Wenn ich denken will, so lese ich obige Theologen; will ich aber empfinden, warm empfinden, was Gott und Religion sei, so ist mir ein herzliches Verslein aus einem alten Kirchenliede tausendmal schäzbarer als der rastlos rollende Schwung eines modernen Rhetors, oder der hüpfende Wiz eines haugischen

*) Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen, herausgegeben von David Friedrich Strauß, Berlin, Duncker 1849. I, S. 8 f.

Liederdichters. — Ich bedaure Sie, guter Schwager, unter dem Drucke Ihrer Geschäffte .... Gott stehe Ihnen bei, lieber runder Mann, und gebe Ihnen und mir Gesundheit. Dann auch ich arbeite mit Händen und Füßen durch den Strohm der Zeit. Bald Schule, bald Musik, bald Kanzel, bald freundschafftliche Briefe, bald Geschäffte vor die Welt und bald Geschäffte vor mein Haus — so werde ich armer blasser Mann durch dieses Leben fortgepeitscht und nicht eher wird dieser abgegeiselte Rücken heil werden, als biß er — auf Hobelspänen liegt. Wann wir doch näher bei einander wären, und unsere Launen, seien sie lustig oder traurig, einander mittheilen könten, um uns dieses Leben so süß, so lehrreich zu machen, als es uns möglich wäre. — Gut denken und gut empfinden, und beedes einem gleichgestimmten Freunde mittheilen können; manchmal auf den Blumen der Freude hüpfen, manchmal aber auch von dem denkenden Auge eines Freundes zum gestirnten Himmel empor schauen und — Gott sehen und empfinden, nur dieß, guter, empfindender Schwager, nur dieß namenlose, entzückende Ding heiß ich — das Leben geniesen. — Und davon bin ich entfernt; aber wie ich hoffe, nicht auf ewig. — Künfftigen Jakobifeiertag muß ich vor einer vornehmen und geschmakhabenwollenden Badgesellschaft in Ueberkingen predigen, an eben dem Tage, an dem Sie in der Unruh Ihres Schwörtages herumgetrieben werden. ..... Ich umarme Sie mit dem redlichen Gefühl eines

Freundes und Schwagers
Schubart*).

Briefe Schubarts vom Hohenasperg an seine Gattin nach Stuttgart.

Ich danke Dir, Liebe, für Deinen lezten Brief und die tröstlichen Nachrichten von unsern Kindern, denen ich meinen Vatergruß durch Dich zuschike. Für Deine Liebe dank ich Dir besonders. Die Hemderknöpf von Dir will ich mit ins Grab nehmen.

Daß Du wegen meiner keine Bewegung mehr machen willst, verzeih ich Dir gerne. Du hast schon genug gethan. Nur verzeih mir, wenn mir dabei jenes alte Mütterlein einfällt, die als ihr Hauß

---

*) a. a. O. I, S. 107 ff.

brannte, in der Ferne zusah und gar andächtig sang: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Soll ich gerettet werden; so wirds Gott zu seiner Zeit thun.

Inzwischen muß ich Dir gestehen, daß meine Geduld dahin ist. Ich bin immer verdrüßlich, krank an Leib und Seele und sehne mich nach dem Grabe, wie der Taglöhner nach'm Feierabend.

Gott wird Richter seyn zwischen mir und meinen Peinigern.

Nur diß bitt ich Dich noch: Sollte mir gröseres Unheil wiederfahren, so nim Dich meiner mit Nachdruk an. Ich bin nie fähig, einen Schurkenstreich zu thun; folglich immer Deiner Unterstüzung werth.

Künftigen Monat beginn ich mein siebendes Kerkerjahr. Eine schrekliche Zeit! Wär ich Mörder, Jauner, Sodomit, Rebell, Lästerer Gottes und ein Feind der Menschheit; so hätte man mich nicht ärger strafen können.

Doch ich weiß und ahnde es mit äuserster Gewißheit: Das siebende Jahr endigt meine Leiden durch Freiheit oder Tod.

Meine Bluts nnd Herzensfreunde grüß innig. Herr Hauptmann Pfeiflen*) wird Dir mehr sagen. Gedenke meiner in meinem eisernen Jammer.

Ewig

Am 2150.ten Tag meiner Bande. 1782.

Dein armer Sch.

Obrist Debell**) hat als Mensch u. Christ an mir gehandelt — Lohns ihm der Allbelohner! — Sei dankbar gegen ihn! — Er ist mein gröster Wolthäter.

Hohenasperg den 19.ten Jener 83.

Beste,

Dein Geburthsfest ist mir so heilig, daß ich es immer mit Dank und Flehen vor dem Thron Gottes zubringe. Mit Dank,

*) Hauptmann Pfeifflin, Regimentsadjutant auf dem Asperg.

**) Über ihn vgl. Schubarts Brief vom 25. März 1789 an seinen Sohn (bei Strauß 9, S. 265—267).

daß er Dich, Du Liebe, unter so tausendfältigen Drangsalen zu meinem u. unsrer Kinder Trost gesund erhielt; — Mit Flehen, daß Dich der gute Gott ferner bewahre, wie seinen Augapfel.

Morgen trittst Du Dein 40tes Lebensjahr an. Zwanzig Jahre davon sind mein, durch Jammer, Elend, Todesklage und blutige Thränen verdunkelt. Doch dem Höchsten sei Preiß — auch mancher Paradißtag verklärte diese 20 Jahre. Gesunken an Deine Brust, zerflossen im Gefühl der Liebe, mit einem Auge schimrend von Zärtlichkeit, die Arme fest um Dich geschlungen fühl ich die Seeligkeit der Ehe und lobe Gott den Herrn! — O, Engel, welch ein himlischer Augenblik, wenn Du meine Kinder in ein Kissen wikeltest, und sie mir mit einem Auge voll Mütterlichkeit in die Arme gabst!! — Weib meines Herzens, du weißt es nicht, wie ich Dich da liebte! wie ich oft meine Thränen verbarg, die für Dein Leben — o Du Einzige! — gen Himmel schrieen. Blut schreit laut — aber Thränen der Liebe schreien noch lauter. Was Rache heischt, vergeht; was Lohn der Liebe von Gott verlangt, ist ewig. — Engel, an Deinem Geburthsfeste sei es Dir geschworen: ich habe Dich immer geliebt! Geliebt, wie man lieben kann! — Du hast mich als einen wilden Jüngling geheirathet; aber der wilde, brausende Jüngling hätte für Dich geblutet. — O, mein Engel, die Religion Jesu hat nun diese Empfindungen geheiligt, verstärkt, dem Himmel angenähert; wenn ich jezt um Dich wäre — mit Dir aus Einer Schüssel speiste — aus Einem Glas tränke; — wenn ich jezt entschlummerte an Deinem Busen, mit der Zähr' im Auge, die aus Jesusliebe rann; — wenn Du Deinen natürlichen, launischen, — ach! — Gott weiß! — alle Menschen in seinem Weibe umarmenden Schubart, dessen Stolz es ist, ein Unterthan Jesu zu seyn, bei Dir hättest; — sollt' es Dir nicht angenehm — nicht Lebenswonne seyn? —

Weib — ich bitte Dich; weile bei dem Worte Weib; — Du weißt, was ich damit verbinde. — Und nun Freundinn — und nicht mehr Weib — nicht mehr Weib — nur Freundinn; — Ha, Engel, Tod liegt in diesem Nahmen. —

Aber, wie kann ich Dein Fest mit so traurigen Empfindungen entweihen? — Ach, Du kennst ja Deinen heftigen, feurigen Mann — Du weißt, wie er liebt, wie er leidet, wie er spricht und schreibt — wie sein Geist steigt, wenn Güte, Warheit, Größe ihn berührt!!

Liebe Helene, ich habe viel gesündigt; auch viel an Dir gesündigt; — aber, wenn Gott die Thräne des Büßers sammelt, wenn er sie aufbewahrt, sein künftiges Diadem damit zu schmüken; wenn es schön, nach dem Sinne Jesus schön ist, zu verzeihen, wenn Thränen der Buse fliesen und Aendrung folgt; — was kannst Du mir an Deinem Tage anderst schenken, als vollkommene Vergebung, und mit dieser — vollkommene Liebe.

Ach, Weib! — Weib!! — wie ich nach Liebe dürste; so dürstet keiner.

Was Du mir Zeit lebens, sonderlich in meiner Drangsal, Gutes erwiesest — das lohne Dir der Allmächtige!! —

Man hat mich undankbar ausgeschrieen; aber, Gott weiß! ich bin es nicht. Jede Wolthat, jede kleine Berührung des guten Herzens rührt mich. — Du solltest 's oft gesehen haben, wie ich Deine Briefe — Deine Geschenke küßte, die Du mir zusandtest — und wie ich da zum Himmel hinauf sah, und vor Weinen kaum Deinen Nahmen aussprechen konnte!! —, O, Dein Mann ist dankbar; Jesus wird dies einst sagen — am Tage des Weltgerichts. —

Und nun leg ich meine Hand auf Dein Haupt und segne Dich an Deinem Feste:

Dich seegne Jova,
Der Dich schuf,
und mir gab zum Weibe!!
Dich seegne Jesus!
Der sein Leben — auch für Dich —
Blutete aus vielen Wunden!! —
Dich seegne der Geist der Gnade! —
Sein Säuseln bringe Dir
Frid' ins Herz! —
    und Ruh! —
    und Glauben! —
    und Hofnung —
    und Geduld! —
    und — Liebe? —

Ach, Liebe, hast Du schon. Vergiß Deinen armen, leidenden Mann nicht, der viel gesündigt, aber sich nie Deiner Liebe unwürdig gemacht hat. — Vielleicht sterb' ich bald, dann feir' ich Dein Fest im Himmel — und meine größte Wonne sei's — Dich zu erwarten!! — Ich weine bitterlich, Weib — mein Herz schwimmt

in Blut — mein Blik dämret — Du bist ferne! — Ferne ist meine Liebe und einsam jammert am Tag ihrer Geburt

Ihr

leidender Schubart.

N. S. Verzeih mirs, daß ich so schlecht schrieb; meine Gedanken eilen so, wenn ich an Dich schreibe. — Ach, umarme meinen Ludwig, meine englische Julie und bring Ihnen die Thräne des leidenden — einsam jammernden Vaters.

Asperg den 30.ten Mai 1783.

Liebe,

Deine zwei lezteren Briefe athmen so viel Seelenruhe und Hofnung in der trostlosesten Lage, daß ich mich herzlich darüber erfreute. Wenn nur dieser Zustand von langer Dauer ist; denn nichts thut dem Menschen weher, als Täuschung. Ich traue zwar Gott Alles zu; aber von Seiten des Herzogs hab' ich weniger Vertrauen, als vor sieben Jahren. Sein Betragen gegen mich und meinen Sohn nähren meine Furcht. Inzwischen bin ich fest entschlossen — zu leiden und zu schweigen. Der Mensch erscheint mir nie gröser, als wenn er ohne Murren auch die unverdienteste Schmach trägt. Wenn ich von meinem Walle hinabschaue und die freien Gefilde von freien Menschen wimmeln sehe; wenn dann die Freude über das Glück andrer in mir so stark wird, daß ich Gott danke, weil andre nicht so elend sind, wie ich: dann fühl' ichs tief in der Seele, daß ich kein Teufel bin. Es gibt Stunden, wo man der Demuth unbeschadet seine eigne Würde fühlen darf. O wie freu ich mich auf den grosen Tag, wo ich all meinen Feinden vor dem Angesichte des Himmels die Hände bieten und mit Bruderliebe ihnen zujauchzen will: „euch sei alles vergeben, wie mir mein Heiland alles vergab!" — Meine einzige Satisfaktion sei dann das Zulächeln des Richters und die glühende Schaam auf der Stirne meiner Peiniger.

Weib meines Herzens, glaube mir — 377 Tage auf faulem Stroh im Blokhause verlebt; 4 andre Jahre zwischen eisernen Riegeln zugebracht; so manche unverdiente schrekliche Beleidigung, die ich ertragen mußte, konnten mich nicht dahin bringen — wie Timon der Menchenfeind das Menschengeschlecht anzuekeln. Ich

werde sie fortlieben biß ins Grab — meine Brüder die Menschen. Es gibt viel schlechte Fürsten; aber auch einen Herzog von Meklenburg und Fürsten von Dessau unter ihnen, die die beleidigte Unschuld rächen und die Waisenträne von der Wange des Bettelkinds troknen; viel elende Pfaffen, aber auch Priester Gottes, wie Lavater und Hahn;*) viel neidische, eitle, kokette, treulose Weiber, aber auch eine Helene Schubart, die Einfalt, Fleiß, Mutterliebe und Religion adelt und die auch Treue gegen ihren lebendigtoden Mann schon ins siebende Jahr bewahrt. — Schau, Engel, solche Beispiele lassen meine Menschenliebe nie erkalten und ich zürn' oft, daß ich so wenig für die Menschen that.

Der Auditor Hahn*) sagt mir, daß Du mit ihm gesprochen und zu ihm gesagt hättest: man hätte Dir hinterbracht, Du solltest meine Freiheit nicht betreiben, denn ich wäre noch immer der alte Schubart. Erlaube mir, mein Kind, ein wenig stolz zu seyn. In vielen Stüken wärs schade, wenn ich nicht der alte Schubart bliebe. Verlangst Du vom neuen Schubart: abgestorbenes Herz, kalte Liebe, kühle Klugheit, gefrornes Blut, erstiktes Feuer, Fühllosigkeit gegen Schönheit und Gröse, heuchlerisches Zurückhalten, steife Gravität, Drachenoekonomie, Modeschwäche; — so laß mich, laß mich, Du mein ehmaliges Weib, da wo ich bin — ich will sterben, als der alte Schubart. Meinst Du aber Trinklust, Wollust, Religionszweifel; so muß ich Dir sagen, daß ich gern ein Glas Wein trinke, wenn ichs habe; daß ich noch so viel Wollust besize, mir zu wünschen, alle Nacht in Deinen Armen zu schlafen, und daß ich, so gut wie Paulus, weiß an wen ich glaube. Ich bete Gott, durch Christum, im heiligen Geist an. — Weib, wenn man verklagt wird; so darf man schon, seiner Unschuld bewußt, ein wenig den Kopf hoch halten. Glaube mir, daß ich mich in der Erkenntniß der Religion mit dem Größten messe und daß ich Dir grose Dinge entdeken könnte, von denen Du noch nie geträumt hast. Doch das hab ich nicht mir, sondern dem herablassenden Geist meines lieben Jesu

---

*) Philipp Matthäus Hahn (1739—1790), Erfinder kunstreicher mechanischer Werkzeuge und theosophischer Schriftsteller, kam oft von seiner Kornnestheimer Pfarre nach dem Asperg.

**) Leutnant und Auditor Hahn in dem auf dem Asperg garnisonierenden Regiment.

zu danken. Ihm sei Lob u. Preiß u. Dank u. Herrlichkeit gegeben von Ewigkeit zu Ewigkeit, Hallelujah!! —

O Du mein Engel, Alles ist mir daran gelegen, vor Dir gerechtfertiget zu erscheinen, denn ich zittre vor der geringsten Abnahme Deiner Liebe.

Die Jgfr. Pfeiflerin hat mir viel schönes von Dir gesagt. Gott erhalte Dich immer bei Gesundheit und rosenfarbnem Humor; so wirst Du auch immer gute Träume haben, denn gutes, tanzendes Blut zeugt frohe, rosichte Träume.

Für die Strümpfe tausend Dank! Hab ich doch immer eine Freude, wenn ich etwas von Dir am Leib trage. Als ich die Strümpfe zum erstenmal anzog, da dacht' ich: jede Masche hat sie mit ihren Fingern gewunden, die Gute, die Deutsche, die Redliche! — und da mußt ich beinah weinen. Deine Ausgaben für mich sollen Dir gewieß bezahlt werden. Nur in dieser Hofnung nehm ich etwas von Dir an. Vielleicht schik ich Dir einmal Noten, die Du theuer verkauffen kannst. Alle meine Stücke werden jezt in der Schweiz, in Speier, Augspurg und anderen Orten mit Beifall gestochen und gedrukt; Du siehst also, daß ich noch in gutem Kredit stehe. Ich lese jezt erst die gelehrten Zeitungen, die seit 1777 herausgekommen sind, und da muß ich weinen, wenn ich sehe, wie mir die grösten Köpfe so ein gutes Zeugniß gaben und wie sie sich um meine Freiheit bemühten. Gewiß ein Trost für Dich und meine Kinder nach meinem Tode.

Ao. 1778 kam in Mannheim ein Buch unter dem Titel heraus:

Schubarts Leben und Karakter.

Sieh doch, daß Du 's auftreibst, weil ichs zu meinem Lebenslauffe brauche. Aber liß es vorher und schau, wie man Deinen Mann getroffen hat.

An das Julchen, mein liebes Julchen, folgt hier ein Briefchen. Der Engel! so dacht ich wird sie werden; und so ist sie geworden. Ströme männliches Feuer in sie; so steht das Bild Deines Mannes leibhaftig in Deiner Tochter da. Aber ich zittre für ihr Herz. Bei Dir, gutes Weib, gieng der Weeg über den Verstand ins Herz — und bei mir und meinem Julchen geht der Weg — über's Herz in den Verstand. Jener Weeg ist gemeiner, aber

sicher; dieser ehrenvoller, geistiger, aber für eine Welt, wie diese, sehr gefahrvoll.

Ludwig ist braf; aber er ahmt zu sehr nach — schillerisirt, ossianisirt, shakespearisirt, ohne den Adlerflug eigner Kraft zu wagen. Ich schreib ihm auch nächstens.

Gelt, Weib, ich habe Dir dißmal einen sehr ernsten Brief geschrieben; aber meine Laune ist meist ernsthaft — in die Farbe meines Schicksals gekleidet. Auch werd ich immer älter und mein Wiz bekomt Runzeln und Warzen. Wirst Du wohl einen Mann noch lieben können, der Dir nicht mehr mit dem Wetterleuchtenden Blik des Jünglings, nicht mehr mit der Jugend bräunlicher Loke, nicht mehr mit dem Posaunenton der Mannsprache, nicht mehr mit dem gauklenden, lachenden, spottenden Wize; sondern mit trüberem Blike, mit dünnerem Scheitelhaar, mit dumpfer Stimme, die der Kerkerstaub erstikte, und mit ernsten, reichsstädtisch gravitätisch steifen Minen entgegentritt und keuchend fragt: Weib, liebst Du mich? — Doch Du wirst ja auch alt und wir sind nur wenige Jahre voneinander. — Aber laß mich altern; kann Dir doch der feurigste Jüngling nicht feuriger u. wahrer sagen, wie ewig Dich liebet

Dein

armer Sch.

Den 31.ten Mai 1783.

Ich lege wieder einen Monat zurük, in dem mir Gott manche Wolthat, auch durch Dich, meine Liebe, angedeihen ließ. Es war der Rosenmond; doch fühlt ich mehr das Rizen seiner Dornen, als seiner Rosen balsamischen Duft. Der Gefangene sieht die Natur im Wittwenschleier; ihm ist selbst die Frühlingsflur eine gähnende Gruft.

Der freie Vogel
  schwimt in der Luft,
Ich aber brüte
  im Kerkerduft.
Der Maienkäfer
  sumt froh daher:
Ich aber schleppe
  die Fessel schwer.
Die Turteltaube
  girrt um ihr Sie;

Doch, was ich liebe,
das find' ich nie.
Es äzt die Schwalbe
die junge Brut,
Und ich bin ferne
von meinem Blut.
Im Frühling gattet
sich groß u. klein,
und ich, Elender,
bin ganz allein.

Mit solchen traurigen Empfindungen schlief' ich den Mai. Doch mischt sich auch Dank in meinen Klaggesang. Du, mein Engel, lebst noch, bei allen Schwächen Deines Körpers; meine Kinder zeigen Hofnung in der hellen Blüthe — und auch ich lebe noch, wiewohl mit dem Gefühl, daß meiner Monde nicht viel mehr seyn werden. Ich habe diesen Monat Blut ausgeworfen, eine Folge der blinden Goldader und meiner im Blokhause zerstörten Brust. Meine Nerven sind äusserst schwach und oft, wie vom Schlage gerührt. Ich habe die Molkenkur, ohne sonderlichen Effekt gebraucht. Ein Bad würde mir grose Dienste leisten; aber diß ist in meiner Lage unmöglich. Doch mein Leben ist in der Hand des Herrn; er thue, was ihm wohl gefällt. Der Gott, der Dich in meinem Elende nicht verließ, wird auch nach meinem Tode Dein Gott seyn und Dir den Seegen frommer Wittwen reichlich ertheilen. Du bist nun schon an meine Entfernung gewöhnt und wirst Dich desto leichter zu fassen wissen, wenn Gott über mein Leben gebietet.

Heute früh im Morgenschlummer däuchte mir, ich wär' in Deinem Schlafzimmer. Du kamst und wiesest mir mein Porträt über Deinem Bette. Mein Bild war ganz verstellt, denn ich lag aufgedunsen und schlafend im Bette. Drauf wandte ich mich, nahm Dich in meinen Arm und mit tausend Thränen, die ich im Schlafe vergoß, umarmt ich Dich mit unaussprechlichem Schmerz und schluchzte: Lebe wohl! — Du aber bliktest mich mitleidig an und sprachst nichts, als: guter Mann!! —

Sieh, Freundinn, so düster sind auch meine Träume kolorirt und doch sind meine Fantasieen am Tage noch viel düstrer.

Wie wohl wirds mir im Grabe seyn
wo keine Stürme wüten.
Da kann nicht täglich neue Pein
für mich ein Fürst gebieten.

Da ist nicht mehr die Sklaverei;
Da bin ich frei! da bin ich frei!
und athme süßen Frieden.

Am Sonntag Exaudi den 1.ten Juni.

Guten Morgen, meine Liebe! Da bin ich schon wieder bei Dir. Ich habe sanft geschlafen und konnte sehr andächtig und mit Thränen beten. O das ist eine grose Gnade, wenn man beten kann; wirds einem doch so wohl ums Herz. Der Glaube wird gestärkt, die Liebe entzündet, die Geduld erneurt und die lahme Hofnung richtet sich am Pfeiler der Religion wieder auf. Weib, ich muß es Dir mit Schaam gestehen, daß ich oft sehr zum Gebeth ermatte. Daher übermannt mich oft die Ungeduld und verschließt mein Herz für alle Eindrüke der Freude. Mein langes, endloses Leiden ist freilich eine starke Probe; aber sind dann dieser Zeit Leiden auch werth der Herrlichkeit, die gewieß auch an mir soll offenbaret werden? — Ach, wie viele Fehler hab ich noch abzulegen, biß ich für jenes Leben reif bin!! — Ich habe mich hier sehr kennen lernen und bin oft vor mir selbst erschroken. Stolz, Leichtsinn, Wollust, Unmäsigkeit, Anhänglichkeit an die Welt, Trägheit zum Guten, Ungeduld bemeistert sich oft meiner, daß ich fast an meiner Seeligkeit verzweifeln möchte. Doch Deine Kraft, o Gott, ist auch in Schwachen mächtig, und Deine Gnade ist noch nie an mir vergeblich gewesen. O wie ich oft über die Langmuth Gottes mit uns Sündern — mit mir dem Sünder! — erstaune, daß mir heisse Thränen entstürzen! Gnädig, barmherzig, geduldig, langmüthig bist Du, o Herr, Du vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde um Jesu willen, und meine Seele betet Dich an im Staube meines Kerkers!!

Nun geh ich in die Kirche, mein Engel, und will für Dich beten. Heut ist der Sonntag Exaudi, der Sonntag der Erhörung. Ich kann Dir nicht sagen, was mir Gott an Sonn und Feiertägen für ausgezeichnete Gnade erwieß. Ruhe, Seelenfrieden, Innigkeit, Hofnung, Liebe, zitterndes Ahnden meiner künftigen Seeligkeit fühlt' ich schon oft an diesen heiligen Tagen. Auch heute erquikte mich schon der Kuß seines Mundes und ich hoffe den Tag heiter zurükzulegen.

Unser Gott seegne Dich, Liebe, um Christi, seines Sohnes willen. Amen.

Den 4. Juni.

Wenns Dir recht ist; so will ich auf diese Art meine Empfindungen von Tag zu Tag aufzeichnen und Dir zuschiken. Aber ich fürchte nur, ich mache Dir Langeweile. Der schweigende Blik des nahen Geliebten spricht stärker, als die beredtesten Briefe des fernen.

Hohenasperg den 2.ten September 1783.

Tausend Dank, meine Liebe, für den herzlichen Brief, womit Du mich durch Herrn Hauptmann Frei*) beehrtest. Jede Spur Deines edlen Herzens ist mir wie der Fußtritt eines Engels — ich küße sie voll Lieb' und Ehrfurcht. Weh denen, die Ursache sind, daß unsre zur Liebe geschafne Herzen getrennt bleiben sollen! Der Durchlauchtige Sünder hat Dich also abermals getäuscht. Er denkt: keine Antwort ist auch eine. Ach, liebes Weib, er hat noch nie geliebt, sonst wär es ihm unmöglich, so hart gegen uns zu seyn. Ich hab ihn nie beleidigt, und er will mich doch wie den grösten Verbrecher im Gefängniß sterben lassen. Das ist schreklich! Es hat neulich ein vornehmer Minister zu mir gesagt: warum meine Freunde den Herzog nicht verklagen? — „Sie haben zu wenig Muth, antwortet' ich, und fürchten die Sache zu verschlimmern.“ Ich wage doch etwas — kühnes, starkes, das mich entweder ganz verderben, oder aus meinem Elende plözlich reissen muß. Länger ertrag ich mein Schicksal nimmer — Freiheit oder Tod! — ist meine Loosung.

Du hast meinen leztern Brief falsch verstanden. Ich sagte Dir nur, was ich brauche, verlangte aber nichts von Dir. Gott bewahre mich, daß ich Dir lästig fallen sollte. Lieber einen Galliotenkittel getragen, als diß. Die hiesigen Herrn Offiziers lassen mir einen Frak machen, wie ich ihn verlange. Manscheschterne Hosen bekom ich von Herrn Major von Buttlar.**) Die alten hab ich auch noch; ich bedarf also Deiner Hülfe nicht. Inzwischen danke ich Dir doch für Dein gütiges und liebevolles Anerbieten und bitte Dich, die mir zugedachten Kosten auf Deinen eignen Leib zu verwenden.

*) Hauptmann Frey, Regimentsquartiermeister auf dem Asperg.

**) Major Freiherr von Buttlar im Asperger Regiment.

Die andre Woche geht die Jgfr. Pfeiflerin von hier weg — ein Waise, ohne Pension vom Herzog. Gott sei ihr Versorger. Wenn Du mir etwas Geheimes zu schreiben hast; so addressir' es an Herrn Auditor Hahn, der mein bewährtester Freund ist. Auch bitt' ich Dich, mit der Fr. Hauptmann Frei zu korrespondiren. Sie ist eine kalte, doch gutmüthige Frau.

Mein Herr General*) ist ein gutherziger Mann; aber er handelt nicht. Auf ihn kann man sich gar nicht verlassen. Ehmals verbrannt ich schier am Riegerischen Feuer, jezt ersauf' ich beinahe im Schelerischen Wasser. Ach, niemand ist gut, als der einige Gott.

Daß ich so gern vom Tod spreche, hat seine Ursachen; ich muß mich am besten fühlen. 377 Tage saß ich im Blokhause und lag auf faulem Stroh. 3½ Jahre war ich enge eingeschlossen; was ich da weinte, klagte, seufzte, Kerkerstaub schlukte, zitterte, bangte, zagte; das nagt iezt an meinem Leben. Du wirst einmal die Nachricht von meinem Tode hören, eh Du etwas von meiner Krankheit vernahmst. Gott wird Dich alsdann tröstenn; hast Du doch 7ben Jahre Zeit gehabt, einen Mann entbehren zu lernen, bei dem Du mehr bittres Elend, als süses ehliches Glük erlittest.

Laß Dich ja nicht, mein Engel, von den kleinen gefrornen Seelen irre führen mit dem verdamten Waidspruch: es gehe mir nichts ab — als die Freiheit und die Meinigen! — Dein Mann voll Freiheitsungestüm — und ohne Freiheit! — Dein Mann voll Zug und Drang zur Liebe, so innig verliebt in Dich — und ohne Dich!! — Dein Mann so voll Liebe zu seinen Kindern — und doch ohne Sohn! ohne Tochter! — und es geht ihm nichts ab?? — Spei vor der kalten Froschseele aus, die Dir ein anderesmal wieder so was sagt. — Weib, es ist ein groß Elend, wenn man kalt und klein ist. —

Der Elsäser**) ist ein kreuzbrafer Kerl. Er liebt Gott,

*) Kommandant auf dem Asperg, Generalmajor von Scheler.

**) Expeditionsrat Elsäßer, bei dem Frau Schubart in Stuttgart wohnte.

verehrt den Heiland der Welt, ist ganz Menschenfreund und eine warme deutsche Biderseele. Sag, ich grüß' ihn herzlich.

Seine Frau ist ein herrliches Weib. Ich kann sie nicht vergessen, wie sie mit der Mariamine so duldend, so mitleidig, so liebeatmend vor mir stand. Grüse mir sie, wie der christliche Bruder seine christliche Schwester grüßt.

Nun muß ich Dir noch auf zwei Verweise antworten.

1. Du meinst, ich sei so gut und schenk Alles weg. Ist wahr. Ich bin nicht hart, und hab schon vieles und herzlich gerne weggeschenkt; aber manches ist zerrissen, oder mir entwendet worden.

2. Ich betrinke mich so oft! — Das ist nicht wahr, denn ich habe ja nicht so viel, daß ich mich betrinken kann. Beim General trinkt man aus Fingerhüten, und ausser dem Hauptmann Frei bekom ich nur wenig Wein. Doch ists wahr, daß ich den Wein gerne trinke; er macht mich so heiter und ist daher wie ein Vertrauter meines Kummers geworden. Doch will ich mich auch hierinnen so viel möglich einschränken. — Ach, liebes Weib, an Deinem Beifall ist mir viel — viel gelegen; ich wäre untröstlich, wenn ich mir Dein Mißfallen zuzöge. Nein, Engel, der Mann, der Deiner Liebe würdig ist, muß gut seyn, from seyn, Adel des Geistes, Gröse der Seele, Güte des Herzens verrathen; mit einem Wort, er muß ein erleuchteter Christ seyn! —

Auf Ludwigs Brief wart' ich heiß. Dem Landsee*) geb ich nichts mehr mit. Fürs Julchen ist mir bange. Wär ich drausen, sie bekäme einen Gelehrten; nun aber wahrscheinlicher Weise einen theatralischen Windbeutel.**) O schade für den Engel! — Meine Tochter ist ein Engel! Grüße und küsse meine Kinder warm, heiß, liebeglühend. Dem Julchen muß ich selbst schreiben.

Dem Ueberbringer dieses Briefes bitte, so Du kannst, ein Trinkgeld zu geben. Wir können ihn öfters brauchen. Auch wär mirs lieb, wenn Du mir nur mit zwei Zeilen durch ihn berichtetest, ob Du diesen Brief empfangen? —

*) Leutnant von Landsee im Asperger Regiment.

**) Juliens Verhältnis zu dem Hoftheatertänzer Schlotterbeck war den Eltern nicht lieb.

Ach, wann fall ich wieder an Dein himlisches Herz, weine vor Wonne, und stamle Dir mein Bekentniß: ewig liebt Dich

Einzige!

Dein
armer, leidender
Mann
Schubart.

Eben habe ich Ader gelassen. Nun leg ich mich auf mein Bette und denke an Dich — Du Engel! — Mein Geist umarmt den Deinen.

---

12. Sonntag nach Trinit. den 7. Sept.
Morgends 8 Uhr.

Guten Morgen, Liebe. Ich habe gut geschlafen und wieder von Dir geträumt — aber schlim, wie immer. Die Ahndungskraft der Seele sagt mir laut, wachend und schlafend: auf dieser Welt siehst Du Deine Lieben nicht mehr! — Es sei dann so. Die Tirannen der Erde sollen mich nicht feig machen:

Nehmen sie uns den Leib,
Freiheit, Kind und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.*)

Im heutigen Evangelium steht das grose Wort: Gott hat alles wohl gemacht. Du kannst schon jezt so sagen. Gott hat Dich bißher ernährt, gesund erhalten, Dir viel Freunde gemacht, Deine Kinder an Leib und Geist vor Deinen Augen aufblühen lassen; nur ich steh noch in der Nacht und fühls, daß ich noch nicht sagen kann: Gott hat alles wohl gemacht; aber er wirds wohl machen, das sprech ich jeder glaubigen Seele nach. Ich soll hier eine kurze Zeit leiden, daß ich dort auf ewig verschont werde. Jezt lieg ich im Ofen, unter der Pflege des Schmelzers.

---

*) Schubart citiert meist sehr frei, zuweilen mit Änderungen, die seine persönlichen Verhältnisse betreffen, ähnlich wie später Moltke, s. d.

Gott lebet noch, Ich sorge nicht,
Denn Er ist meine Zuversicht!
Stürzt auch der ganze Weltkreis ein;
Gott wird mein Schuz und Retter seyn!
Gott lebet noch!

An keinen Tagen hat sich Gott so sehr an meiner Seele verherrlicht, als an Sonntagen. Da ist so eine Sabbatsstille um mich her, so viel himlischer Frieden, so viel Vorgefühl des ewigen Lebens, so viel Christusnähe, daß man all sein Elend vergißt und nur die Wonne fühlt, ein Christ zu seyn. Zwar muß ich dir gestehen, daß mein Glaube, meine Lieb' und Hofnung nicht mehr so feurig ist, wie anfangs. Ich bete nicht mehr so glühend, so in himlische Liebe zerflossen. Mein langes Leiden hat mich kalt, hartherzig gemacht; so wie viele Schläge hartschlägig machen. Doch erhohl ich mich immer wieder, wenn die Stunde des Geistes komt und mich in Himmel erhebt. Ach bete, ringe für mich, daß mein Glaube nicht aufhöre.

Die Tromel ruft und ich geh in die Kirche, um zu beten für mich und meine Lieben.

Um 12 Uhr.

Ich kom aus der Kirche und hab herzlich für Dich gebethet, daß es Dir Gott an Leib und Seel wol gehen lasse. Es flog gewiß in Himel dis Flehen und die Erhörung mit all ihren Gnaden wird auf Dich herabkommen. Du wirst leben, wenn ich schon in Asche zerfallen bin.

Eben werd' ich zum Mittagtische beim Herrn General eingeladen. Ich esse da immer mehr als sonst, weil Alles gut gekocht ist. Zwar ist mein gewöhnlicher Tisch reichlich genug; aber für meinen schlechten Magen zu wenig ausgekocht. Daher eß' ich meist sehr wenig, wodurch ich oft sehr entkräftet werde. Wenn ich so dran denke, wie ich an Deiner Seite saß und alles so gerne aß, was Deine lieben Hände gekocht hatten, so fühl ich freilich sehr wol, was ich auch in diesem Stüke an Dir verlohren habe. Doch ich war Deiner treuen Pflege nicht werth; drum gab mich Gott den Fremden Preiß. — Du hast doch Appetit zum Essen? — und hoffentlich wirst Du alle Tage Dein Glas Wein trinken? — Denn je älter Du wirst, je mehr bedarfst Du dieser Labung. Also profit die Mahlzeit!! —

Abends um 8 Uhr.

Die Sonne ist untergegangen und nun siz' ich wieder einsam auf meinem Zimmer und denke an Dich, meine Liebe! Ich war heut mehr als sonst beim Mittagsmale aufgeräumt, spielte mit Feuer auf dem Klavier und sang darzu. Gott sei gelobt für jeden Tropfen Linderung, den er in Kelch meiner Leiden träufelt! — Wenns nicht solche Abwechslungen gäbe; so möcht' ich vergehen in meinem Elende.

Es stürmt draussen! — Ich stopfe meine Pfeiffe, schaue durchs Eisengitter und horche dem Sturme. Drum Du must wissen, daß Wetter und Sturm mir lieber sind, als Heitre und Stille. Also gute Nacht! — Gottes Engel steh' an Deinem Bette und bringe Dir meinen Segen — o Du, die ich so innig liebe, Einzige, Gute, Liebe!!! —

Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist immer von Dir ein Einziger langer Gedanke.

Klopstok.

Montag den 8. Sept. um 9 Uhr Abends.

Viel hab ich heute an Dich gedacht; denn —

wo fliegt die Stunde hin
Da ich nicht bei Dir bin? —

aber geschrieben hab ich doch nicht an Dich. Doch vielleicht wär Dir nur mein Gesudel zur Last. Du liebst Realitäten; nicht Flitterwerk — nicht Luft — nicht Kantstationen von Liebe, die der Wirbelwind verhaucht. — Ich will Dich also heute nicht stören an Deinen neugewohnten Empfindungen. — Ach, Weib, (verzeih mirs, daß ich Dich aus alter Bekanntschaft noch so nenne) Entfernung ist der Liebe Tod. Du liebst Gegenwart; Ideale verlachst Du. In diesem Stüke ist Dein ehemaliger Mann weit gröser als Du. — Er liebt — nicht mehr und nicht minder — er liebt ewig!! —

Heute schwärm' ich, Freundinn, denn mir liegt was auf 'm Herzen. Doch ich verschweig es, um Dich nicht zu betrüben. Und nun lebe wohl, meine Geliebte, Um mich und Dich zu schonen werd ich sobald nicht an Dich schreiben. Ueberhaupt bin ich entschlossen, mich von Allem zu entfernen, was mir den Tod bitter

macht. An Deine Kinder werd' ich desto öfter schreiben. Ich kenne meine Kanäle. —

Schubart.

Uzens Gedichte, Reutlinger Auflage, blau, mit rothem Schnitt gebunden bitt ich mir nächstens zu schiken. — Sechsfache Bezahlung versprech ich Dir davor. — Gute Nacht. — Dein

bald Unbekannter.

. . . . meine Peiniger nicht; aber nun steigen meine Seufzer gen Himmel, sammeln sich zum Wettergewölk, das über kurz oder lang über sie herabdonnern wird. Geht meine Seele in der Verzweiflung verlohren; so fordre sie mein Richter auf ewig von ihnen!! — Amen.

Um 10 Uhr.

Heut kann ich die Kirche nicht besuchen. Ich bin so beklemt, so voll Angst und Bangigkeit, daß ich nicht beten kann. Um mich ein wenig zu lüften, schreib ich an Dich, ob ich gleich fühle, wie unangenehm Dir solche Briefe seyn müßen. Ich habs schon aus Deinem leztern Schreiben durch den Müller bemerkt, daß Dir meine Briefe zur Last fallen. Daher überhäuftest Du mich mit Vorwürfen, statt des Trostes. Und ich nehme Dirs auch nicht übel. Du bist ein Weib, hast 7ben Jahre in meinem Jammer ausgehalten, mir unzählich viel Gutes erwiesen, das Dir Gott vergelte; wer wird Dirs verargen, wenn Du ermüdest und Dein Anliz von einem Elenden wegkehrst, von dem Du augenscheinlich siehst, daß er zum Unglük auserkohren ist. Im 88ten Psalm ist mir immer der lezte Vers der fürchterlichste; und auch der fängt an, an mir in Erfüllung zu gehen. Zug für Zug soll ich den Kelch trinken, der Klagelieder Jerem. am 3ten so stark geschildert ist. — Ach, der gute Gott muthet mir mehr zu, als ich ertragen kann! —

Du nimst mirs so übel, daß ich mich ein Schlachtopfer nenne; was bin ich dann anders? Der Herzog hat einer Familie den Kopf herabgehauen, um den Rumpf einbalsamiren zu können.

Daß ich nichts mehr von Dir verlange, geschieht aus zärtlicher Schonung. Du hast ja selbst Dein Unvermögen vorgeschüzt u. ists dann nicht billig, daß mich derjenige erhält, u. kleidet, der

mich für meine Familie ermordete? — Ich hab in diesen 7ben Jahren deßwegen Unterstüzung von Dir angenommen, weil ich hofte, in der Freiheit es Dir erstatten zu können. Da aber diese Hofnung verschwunden ist; so müst ich ein Schurke seyn, wenn ich weiter etwas von Dir annähme — sei 's auch nur ein Blättchen Tabak. Was Du bißher auf mich gewandt hast, soll Dir hoffentlich mein Lebenslauf vergüten. Ueberhaupt, Freundinn, Sieben Jahre Trennung gelten für einen Scheidebrief. — Mein Herz hängt Dir ausserordentlich an, u. Höllenqual ists, mich von Dir loszureissen; aber es muß einmal doch seyn; denn was hilft Sehnsucht nach einem Gut, das man auf ewig verlohr? — Doch Geduld, Vielleicht erlößt Dich Gott gar bald von mir und Du wirst sehen, wie alsdann in kurzem Dein Herz sich erleichtern und ausbreiten wird. — Es hat mich schon tausend Thränen gekostet, daß ich Dich in mein Unglük hineinzog. Hätt' ich gewußt, zu welchem scheuslichen Leben ich bestimt bin; kein Bettelmensch hätt ich mit mir betrogen. — Jeder Mann, von welchem Stand und Geschik er wolle, hätte in Dir die Wonne seines Lebens gefunden, u. auch Du wärst an seiner Seite glüklich gewesen. — Aber, was hast Du mit mir ausgestanden! — Und wie wohl muß Dirs seyn, wenn Du von mir los bist! — O wie wünscht' ich Dir alsdann den Rest Deines Lebens in den Armen eines bessern und glüklicheren Mannes zu veratmen! — Denn Du bist zum ehlichen Leben geschaffen. —

Hier schik ich Dir die Briefe, die Du, Deine Kinder u. einige Freunde an mich schrieben. Lege sie meinem Lebenslaufe bei. Der künftige Herausgeber desselben kann sie benuzen. Sie sind Denkmale Deines vortreflichen Herzens. Die meisten Deiner Briefe hab ich mit meinen Thränen beträuft und bei allen Deine Unterschrift geküßt. Die Briefe von 1777 sind unter des seeligen General Riegers Schriften verlohren gegangen. Einige von kälterem Ton hab ich zerrissen. Ich hab also nichts schriftliches mehr von Dir. Tausend Dank für die Stärkung, womit Du mich oft in meinem Jammer durch Deine Briefe erquiktest. Weil ich fürchtete, sie möchten nach meinem Tode zerstreut werden; so hab ich sie Dir zurückgeschikt. Ich wollte sie mit ins Grab nehmen; aber besser, sie zeugen vor der Welt u. Deinen Kindern von Deiner Liebe, als daß sie mit mir der Wurm verzehrt.

Und nun verzeih mir einen kleinen Tadel. Er betrift Dein verächtliches Hinbliken auf Stäudlin*) und andre gute Köpfe, weil sie ein wenig loker leben. Man muß auch den verpesteten Menschen umarmen und in ihm den Funken der Gottheit verehren können. Stäudlin ist gar kein böser Mensch, ist nur leichtsinnig und besizt trefliche Gaben. Ich kann mir vorstellen, wie Du mich ehmals im Herzen verabscheut haben mustest; denn war ich wohl besser, als Stäudlin? — Und kann sich nicht der leichtsinnigste Mensch bekehren? Kann er alsdann auf dem Weege der Tugend nicht schnellere Schritte machen, wenn er Kopf und Geist hat, als die kältere Seele, die immer im kalten, rozigen Schnekengange auf dem Boden kreucht? — Will Dir was erzählen.

„Ein Gimpel pikte schöne, rothe, liebliche Vogelbeer und sah nicht fern von ihm auf einem Schindanger den Adler auf dem Aase sizen und stinkendes, faules Fleisch verzehren — Pfui! schrie der Gimpel, — ein Adler und auf dem Schindanger und Luder fressen! — Der Adler satt vom Frase erhob sich tönend — über alle Wolken — weit aus dem Gesichtskreise des Gimpels — und trank Sonnenstralen. Indeß der Gimpel im niedrigen Strauche seine Vogelbeer pikte.“

Mach Dir die Moral selber. Den Haller**) veracht ich selbst, denn der ist ein Schurk, ob ich gleich weiß, Daß Du ihm einmal herzlich gut warst. Aber Stäudlin ist bei Gott! kein Schurk. — Ich glaube, Du bist den Genie's deßwegen so feind, weil Dich ein Genie so angeführt hat.

Von Biedermann***) wird nun mit Dir gesprochen haben. Das Julchen wäre gewieß in seinem Hause glüklich. Auf mich kannst Du Dich nimmer verlassen; denn mit der Blüthe meiner Hofnungen spielt schon lange der Sturmwind. Es muß Wonnegefühl für Dich seyn, wenn Du Deine liebe Tochter in die Schweiz begleitest, das Land der Freiheit und des Reichthums;

*) Der Dichter Gotthold Stäudlin (1758—1796), der Fortsetzer der Schubartschen Chronik.

**) Hofmusikus Johann David Friedrich Haller (1763—1797), Bassist und Schauspieler, später auch Regisseur am Stuttgarter Hoftheater.

***) Ein reicher Schweizer, der beabsichtigte, Schubarts Tochter Julie als Adoptivtochter in sein Haus zu nehmen.

wenn Du so viel edle Seelen findest, die Dich trösten und thätig unterstüzen werden. Ich möchte wohl bald erfahren, was Du mit diesem würdigen Manne gesprochen hast.

Den 8.ten diß Monaths warst Du in Ludwigsburg bei Herrn Präzeptor Burkhard. Ein Offizier sah Dich in die Schäse steigen und sagte mir, Du sähest sehr gut und gesund aus. Wie herzlich mich diß freute, kann ich Dir nicht beschreiben; nur begreif ich nicht, was Du in Ludwigsburg vor Geschäfte hattest. Es muß Dir allemal ein Stich durchs Herz gehen, wenn Du in diese Stadt komst, wo Du so viel ausstandest und wo Du den Jammerberg Deines Mannes so nah vor Dir liegen siehst.

Wenn den Herzog etwas weich machen könnte; so müßte er jezt durch so viele Leichen unter seinem Volke*) gerührt werden, daß er einmal wieder sein Anliz zu mir kehrte und mich meinem unverschuldeten Elende entriß — oder, Dir wenigstens erlaubte, mich von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. — Doch, ich weiß nicht, warum ich noch immer vor diesem Gedanken zurükzittre. Wie könnt' ich Deinen Anblik in der Gefangenschaft ertragen! Ich fühle viel zu stark u. meine Nerven sind durch langwierige Anstrengung viel zu abgestumpft, als daß ich einen solchen Besuch aushalten könnte. Du bist kälter; komst und gehst wieder, um Dich in freier Luft zu erhohlen; zwei Thränen machen Dir Luft; dann ists geschehen. Aber ich würde wieder bleiben und nach Deiner Entfernung elender seyn, als ich 's jezt bin. Ich glaube, diß ist auch die Ursache, warum Gott unsre Zusammenkunft hindert. Aber dadurch wird der Tirann eben nicht entschuldigt. Gott läßt ihm seinen Willen, und dicht hinter ihm lauscht die Rache.

Nach 12 Uhr.

Da steht noch mein Essen, wie man mirs gebracht hat. Schon 8 Tage schaudert mir vor Speißen. Zum Trinken aber hab ich immer Reiz, weil mich schier die Hize verzehrt. Ich trink' alles durcheinander, was mir vorkomt, weil ich denke, es sei der Mühe nicht werth, meine Gesundheit zu schonen. Für

*) Typhusepidemie in Stuttgart.

was schon' ich mein Leben? — Daß es Tirannei nach und nach mit langsammen Qualen verzehre? — Wenn ich Arzneien brauche; so schaur' ich vor ihrem guten Erfolge — denn was nüzt Gesundheit dem immer Elenden? — Ich weis, daß diß dem Selbstmorde gleicht; aber worzu treibt einen nicht Lebenssattheit? — Sonst kann ich über Essen und Trinken nicht klagen. Aber was nüzt mir eine beständige Henkermahlzeit? — Ich hab' in der Freiheit niemals Mangel gehabt, und des Teufels. Dank habe der, der mich zu Tode füttern will.

Da drunten vor meinem Fenster rauschen die Ketten der Gallioten fürchterlich durcheinander. An Karren gespannt ziehen sie den Schutt zum Thor hinaus, damit Seine Herzogliche Durchlaucht, Dein allergnädigster Beschüzer — und meine Geissel sanft auftrette. — Weib, meine Briefe lauten, wie Brief' aus der Hölle. Kettengerassel, Sklavengewinsel, Seufzer der unterdrükten Menschheit, Flüche und Jammergeheul aus Kerkerklüften, bleiche Gespenstergestalten, gähnende Langeweile, gelber Hunger, geschwollne Verzweiflung, niedergewürgte Menschenseelen, zukendes Elend im Staube — und was noch schwarze Fantasie ersinnen kann — somiren die holdseelige Gruppe, die ich täglich vor mir sehe. — Feuer der Hölle kenn' ich auch, denn das lodert fast täglich in mir. — Ich hätte grosen Lust: Briefe aus der Hölle zu schreiben; denn die würden mir meisterhaft gerathen.

Ob ich heute gebethet habe? — Nein, aber heiß geseufzt.
Ob ich eine Predigt gelesen habe? — Nein. —
Ob ich Gott vor mein Schicksal preisse? — Nein.
Ob ich doch ihn liebe? — Ja, aber mit Thränen.
Ob ich Hoffnungen ahnde? — — — Ferne. —

Ich habe diese Woche all meine Chroniken wieder durchgelesen, um die Stellen zu finden, die mir mein Schiksal zugezogen haben sollen. Aber - Gott sei Dank — ich fand überal den grundehrlichen Kerl, der Gott und sein Vaterland liebt, die Warheit derb sagt, den guten Geschmak mit Eifer verbreitet — und Feuer ausspeit gegen jeden Dümmling und Schurken. Auch bei meinen jezigen verbesserten Gesinnungen würd' ich nur wenig ausstreichen. Ich habe also Belohnung und nicht

Strafe verdient. — Weib, die Du Anfangs selbst meinen Anklägern recht gabst, steh auf und zeig mir die Stelle in meinen Schriften, womit ich diß Spizbubenschiksal verdiente? — Stürmende Vaterlandsliebe, deutsche Offenherzigkeit, warmer Thon — Liebe für alle Menschen — unterhaltender Wiz und eigenthümliche Laune; wenn diese gebrandmarkt zu werden verdienen; so klag ich freilich nicht über mein Schiksal. — Aber nein, Weib, wenn ich sterbe, Dir soll niemand den Vorwurf machen können: Dein Mann — ach leider! Dein ehemaliger Mann! — sei ein schlechter Kerl gewesen. Ich erkenn' es mit Thränen, daß ich an Gott und an Dir am schwersten gesündigt habe; und nur diesem schreib ich die göttlichen Ahndungen zu; aber nicht meinen Schriften.

Dem Herzog hab ich nie was zu leide gethan — und der ist mein grimmigster Peiniger. Könnt' ich wohl jemals einem solchen Fürsten dienen? —

Abends um 6 Uhr.

Und so wäre dann auch die Sonne dieses Tages untergegangen! und ich hätte abermals einen eleben, langsamen, trüben Tag zurückgelegt! — Ja, guter Gott, so werden sie alle untergehen meine Jammertage und ein besserer Tag wird mir dort aufgehen, wo keine Tirannen mehr die Erde verwüsten! — Das wäre also der 2433.te Tag meiner Gefangenschaft, dessen bleicher Schimmer am Throne Gottes verlischt, der ohne Hofnung, in Seufzern und Klagen dahinschwand! — Hör, meine Liebe, wie viel meinst Du wohl, daß noch solche Tage mein harren? — Weinen kann ich nimmer; denn versiegt sind all meine Thränen; — aber, wie lange — wie lange soll ich noch diß Herzweh erdulden, das schreklicher, als der Tod ist. Ich habe vom Herzweh nie einen Begrif gehabt, nie ein Wort davon in irgend einem Buche gelesen — und nun erfahr ichs an mir, daß es die grausamste, die langsam würgendste, aller Krankheiten ist. Oft leg ich meine Hand aufs Herz und kann dann nichts herausathmen, als den gebrochnen Seufzer: o mein Herz! mein Herz! — Ach, wenn Engel mich sehen u. weinen können; so weinen sie dann. — Du siehst, mein Kind, wie viel ich heut an Dich gedacht habe. Beinahe zu viel für meine Ruhe. Ich hoffe, Du werdest heut einen ungleich seeligeren Tag gehabt haben, als ich. Du bist frei, gesund; und Dein Ludwig war bei Dir. — So geniese dann der seeligen

Tage noch viel. Mußt Du, so lang ich lebe, der Freuden einer Gattinn entbehren; so erseze sie Dir Gott in den Freuden der Mutter!! —

Ich wende mich weg, um in der Dämmerung zu trauern.

Um 8 Uhr.

Wieder ein paar Stunden in Schwermuth hingebrütet und nichts gegessen. — Die Sklaven sind all auf den Trommelruf ins Strohlager geeilt; ich aber size noch einsam mit meinem Gram beim Lichte und sehne mich nach Ruhe. Ich bin heut nicht ausgegangen; war immer allein und beschäftigte mich meist mit Dir. — Ich werde seit einiger Zeit so leutscheu, daß ich erschreke, wenn ich Menschen sehe. Menschen, die ich sonst so gern hatte! — So sehr hat sich Dein Mann geändert. Freude, Scherz und Laune kenn' ich nicht mehr. — O wie laut will ichs in meinem Lebenslauffe predigen, daß Gefangenschaften nicht bessern, sondern die besten Köpfe nach Leib und Geist zu Grunde richten; denn Sklaverei ist der Seele Tod.

Verzeihs, beste, einzige Freundinn, wenn ich Dich mit meiner langen, schwermüthigen Klage langweilt habe. Es steht bei Dir, meinen Brief zu lesen, oder nicht. Hab ich mich doch ein wenig erleichtert. Hier mag und kann ich mich keinem Menschen mehr anvertrauen; auch dieser Trost ist mir versagt.

Ich bin gesonnen, einen Streich zu wagen, der mir helfen, oder mich plözlich verderben muß. Da ich in der Verzweiflung bin; so hör' ich die Stimme der Bedachtsamkeit nicht mehr. Gott wird mir beistehen; denn er kennt mein Innres.

Diese Woche wird der Herzog hier erwartet; ich werde sein Dasein, wie immer, in der Einsamkeit feiren.

Ich wünsche Dir, den Herbst recht angenehm zuzubringen — Gesundheit, heitrer Muth, Freud an Deinen Kindern u. Hofnung des bessern Lebens sei Dein Theil! Wenn Du mich nicht mehr lieben kannst; so schenke mir wenigstens Dein Mitleiden. Bete für mich und lebe wohl.

Schubart.

Asperg den 25.ten 7ber 1783.

Deinen lieben Brief und das Buch habe erhalten. Ich danke Dir für Dein herzliches Andenken, meine Liebe, und zum Beweis, wie lieb Du mir bist, antwort ich Dir gleich.

Ich hoffe, Du werdest Dich von Deinem Fieberanfall erhohlt haben. An Deinem Leben ist mir so viel gelegen, daß ich es selbst dem meinigen vorziehe. Es kümmert mich also wenig, daß ich seit einiger Zeit immer kränkle und es merklich fühle, wie der Wurm Gram mein Leben zernagt. Freiheit, oder Tod ist meine tägliche Losung.

Herr von Biedermann muß Deinem Schreiben zufolge jezt anderst gestimt seyn, als ich ihn hier stimte. Er entschliese sich, zu was er wolle; Gott wird gewieß unser Julchen, meinen Augapfel versorgen. Am besten wärs, ich hätte meine Freiheit und das gute Kind wäre bei mir.

Das Andenken an Bidermann soll nicht ausbleiben.

Ein schreklicher Gedanke ists freilich, daß wir durch Tirannengewalt gezwungen werden, unsre Kinder wie Sklaven an Fremde zu verhandeln. — Doch, wer weiß; ob sich Gott nicht unsrer in einer Kürze erbarmt! — Wenn die Noth ihren Gipfel erreicht hat; so hört sie auf.

Die zarte Saite der Liebe, die Du berührtest, thönt noch in meinem Herzen nach. Aber fast sollt ich glauben, Du haltest mich für eifersüchtig und mißgünstig. Beedes war ich nie. Bewahrung der Tugend ist Deine Sache und wenn Du der hellen Stunden viel hast; so freut es mich. Aber lächeln mußt ich über Deine Platonische Liebe. Diese ist ganz ein Hirngespinst. Liebe, die sich nicht mit Genuß endigt, ist die lächerliche Raserei eines Don Quixott nach einer idealischen Dulzinea. Selbst unsre Liebe zu Gott müßte aufhören, wenn wir nicht den Genuß Gottes im Reiche Jesu zu erwarten hätten. Du bist ein brafes Weib; aber doch weiß ich aus Deiner Jugendgeschichte, daß Girren, Schmachten und Sehnen Deine Sache nicht war und daß Dir körperlicher Genuß so gut, wie jedem Menschenkinde behagte. Das Zurükdenken an die Stunden der ehlichen Freude und die Hofnung nach mehreren so goldnen Stunden in der Zukunft erhält meine und Deine Liebe. Kurze Trennung gibt der Liebe einen neuen Schwung; aber lange tödtet sie. Wenn ein würklicher Gegenstand in Dein Herz dränge; wie bald würde mein Bild in der Hize naher Liebe, gleich einem Schneemann wegschmelzen. Mehr bin ich Dir jezt nicht, als ein Schneemann. — Du hast recht, wenn Du behauptest, daß meine Leidenschaften, sich wie Riesen, noch zuweilen über meine Vernunft erheben. Aber ich liebe stark — ich fühle

tief — ich leide gewaltig. Ists Wunder, wenn ich nach siebenjähriger Täuschung, wo ich Luftbilder statt Deiner u. meiner Kinder hasche, zuweilen auffahre und rase? — Langes Leiden macht schlap, spannt alle Herznerven ab und zeugt tödliche Ermüdung. Indessen muß es Dir ja lieb seyn, wenn ich Dich nach so langer Trennung mit dem Ungestümme eines Jünglings liebe? — Hör' eine Geschichte, die Dich noch mehr kizeln soll.

Im Jahre 1781 gab ich einer Offizierstochter im Klavier Unterricht. Sie war schön, 17 Jahr alt, tief fühlend und groß am Geiste. Ich mit einem Herzen, das der 4jährige einsame Umgang mit Gott ganz für die Liebe geöffnet hatte; liebte diß Mädgen erst — als Tochter; dann sah ich Dich in ihr und endlich war die Täuschung vollendet — ich liebte sie. Sie machte ausserordentliche Progressen im Klavier und hat würklich nicht ihres gleichen im Lande. Auch sie liebte mich. Wie ich da mit meiner Liebe rang! Welche Herzstöse ich ausstand, kann ich Dir nicht schildern. — So unschuldig meine Liebe war — denn ich habe sie kaum einigemale geküßt — so viele Vorwürfe macht' ich mir hierüber wegen Deiner. — Und siehe da! ich überwand und Du bliebst Siegerin in meinem Herzen. Freut Dich dieser Triumf, mein Engel? —

Seit diesem ist mir das weibliche Geschlecht, für das ich sonst so viele Neigung hatte, ganz gleichgültig geworden. Ue[be]rhaupt, meine Freundinn, hab ich erst jezt im Lichte der Religion die grose Verpflichtung eines Christen keusch zu leben, einsehen lernen. Mit tausend heissen Thränen hab ich es beklagt, daß ich mich ehmals mit so unbeschreiblichem Leichtsinn über den Artikel der Keuschheit wegsezte und mich gröblich an Gott, an Dir und meinem eigenen Leibe versündigte. Auch jezt noch bitt ich Dich dißfalls um Verzeihung und versichere Dich, daß ich mich seit meinem hiesigen Aufenthalte in diesem Punkte äuserst in Acht genommen habe ....

Den lezten 7ber.

Dieser Brief ist durch eine Krankheit unterbrochen worden. Ich habe heftige Anfälle von der blinden Goldader und muß fast immer das Bett hüten. Bald tobt der Schmerz im Rüken; bald kocht er auf der Brust, dann fürcht ich den Blutsturz; bald reißt er im Arm, oder im Kopfe. Ich bin würklich so matt, daß ich

nicht denken kann. — Und so einsam! So ohne Deine Pflege! Ach, wann ists gar?

Leztern Sontag war M. Conz*) bei mir — ein geistvoller, herrlicher Jüngling. Er ist gefühlvoller Dichter, gründlich gelehrt und — tugendhaft. Nun wird er wohl schon bei Dir gewesen seyn. Solche Besuche sind mir immer sehr angenehm, denn sie heitern meinen Geist auf. Ausser diesem zähl ich nicht Eine vergnügte Stunde. Mein treuer Gefährde ist der Kummer und meine Gespielinn — die Einsamkeit.

O, meine Liebe, wie sehr ists jezt anders mit mir, als ehmals. Die Natur, die mich oft so entzükte, hat jezt all ihren Reiz für mich verlohren. Wenn ich vom Wall hinunter schaue; so gloz ich die schöne Welt aus weiten Augen an und fühle nichts. Zwar weil' ich auf dem bläulichten Dufte, der über dem Thal woogt, drinn Stuttgard liegt und seegne mein Liebes, das dieser Duft dekt; aber wend ich mein Anliz; so dräht die Sehnsucht ihren Dolch mit siebenfacher Gewalt in meinem Eingeweid um.**)

— — — —

Das klassische Zeitalter des deutschen Briefes.

Gotthold Ephraim Lessing.

Der Meister und Begründer eines gesunden deutschen Stils ist Lessing. Seine Klarheit, seine auch die letzten Dunkelheiten erhellende Spürkraft, sein Scharfsinn und seine ungeheure Anschauungskraft machen ihn zum Herrn über das überströmende Gefühlsschrifttum jener Zeit; er giebt mit einem Schlage durch seine alles beherrschende Deutlichkeit, die sich mit volkstümlicher Kraft und Bildlichkeit aufs schlagendste verbindet, dem unmittelbar hervordringenden Empfindungsstile Regel und Gesetz. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“ Dieses Wort Lessings ist die apollinische Regel des Stils geworden, auf der noch unsere gesamte heutige Gestalt des deutschen Stiles beruht,

*) Der schwäbische Dichter Philipp Conz (1752—1827).

**) Diese Briefe Schubarts vom Asperg an seine Gattin sind dem Euphorion VIII (1901), S. 83—100 entnommen, wo sie zum erstenmal von Rudolf Krauß mitgeteilt wurden.

abgesehen natürlich von den Sonderlingen, an denen unsere Zeit besonders reich ist und die ihre Ehre darein setzen, Narren auf eigne Hand zu sein. Freilich ist mit der Klarheit oft eine gewisse Kälte verbunden, die sich bei Lessing naturgemäß zuweilen geltend macht. So stellt zwar Lessing die Grundlage der modernen Stilentwicklung dar, aber keineswegs schon ihren Höhepunkt und ihre Vollendung. Vielmehr mußten erst große Frauen wie Schillers Lotte und besonders Goethes Mutter kommen, um zu der Klarheit das natürliche, gesunde, ursprüngliche Empfinden hinzuzuthun. Aus dieser Mischung von Kopf und Herz erst ging Goethes stilistische Meisterschaft hervor, die ja im wesentlichen noch heute als mustergiltig angesehen wird, wenn man auch im einzelnen bereits vielfach über Goethe hinausgeschritten ist. Wie für den Stil überhaupt ist Lessing auch für den Brief der grundlegende Meister durch seine volkstümliche Klarheit und seine durchsichtige kristallreine Gestaltung und Abrundung der Gedanken.

An Doroth. Salome Lessing.

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing*)
ma très chère Sœur
à
Camenz.

Geliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andre glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehn, wie dieses beisammen stehn kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch, hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus

*) Doroth. Salome, geb. 1727, gest. 9. September 1803.

der Schule gelaufen, und schon in Deinem 12. Jahre hieltest Du es vor eine Schande, etwas Mehres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist: in seinem 12. Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem 18ten oder 19ten noch keinen Brief schreiben können? Schreibe ja und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast Jeder wünschet zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was Besonders haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nutzen, als wenn Jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein

Meißen, treuer Bruder

den 30. Decbr. 1743.*) G. E. Lessing.

An Johann Gottfried Lessing.

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise
mon très honoré Père
de et
à
Franco bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

Daß ich Ihnen sogleich auf den letzten Brief anworte, geschiehet um des Hrn. Rectors**) willen, welcher seinen Brief je eher je lieber wollte bestellet wissen. Das Lob, welches Sie mir wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an den Hrn. Obrist-Lieutenant von Carlowitz***) unverdient ertheilet, soll mich,

*) Der Brief stammt wirklich aus dem Jahre 1743. Daraus ergiebt sich, daß Lessing darin das Alter der Schwester in scherzhafter Weise übertrieben hat, wie überhaupt der ganze Ton des Briefes als ein scherzhafter aufzufassen ist.

**) Theophilus Grabener, geb. 3. Novbr. 1685, seit 1735 Rector der Landesschule zu Meißen, gest. 15. April 1750.

***) Johann Georg v. Carlowitz, kgl. poln. u. kurfstl. sächs. Oberst-Leutnant im Regimente Prinz Xaver, Collator der Freistelle, die Lessing seit 21. Juni 1741 inne hatte.

ob ich gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen; nach Dero Verlangen ein kürzeres und, wo es mir möglich, ein besseres zu machen. Zwar Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in denen meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen sich Niemand sehre nahen darf, weil Alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Und wer weiß, was noch geschiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte Alles in ihr; jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sahe; jetzo sieht man einen Haufen Verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Cönacul ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinern Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezognen Tische wieder herzustellen. Was mich anbelanget, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so ofte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren

sollten,*) doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohrzwang, mit welchem ich seit einiger Zeit bin befallen gewesen, macht mich so wüste im Kopfe, daß ich nicht vermögend bin, mehr zu schreiben; ich schließe also mit nochmaliger Versicherung, daß ich lebenslang sein will

Dero

Meißen, gehorsamster Sohn
den 1. Febr. 1746. G. E. Lessing.

P. S. Was Mons. Heydem. bei Hr. M. Golzen gesagt, ist gänzlich falsch.

An Moses Mendelssohn.

Liebster Freund,

Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Willfahrung. Die Assignation, die ich an Sie gestellt, werden Sie ohne Zweifel bereits erhalten haben. Schreiben Sie sich es zum Theil selbst zu, wenn sie Ihnen beschwerlich gefallen ist. Wie ich meine Handschrift darüber einrichten soll, mögen Sie mir melden; unterdessen werden Ihnen meine Briefe statt derselben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich Alles anzusehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandtschaft hat, so merken Sie es ja fleißig an. Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen, und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeclamabeln Stellen in meiner Sara ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darin entdecken, als ich hineinzubringen im Stande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andre entgegenzusetzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundsatz ist richtig: der dramatische Dichter muß dem Schauspieler Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein das philosophische Erhabne ist meines

*) Der Vater wandte sich wegen der Entlassung an das Oberkonsistorium, zuerst vergeblich, das zweite Mal mit Erfolg. Lessing hielt 30. Juni 1746 seine Abgangsrede.

Erachtens am Wenigsten dazu geschickt; denn ebenso wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Geberden und Tönen machen. Wer das qu'il mourût*) am Gleichgültigsten, am Meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am Besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich statt des besten Beweises auf den Unterschied, der unter den Geberden des Schauspielers ist. Einen Theil der Geberden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt, er kann sie machen, wenn er will; es sind dieses die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiednen Modificationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Theil anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am Sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfordert; eine gewisse Verfassung des Geistes nämlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am Meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am Meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affect, in welchem der Acteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß nicht! Sondern je mehr sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen sie ihn zeigen, desto unmerklicher geräth der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 74. Seite zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten verstellen, verzerren und verschwinden schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meiner Gedanken nicht nöthig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es vielmehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehrern Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. Geschwind reißen Sie mich

*) Corneille, Horace, III. Sc. 6.

aus meiner Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Gestum und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld sein sollte, blos um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkürlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr werth als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen würde. Ich wiederhole es also nochmals, diese Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzu theatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz Recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schändlichen Perioden, S. 123, 124, 154, 158, die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern.*) — Ich habe heute nicht Lust, länger zu schreiben, sonst würde ich noch einige allgemeine Anmerkungen auskramen, inwiefern der dramatische Dichter für den Schauspieler arbeiten müsse, und was für verschiedene Wege der komische und der tragische in dieser Absicht zu wählen habe. Vielleicht ein andermal hiervon.

An Herrn Nicolai will ich schreiben, wenn er die ersten Aushängebogen bekommen wird. Hier ist unterdessen bei Herr Dyken ein Brief eingelaufen, der ohne Zweifel von dem Herrn von Hagedorn**) aus Dresden ist. Meine Neugier hat ihn erbrochen.

Leben Sie Beide zusammen wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig.

Leipzig, Gotth. Eph. Lessing.
den 14. Septbr. 1757.

---

*) In der Ausgabe von 1772 ist auf diesen Seiten (S. 138, 150, 151 der Hempelschen Ausg.) nichts geändert.

**) Christian Ludwig von Hagedorn, der jüngere Bruder des bekannten Dichters, geb. 14. Febr. 1712 zu Hamburg, seit 1737 in sächsischen Diensten, 1763 Geh. Legationsrat und Generaldirektor der Kunstakademien in Dresden und Leipzig, gest. 24. Januar 1780.

An Friedrich Nicolai.

Hamburg, den 28. September 1768.

Liebster Freund,

Den 24sten dieses habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28sten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen also nicht nach Berlin antworten können, das sehen Sie wohl. Es ist Ihre eigene Schuld; warum lassen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erste Theil ist fertig. Wenn Sie wollen, so will ich an dem zweiten sacht anfangen lassen. Materie sehe ich genug vor mir, aber es ekelt mich schon vor Klotzen; ich werde fleißig Abschweifungen machen, um mir bessere Gegner zu suchen. Aber —

Dieses Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. Gott sei Ihnen gnädig, wenn vor dieser Zeit der zweite Theil nicht fertig ist! Ich dächte also, ich überschlüge meine Zeit genauer und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meinen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebenso viel zu suchen und zu erwarten habe als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben: wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland.

Ich lasse das Verzeichnis von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauctionirt werden sollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin schicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und lassen Sie, nicht den Buchhändler, sondern den Freund sie ein Wenig bekannt machen. Sie werden besonders vortreffliche italienische Sachen darin antreffen.

Zu Ersparung der Kosten bin ich entschlossen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es ist also gewiß, daß wir einander so bald nicht wieder zu sprechen bekommen dürften, wenn

Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte, Sie kämen, um zugleich auch noch unser Theater zu sehen, welches auf Ostern gleichfalls auffliegt. Die besten Acteurs gehen alle ab; denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es also auch vorbei!

Ich schreibe Ihnen so viel von meinen Umständen, nicht sie Andern zu sagen, welches ich Sie sehr bitte, nicht zu thun, sondern blos, damit Sie sie wissen und Moses und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein Wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber, an dem zweiten Theile der Antiquarischen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recensionen in der Deutschen Bibliothek*) über Klotzen haben mir beide sehr wohl gefallen. Sein Geschmiere von Münzen habe ich nicht gelesen, ich habe nie etwas Anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von seinem Charakter noch weit weniger als von seiner Gelehrsamkeit. Sie haben doch wohl die neuesten Stücke des Correspondenten gelesen? Er beschwert sich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm soll gesagt haben? Darf der Mann sich über Anzüglichkeiten beschweren, der in seiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm!

Melden Sie mir doch, was Herr Lambert von der Folge der Briefe gesagt hat, in welchen mehr von der Perspectiv vorkömmt. Allerdings ist mir sein Beifall nicht gleichgültig,**) und ich wünschte mich über verschiedene Dinge mit ihm expliciren zu können.

*) Von Nicolai und von Mendelssohn.

**) Ich hatte Lessingen gemeldet, daß seine Antiquarischen Briefe dem Mathematiker Lambert gefielen. — Nicolai.

Machen Sie doch, daß Hagedorn in Dresden und Ernesti in Leipzig ein Exemplar in meinem Namen erhalten. Dem Appellationsrath Platner*) schicken Sie gleichfalls eins.

Leben Sie wohl, und wenn Sie können, so schreiben Sie mir einmal aus Leipzig.

Dero

ergebenster Freund

Lessing.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1771.

Meine liebste Freundin,

Ich habe mir die vierzehn Tage her Gewalt anthun müssen, Ihnen nicht zu schreiben. Denn ich glaubte Sie, Ihren letzten Nachrichten zu Folge, schon unfehlbar unterweges und hoffte alle Tage von Ihnen zu hören, wo am Nächsten mein Brief Sie wieder treffen würde. Sie haben aber recht sehr wohl gethan, daß Sie noch nicht abgereiset sind. Nur wenn Sie auf Frost gewartet haben, der die Wege besser machen sollte, so mögen Sie nunmehr auch nur auf gelinden Frost warten; denn wenigstens hier ist es so strenge kalt, daß ich nicht einmal gern an das Fenster trete.

Was für eine seltsame Besorgniß hat mich um das Vergnügen gebracht, von Ihnen um Rath gefragt zu werden! Sie fürchten, daß ich Sie betauern oder verlachen würde. Betauern, das wäre möglich gewesen, und ich danke Ihnen, daß Sie mir keine mißvergnügte Stunde mehr machen wollen. Aber verlachen? Wie fingen Sie es denn an, daß ich Sie verlachen könnte? Mit Einem lachen, mit Einem zugleich über die Verlegenheit lachen, aus der er sich selbst nicht geschwind helfen kann, das ist ja nicht das, was das häßliche verlachen sagen will, sondern ist eine unschuldige Lust, die sich Freunde einander nicht versagen sollten. Sehen Sie also, daß Sie Unrecht haben; und wenn man Sie wiederum irre machen sollte, so hoffe ich wenigstens, daß Sie nicht zum zweiten Male werden Unrecht haben wollen. Freilich

*) Dem Verf. der Lanx Satura, dem ältern Bruder des berühmten Philosophen. — Nicolai.

haben Sie einen weit bessern Rathgeber ganz in der Nähe, als ich größtentheils zu sein das Unglück habe. Aber dem ohngeachtet können Sie meinen Rath doch immer hören, wäre es auch nur, um zu erfahren, ob Ihnen nicht etwa mein Rath wegen Ihrer Besorgnis Genugthuung machte; ich meine, ob er Ihnen nicht etwa Gelegenheit schaffte, vielmehr mich zu betauern oder zu verlachen.

Ich komme auf unser gemeinschaftliches Project, glücklich — wollte ich sagen, reich zu werden. Wahrlich, Sie sind, sehe ich, eine Frau, mit der man schlechterdings nichts verlieren kann. Wir sind wiederum, in der neunten Ziehung, mit einer Nummer herausgekommen, wie Sie aus beigehendem Ziehungsscheine sehen werden. Nämlich mit Nummer 69. Ich habe auch schon dafür ein neues Billet auf die zehnte Ziehung genommen; nur ist mir leid, daß es schon ausgefertiget war, als ich Ihren letzten Brief erhielt, und Nummer 19 dieses Mal noch nicht wieder an seine Stelle kommen können. Für Nummer 69 habe ich 77 genommen, und unser Billet lautet zusammen auf 7. 36. 45. 47. 77. Noch etwas Besonders dabei muß ich Ihnen melden. Auch in Stralsund hat man nunmehr ein Lotto, und vor Kurzem ist die erste Ziehung geschehen. Hätten wir da mit unserm Billet eingesetzt gehabt — was meinen Sie, daß wir gewonnen hätten? Leider doch auch nur eine Ambe. Und was ist uns mit einer Ambe gedient! Alles oder nichts. K[norre] und Compagnie sollen unsere Louisd'or haben, oder wir ihre sechzigtausend Thaler. Wer weiß, ob dieses nicht der einzige Weg für mich sein sollte, mich an dem V[etter] zu erholen; und ich denke, es ist eine schlimme Vorbedeutung für ihn, daß er, um Geld parat zu haben, immer im Voraus seinen Garten verkauft hat. Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich Ihnen fast rathen möchte, nicht eher von Wien abzureisen, als bis Sie meine Nachricht von der zehnten Ziehung erhalten haben. Denn es ist nur wegen des Entgegenkommens, und damit wir einander nicht fehl reisen.

Daß der Herr von S[onnenfels] mein guter Gönner und Freund sein will, muß ich mir gefallen lassen. Er hat es durch seine unerträglichen Großsprechereien von seiner vermeinten Hauptstadt des deutschen Reichs und durch seine Freunde, die Herren Klotz, Riedel und Sch[mid], ziemlich bei mir verdorben. Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein Bißchen

Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein Wenig demüthiget. Versäumen Sie es doch aber ja nicht, ihm seinen Willen zu thun und den Hausvater zu sehen. Ich bin sehr begierig, zu wissen, ob er in Wien besser gespielt wird, als wir ihn in Hamburg gesehen haben. Vor einigen Tagen trug man sich hier mit der Nachricht, daß Ackermann todt sei, und daß Mamsell mit ihrem Bruder nach Wien gehen würde. Ob nun aber auch Mamsell das Muster sein könnte, das S[onnenfels] wegen des Anstandes unserer hiesigen Acteurs zu widerlegen geschickt wäre, möchte ich eben nicht sagen. — Was zum Henker nur will denn der Mann mit seinem Anstande überhaupt? Wenn seine Acteurs nichts wie Anstand haben, so können sie noch sehr, sehr elende Acteurs sein.

Mit unserm K[untzsch] haben Sie es errathen. Die Abwesenheit scheint ihn wenigstens curirt zu haben. Er ist jetzt auf seinem Gute und kömmt erst zur Messe wieder. Es wird aber darauf ankommen, ob sein Feuer nicht wieder aufflammt, wenn er den Gegenstand wieder vor Augen bekömmt. Alsdann gebe ich aber auch nicht einen Heller um seine Seele; denn bei solchen Krankheiten sind die Recidive das Gefährlichste.

Ich kann nicht schließen, ohne mich noch ein Wenig wegen Ihrer fortdauernden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für eine sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie nicht loswerden will. Nur darum wünsche ich Ihre Zurückkunft; denn ich glaube doch, daß Sie in Hamburg noch eher Gelegenheit haben, sich aufzuheitern und sich aufheitern zu wollen, als in Wien. Leben Sie wenigstens nur sonst recht wohl.

Dero

ergebenster Freund

Lessing.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 12. Februar 1771.

Meine liebste Freundin,

Ich bin gestern von Braunschweig zurückgekommen, wo ich mich länger aufgehalten habe, als ich Willens war. Ich hatte nicht befohlen, mir die eingehenden Briefe einzuschicken, und fand

also Ihr letztes Schreiben vom 26. Jenner, das leicht schon seit vier oder fünf Tagen angekommen sein mochte.

Aber in welche Unruhe setzt mich dieses Schreiben! Sie sind krank, und von einem sehr gefährlichen Falle krank. — Wenn Sie nicht Wort gehalten und mir gleich den nächsten Posttag darauf wieder geschrieben, so werde ich glauben, daß Sie nicht schreiben können — Doch wer martert sich im Voraus? und wer sollte nicht immer das Beste hoffen? Sie sind schon völlig wieder hergestellt, und ich denke mir Sie nach dem Ausbruche und der Hebung einer kleinen Krankheit, die Ihnen längst in den Gliedern gesteckt, gesunder, als sie noch jemals in Wien gewesen.

Und auf diesen Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andere sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nur nichts; ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Ueberredung? — Nicht wahr, ich philosophire Ihnen hier etwas sehr Tröstliches vor? Aber ich will Sie auch blos meinetwegen beruhigen; und ich wünschte sehr, Sie könnten mich ebenso leicht auch Ihrentwegen beruhigen. Was Sie in meinem letzten Briefe für eine Klage angesehen haben, mag es im Grunde freilich wohl gewesen sein, aber doch sollte es sich eigentlich nur auf den Rath beziehen, den Sie im Begriffe gewesen, von mir einzuholen. Ich weiß, daß ich ein sehr elender Rathgeber bin, und gerade gegen meine Freunde noch wohl obendrein ein sehr eigennütziger. Hätten Sie also nicht Anlaß genug bekommen können, über mich zu lachen oder auch mich zu betauern? Und nun nur noch ein Wort über diese unterlassene Zuratheziehung: wenn das Gewissen wiederum einmal dabei in Anschlag kommen sollte, so möchte ich Ihnen lieber gleich im Voraus rathen, andere ehrliche Leute ein Wenig mehr zu hören als sich selbst. Denn ich habe immer gemerkt, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen. — Vor allen aber hören Sie nunmehr

Ihre dortigen Freunde, wenn sie verlangen werden, daß Sie Ihre Rückreise noch aufschieben sollen. Die Krankheit, von der Sie sich eben itzt erholen, macht es schlechterdings nothwendig, und wenn es auch bis mitten in den Frühling damit anstehen müßte. Sie sind ja doch einmal bei Ihrem vornehmsten Geschäfte, und Ihre Familie, wissen Sie, ist in guter Aufsicht. Was könnte Sie also hindern, nicht lieber bessere Wege und bessere Witterung abwarten zu wollen? Wenn ich für mein Antheil Sie darüber später wiederzusehen bekomme, so will ich suchen, Sie sodann desto länger wiederzusehen, und Ihnen vielleicht nach Hamburg folgen.

Denn mit dem Entgegenkommen wird es immer mißlicher. In der zehnten Ziehung hat uns endlich der häßliche V[etter] ganz durchfallen lassen; und ob ich es gleich in der elften Ziehung mit einer Kleinigkeit aufs Neue versucht habe, wobei ich, um desto sicherer zu gehen, alle Ihre vorgeschriebene Nummern wieder nahm, so hat es doch auch da nicht glücken wollen; und am Besten, wir geben alle weitere Versuche auf. Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin, und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?

Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zu lachen machte, schreiben können. — Sie wissen doch, daß K[lopstock] in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wieviel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schrittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lesegesellschaft, die er bei der Frau von W[inthem] errichtet hat,*) und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel von Hamburg aus davon geschrieben haben; und ich möchte nur gern

*) Johanna Elisabeth von Winthem geb. Dimpfel, geb. 26. Juli 1747, verheirathet seit 1765 mit Johann Martin von Winthem, der 1789 starb, war die Tochter einer ältern Schwester von Meta Klopstock. Unter dem Namen Windeme wurde sie von Klopstock in Oden besungen. Am 30. October 1791 ward sie Klopstocks zweite Gattin und starb 19. Januar 1821.

von Ihnen wissen, ob Sie es nicht, wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied von dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden? — Ich hätte große Lust, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu lassen; wenn ich nur erst gewiß wüßte, daß Sie schon wieder völlig gesund wären oder es auch dadurch werden könnten.

Inzwischen macht diese Ungewißheit, daß ich an nichts Anders denken kann und mag. Schreiben Sie mir ja, liebste Madam, gleich nach Empfang Dieses, auch nur ein paar Zeilen, wenn Sie es nicht schon gethan haben. Daraus allein will ich erkennen, ob Ihnen an dem Antheile, welches ich an Allem nehme, was Sie betrifft, das Geringste gelegen ist.

Dero
ergebenster Freund
Lessing.

An Eva König.

[Wolfenbüttel, den 12. Mai 1771.]

Meine liebste Freundin,

Unsere Briefe sind einander begegnet. Aber ohne daß ich wissen konnte, was der Ihre enthalte, wird meiner so gut als eine Antwort darauf gewesen sein. Ist es nur möglich, daß Sie mich so falsch verstehen können? Ich sollte keine Nachricht von Ihnen erwarten, keine Nachricht von Ihnen wünschen — als nur über den einen Punkt? Und warum sollte mich denn dieser eine Punkt interessiren, wenn mir nicht jede Kleinigkeit, die Sie betrifft, ebenso interessant wäre? —

Doch Sie erklären Ihren Argwohn selbst für einen hypochondrischen Einfall, und in eben dem Augenblicke erhalte ich auch Ihren zweiten Brief, in welchem Sie mir etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur bei Weitem noch nicht alle, die ich verlangen kann. Ich habe freilich, leider, Briefe genug zu schreiben und würde deren noch viel mehr zu schreiben haben, wenn ich es meinen Correspondenten nicht allzu oft zu verstehen gäbe, wie ungern ich überhaupt Briefe schreibe, sobald Briefe etwas Anders sein sollen als freundschaftliche Plauderei

mit einem Abwesenden. Den meisten von den Herren, denen ich antworten muß, wenn wir an einem Orte zusammen lebten, würde ich vielleicht nicht Jahr und Tag unter die Augen kommen: was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde zu sprechen? Wie wenig aber das mein Fall mit Ihnen ist, das müßten Sie ja wohl von Ihrem Aufenthalt in Braunschweig wissen, wenn Sie es auch sonst nicht wissen könnten. Wie sehr habe ich Sie immer da belagert gehalten! Und immer ist es mir zu spät eingefallen, daß ich Ihnen überlästig sein müsse.

Ich sehe es voraus, wenn ich diesen Sommer nach Hamburg komme, daß ich es nicht besser machen werde. Ich werde sicherlich nur allzu oft um Ihnen sein. Aber eben daher erlauben Sie mir auch, daß ich mich Ihres gütigen Anerbietens, das Logis bei Ihnen zu nehmen, nicht bediene. Sie würden keinen Augenblick vor mir Ruhe haben, und ich will überhaupt keinem meiner Freunde die geringste Unruhe verursachen. Ich will in meinem alten Schwarzen Adler wieder absteigen, wo ich Niemanden belästige, und wo ich um so viel mehr Herr von meiner Zeit und von meinem Besuchen bleibe. Desto schlimmer, wenn sich unser Zirkel so sehr erweitert hat. Besser ist er dadurch gewiß nicht geworden, und weder der Hamburgische Adel noch die Hamburgischen Rathsverwandten sind jemals sehr nach meinem Geschmacke gewesen. Am Besten also, wir machen sodann einen ganz kleinen Ausschuß von unserm alten Zirkel und bleiben unter uns.

Auf Madam Sch[midt] habe ich sechs Tage in Braunschweig gewartet, und ich würde sie sicherlich noch länger erwartet haben, wenn sie mir es nicht endlich abgeschrieben hätte. Ich hätte es voraus wissen können, daß aus ihrer Durchkunft nichts werden würde, da sie mit einem so ungefälligen Peter reisete. Reisen Sie, meine liebe Freundin, immer lieber ganz allein, wenn Sie ja einmal wieder reisen müssen! Zwar wenn ich bedenke, daß es nicht immer ungefällige Reisegefährten sind, daß es öfters auch das eigene Hypochonder sein kann, welches die besten Anschläge zu nichte macht — Wahrlich, Sie sind sehr grausam, daß Sie mir es nun erst hintennach bekennen, es sei Ihr Wille gewesen, sich einige Tage länger in Braunschweig aufzuhalten! Und was trieb Sie denn also? An meinen Bitten hätte es gewiß nicht

fehlen sollen, wenn ich nicht um etwas zu bitten gefürchtet, was ganz wider Ihren Willen sei Gleichwohl werde ich mich desfalls an Ihnen nicht rächen, sondern ich werde sicherlich bis auf den letzten Augenblick in Hamburg bleiben, als ich nur immer bleiben kann.

Mit künftiger Post muß ich schon einmal wieder an den V[etter] schreiben; denn wenn ich es, wie wir ausgemacht haben, nicht wenigstens immer auf seinen zweiten Brief thue, so bekomme ich nie einen wieder von ihm. Gänzlich mich aber um seine Correspondenz zu bringen, möchte ich nicht gern. Sie ist so lehrreich, so erbaulich — Wenn ihn nur nicht der verdammte Lottologist*) um alle seine gute Laune gebracht hat. Doch ich hoffe, er wird auch das bald abgeschüttelt haben; um so mehr, da ich sehr gewiß zu sein glaube, daß man ihm von Str[alsund] aus nichts vorzuwerfen haben kann. Ihm aber das Schicksal seines Bruders mit aufzumutzen, das ist niederträchtiger als beißend. Und auch daher schon halte ich es nicht für möglich, daß Sch[midt] an solchen Nichtswürdigkeiten Theil haben sollte.

Daß aber sein liebes G[ustavchen] doch nun auch von der Lesegesellschaft ist, das muß er mir zu verschweigen seine Ursachen gehabt haben. Nun will ich auch gern um so viel weniger von der Gesellschaft selbst anders als mit der größten Hochachtung sprechen. Ehe ich mir es versehe, sind Sie, meine liebe Freundin, wohl auch selbst davon? Und warum sollten Sie nicht? Lassen Sie sich von der alten B[orgeest] nicht abhalten. Die bei Klopstock's Messias Nase und Maul aufsperren zu sehen, würde mir selbst lächerlich vorkommen. Aber ich wette was, daß doch ihre Tochter Madam B[ostel] unter die Mitglieder gehört; denn ihr Mann selbst ist eine viel zu große Stütze des Parnasses. Folgen Sie also immer dem Exempel der Tochter, und lassen Sie die Mutter schmähen.

Der Kitt zum Porcellain bestehet aus geronnener Milch und gelöschtem Kalke; nur muß jene ganz ohne Rahm sein und durch ein Tuch rein ausgedrückt werden. Sodann nehmen Sie drei Theile dieser geronnenen Milch und ein Theil von dem gelöschten Kalke, streichen es mit der Messerspitze gut durch einander und leimen damit, was Sie leimen wollen. — Wenn es so lange

*) Joh. Karl May.

hält, als unsre Freundschaft halten soll, so ist es ein Kitt, den wir loben wollen.

Leben Sie recht wohl, meine Beste; und Gott sei Dank, daß unsere Briefe nicht mehr vierzehn Tage laufen dürfen!

Dero ꝛc.

Wolfenbüttel! — — — Wegen des Datums. Ich datir immer recht. Aber der Fehler kann manchmal darin sein, daß meine Briefe in Braunschweig liegen blieben, weil ich nur immer nachsehe, wann die Briefe von Braunschweig abgehen, und öfters vergesse, daß ich sie einen Tag vorher dahin abschicken muß. — Geschrieben also auch diesen Brief — zwar wirklich den 12. Mai. Doch stehe ich nicht dafür, daß Sie ihn nicht eher erhalten, als ob er einen Posttag später geschrieben wäre.

An Eva König.

Braunschweig, den 23. Mai 1771.

Meine liebste Freundin,

Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie Ihr Glück noch einmal mit mir versuchen wollen. Wenn Sie aber Ihrem eignen Glücke dadurch nur nicht im Lichte stehen! Indeß will ich Ihnen bei der Gelegenheit nur auch sagen, daß ich ebenfalls die Nummern 19. 36. 45. 47. 69, welche Sie mir einmal aus Wien überschrieben, zeither, aber ganz sachte an, auf gemeinschaftlichen Gewinn continuirt habe. Noch hat meine Ehrlichkeit keine Gefahr gelaufen, noch habe ich Ihnen nichts zu verschweigen gehabt; es wäre denn der simple Auszug von voriger Ziehung, auf den ich den Einsatz wieder bekam. Aber wahrlich, ich sehe nicht, was für Recht ich habe, mir mehr zuzutrauen, als Sie sich zutrauen.

Damit auch ich ehrlich theilen muß, so wissen Sie nun hübsch, ob und wann Sie auf Theilung zu dringen haben. Das Liebste wäre mir, wenn es gleich diesmal geschehen könnte. Denn Sie wissen es nun schon, welche Quaterne wir auf die Nummern gewonnen haben; wir aber erfahren es hier erst morgen.*)

*) Am 22. Mai 1771 war in Hamburg die 16. Lottoziehung.

Hier, in Braunschweig; denn ich schreibe diesen Brief aus Braunschweig, wo ich seit gestern bin; erstlich, um das Geld sogleich in Empfang zu nehmen, und zweitens, um beiher der Herzogin von Weimar*) meine Cour zu machen. Nicht wahr, Sie müssen lachen, wenn Sie mich und Courmachen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde.

Dem K[untzsch] habe ich seine Interimssentenz vorgelesen. Aber die Sache scheint sich nun ins Weite zu ziehen, da Madam St** sich nicht zugleich damit abgeben kann. Thun Sie indeß Ihr Bestes; er ist bereit, bei der geringsten anscheinenden Hoffnung in Person überzukommen, und ich habe ihm versprochen, ihn zu begleiten, es sei auch, wann es wolle. Und wenn es auch noch vor dem August wäre, da ich ohnedem in Hamburg sein will. Doch denke ich nicht, daß mir mein Ziel durch diese Sache sehr soll verrückt werden.

Warum ich unmöglich eher in Hamburg sein kann, habe ich Ihnen, meine liebste Freundin, glaube ich, schon mündlich gesagt. Ich muß zu Ausgang des Julius noch erst einen Besuch aus Leipzig**) abwarten, der zwar nicht eigentlich mir, sondern der Bibliothek gilt, dem ich aber eben auch darum um so weniger aus dem Wege reisen darf. Wie ungern schlage ich das Vergnügen aus, den Brunnen in Ihrer Gesellschaft zu trinken! Ihn aber so lange zu verschieben, das ist auf keine Weise rathsam, weder für den Brunnen noch für Den, dem er helfen soll. Fangen Sie also immer je eher je lieber damit an, und ich will auf meinem Wolfenbüttel'schen Schloßwalle ein Gleiches thun. Werden Sie nur dadurch so gesund, als ich zu werden denke, so können wir das Wasser, das wir mit einander nicht getrunken haben, mit einander in Wein nachholen. Nicht wahr, das ist gerade eine Partie, wie man sie einer Dame vorschlagen muß? Doch es ist so böse nicht gemeint; denn ich will Ihnen bei dieser Gelegenheit nur sagen, daß ich mir den Wein ganz und gar abgewöhne, und daß ich also schon einen Ort weiß, den ich in Hamburg nicht wieder besuchen werde, den Keller.***)

Es wäre denn, daß ich mich einmal von dem V[etter] dahin schleppen ließe, um die scandalöse Chronik des Jahres meiner

*) Anna Amalia war die zweite Tochter des Herzogs Carl.

**) Reiske's.

***) Den Ratsweinkeller im Eimbeckschen Hause.

Abwesenheit mit ihm durchzublättern — und um ihm zugleich den Text zu lesen wegen seines Betragens mit Sch[midt]. Dieses ist sehr unartig; und wenn sich die dadurch verursachte Trennung indeß nicht wieder zusammenzieht, so habe ich in Hamburg ein Vergnügen weniger, worauf ich mit gerechnet hatte. Aber ich kenne Jemand, der mich auch dafür schadlos halten soll.

Es ist eine verfängliche Sache, wenn man auf sich selbst rathen soll, es sei im Guten oder im Bösen. Indeß weiß ich nicht, wer es mir schon gesagt hatte, daß ich in leibhafter Person auf dem Theater in Hamburg seit einiger Zeit spielen solle. Nun ist es mir um so viel lieber, von Ihnen zu hören, daß es doch in so gar leibhafter Person nicht ist. Denn wahrlich, ich möchte meine Person doch lieber ganz und gar für mich behalten, mag sie doch sein, wie sie will. Zwar, wenn dieser mein Repräsentant gefällt, so bin ich eitel genug, zu wünschen, daß Sie nicht unter Allen allein das schärfste und beste Auge gehabt hätten. Denn es ist eine schlimme Sache, mit so scharfen und guten Augen zu thun zu haben. Und wiederum so gar schlimm doch auch nicht. Schlimm aber oder nicht schlimm: wenn Sie nicht bald finden, daß ich ihm ähnlich sehe, so mag ich ihm auch nicht ähnlich sehen.

Bei Gelegenheit der Aehnlichkeit! Ich habe hier Ihr Porträt nicht zu sehen bekommen. Haben Sie aber doch auch das nicht gesehen, was ich habe. Und mag Ihres doch auch noch so ähnlich sein, ich weiß mir meines ganz gewiß noch weit ähnlicher zu machen.

Leben Sie recht wohl, meine liebste Freundin. Ich bin ganz der

Ihrige, Lessing.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 29. Juli 1771.

Meine liebste Freundin,

Ich habe mir sehr lange das Vergnügen, an Sie zu schreiben, versagen müssen. Aber schmeichle ich mir nicht zu viel, wenn ich glaube, daß Sie die Ursache davon zu wissen verlangen?

Ich bin in allem Ernste seit sechs Wochen so krank gewesen, als nur immer ein Mensch sein kann, der nicht im Bette und nicht auf den Tod liegt. Besonders ist es mir bei meinem ganz unerklärlichen Zufalle schlechterdings unmöglich gewesen, das Geringste zu schreiben. Bei jeder Zeile, die ich anfing, trat mir der Angstschweiß vor die Stirne, und ich verlor alle Gedanken. Ich könnte Ihnen mehr wie einen Brief an Sie mit beilegen, die ich alle auf der ersten halben Seite wieder abbrechen müssen. Nach dem Pyrmonter Brunnen, den ich gestern beschlossen, nachdem ich ihn 18 Tage getrunken, scheinet mir ein Wenig besser zu werden. Aber doch nur ein Wenig, und Sie sehen es diesem Anfange eines Briefes wohl nicht an, daß ich schon länger als eine halbe Stunde darauf zubringe. Nach jeder halben Zeile fast muß ich einmal aufspringen, um — frisch Athem zu holen.

— So wie [ich] es auch bei diesem Striche thun mußte. Nur daß ich leider wieder eine sehr lange Pause machen müssen. Denn es war den 24sten dieses, als ich mit Mühe und Noth bis an diesen Strich geschrieben, und heute ist der 29ste, da ich es versuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das Einzige, was mich noch in der Fassung erhält, ist, daß es mit meiner Reise nach Hamburg dem ohngeachtet sein Bewenden behält. Mein Arzt dringet darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umstände nichts als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart sind, die von meiner vorigen allzu sehr abgefallen. Aber ich muß mich schämen, so viel Geschwätz von mir selbst zu machen! — Statt alles Mitleids, meine liebste Freundin, bitte ich Sie um baldige Nachricht, daß Sie sich um so viel besser befinden als ich.

Wenn ich diese Nachricht länger entbehren könnte, so würde ich Ihnen auch noch diesen Brief nicht schreiben. Ich würde es eher darauf ankommen lassen, daß Sie mein Stillschweigen erklärten, wie Sie wollten, als daß ich Ihnen einen Brief schreibe, der Ihnen ebenso verwirrt vorkommen muß, als sauer er mir geworden. Aber ich sehe wohl, ich muß Ihnen diesen Brief schreiben, wenn ich anders einen Buchstaben von Ihnen noch vor meiner Abreise erhalten will. Und den muß ich doch noch haben; denn ich glaube weder sicher noch ruhig reisen zu können, wenn Sie mir es nicht nochmals versichern, daß ich Ihnen noch immer ebenso willkommen sein werde, als Sie mich es in Ihren Briefen dann

und wann hoffen lassen. — Eben, da ich dieses schreibe, fällt mir ein, ob meine jetzigen Umstände auch wohl Hypochonder sein sollten? Aber das habe ich ja niemals gehabt, und ich wüßte gar nicht, wie ich nun erst dazu käme. — Ich habe die Zeit über, da ich glaube, daß Sie den Brunnen getrunken, zwanzigmal des Tages an Sie gedacht. In dem Jungfernstiege und bei so unangenehmer Witterung! Wenn er Ihnen denn nur recht bekommen ist. Aber Sie werden fragen, ob ich nicht noch öfters bei der großen Wassersgefahr an Sie gedacht, in der Hamburg gestanden? Zu meinem Glück habe ich erst vor einigen Tagen etwas davon erfahren; denn ich lese keine Zeitung. Wahrlich, da muß doch keine angenehme Zeit in Hamburg gewesen sein! Und wie traurig muß es noch um Hamburg aussehen! Der liebe E[bert] will deswegen dieses Jahr gar nicht hinkommen. Er denkt mit traurigem Herzen an die Gärten, in welchen er dasmal doch nicht tractiret werden könnte. — Ebenso glücklich, wer gar keinen Garten hat! Aber Schelmenglück muß Der haben, der seinen Garten so zu rechter Zeit noch verkaufen können als unser V[etter]. Denn ich denke doch, daß sein gewesener Garten auch ganz artig unter Wasser wird gestanden haben.

Ich danke Ihnen recht sehr für das Neue vom Jahre.*) Aber wie [viel] angenehmer würde es mir gewesen sein, wenn wenigstens nur die Adresse von Ihrer eignen Hand gewesen wäre! Denn freilich, daß Sie es auch mit ein paar Worten begleiten sollen — das war zu viel verlangt, da ich Ihnen noch auf zwei Briefe Antwort schuldig war. Sie sind eine harte, schlimme Frau!

Auch Madam Sch[midt] hat mir ein gleiches Präsent zu schicken die Güte gehabt, wofür ich ihr meinen Dank noch schuldig bin. Haben Sie die Freundschaft, mich deshalb bei ihr zu entschuldigen. Es soll in der ersten guten Stunde geschehen, die ich nun wieder haben werde. Heute ist mir es unmöglich, und Gott sei Dank, daß ich nur mit diesem Briefe so weit gekommen! Ich weiß es vollkommen wohl, wie geschwind ich darauf Antwort haben kann. So viel Posttage, als Sie mich länger darauf warten lassen, so viel Posttage, werde ich denken, ist Ihnen mein Brief auch noch immer zu früh gekommen. Wollen Sie mich das wirklich denken lassen?

---

*) Frische Heringe.

Leben Sie recht wohl, meine beste Freundin. Ich bin auf immer

Dero

ergebenster Freund und Diener
Lessing.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 3. April 1773.

Meine Liebe,

Ich möchte rasend werden! Was werden Sie von mir denken! Was müssen Sie von mir denken! Ich schrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke sei, was mein künftiges Schicksal auf einmal bestimmen werde, und hoffentlich so bestimmen werde, wie ich es wünsche. Wie ich es aber wünsche, weiß Niemand besser als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache schreiben konnte. Aber diese vierzehn Tage sind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir gesehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder schreiben wollte, als bis ich es so kann. wie ich gerne wollte, so könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden.

Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von Etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen und verlangt, zu wissen. woran ich wäre. Aber keine oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man ebenso von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende, und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will:

so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall so viel wiederzufinden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!

Darf ich Sie, meine Liebe, nun noch so viel bitten, daß Sie Mitleiden mit mir haben und alle schlechte Gedanken von mir von sich entfernen wollen? Aber nothwendig müssen Sie deren haben, denn sonst hätten Sie mir längst mit ein paar Zeilen Nachricht von sich gegeben.

Gott weiß, ich bin schlechterdings unfähig, Ihnen mehr zu schreiben, so voll habe ich den Kopf, und so voll von den verdrießlichsten Dingen.

Wenn Sie jemals, wie ich mir schmeicheln darf, Freundschaft für mich empfunden haben, so lassen Sie mich es ja bald hören, daß Sie deren noch empfinden und mich betauern.

Möchte es Ihnen doch nur wenigstens wohl gehen! das ist der uneigennützigste Wunsch, schmeichle ich mir, den jemals ein Freund gethan hat. Es gehe mir, wie es gehe: ich werde nie aufhören können, Sie hochzuschätzen und zu lieben.

Dero

ganz ergebenster

L.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 27. Junius 1773.

Meine Liebe,

Wenn ich mich entschuldigen soll, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, so muß ich Ihnen eine Beschreibung von einem Leben machen, das gewiß trauriger und elender gewesen, als Sie es immer bei Ihren zeitherigen Unruhen und Kränkungen können erfahren haben. Aber ich bitte Sie, erlassen Sie mir diese Entschuldigung und diese Beschreibung. Denn wenn ich damit anfangen muß, so, sehe ich voraus, kömmt auch dieser Brief nicht zu Stande, welches wenigstens der zwanzigste ist, den ich seit acht Wochen an Sie anfange.

Nachdem ich drei Monate zu keinem Menschen gekommen und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig sein wollen, als fleißig gewesen: haben mich

die Umstände vorige Woche endlich wieder einmal nach Braunschweig genöthiget. Ich habe mich sechs Tage da aufhalten müssen und bin gestern wiedergekommen. Heiterer ein Wenig, aber um nichts gebessert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Das Verfahren ist mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müssen? denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen.

Ich kenne Sie, meine Liebe, und ich errathe sehr wohl, warum auch Sie mir in so langer Zeit nichts von sich wissen lassen, welches Sie ein ander Mal nicht würden gethan haben, wenn die Reihe zu schreiben auch schon ebenso wenig an Ihnen gewesen wäre. Erlauben Sie mir nur, daß ich mich mit einem Einzigen dabei schmeichle: damit nämlich, daß Sie mir wenigstens Ihre Abreise von Wien und Ihr vermuthliches Durchkommen dieser Gegend würden gemeldet haben. Man schreibt mir aus Hamburg, daß man Sie alle Tage daselbst erwarte. Aber das kann nicht sein, und es ist unmöglich, daß Sie dieser Brief nicht noch in Wien treffen sollte. Oder wenn es möglich ist — Ich mag mir den Gedanken nicht ausdenken. — Sie werden unter unsern Freunden allhier eine große Veränderung finden. Daß Z[achariä] verheirathet ist, habe ich Ihnen ja wohl schon gemeldet. Nun ist es auch E[bert] und K[untzsch]. Von des Letztern Heirath werden Sie aus Hamburg ohne Zweifel schon mehr gehört haben. Nicht sowohl die Neugierde, seine Frau zu sehen, als vielmehr die Schuldigkeit, mich als seinen Freund von ihr sehen zu lassen, war mit Ursache, warum ich nach Braunschweig mußte. Er ist ehegestern mit ihr nach Pyrmont gereiset, und ich denke, er wird glücklich mit ihr sein.

Noch will ich auch die Hoffnung nicht ganz aufgeben, es einmal zu werden. Was meinen Sie, meine Liebe? Sie glauben nicht, wie sehr ich mich nach ein paar Zeilen von Ihnen sehne, und wie sehr ich sie bedarf! Leben Sie so glücklich, als ich es wünsche. Ich bin ganz

der Ihrige,
L.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 30. Septbr. 1776.

Meine Liebe,

Wenn ich Ihnen heute nicht zum letzten Mal überhaupt schreibe, so wird es doch wahrscheinlich so zum letzten Male sein, daß ich keine Antwort mehr von Ihnen darauf erhalten kann. Und gleichwohl bin ich doch noch über so viele Punkte ungewiß! Doch ich werde ja wohl noch heute oder morgen Briefe von Ihnen erhalten und, was ich wissen will und muß, endlich daraus erfahren.

Vor allen Dingen nun — hier ist die herzogliche Erlaubniß! Machen Sie damit, was Sie wollen, oder lassen Sie Herr Sch[uback] damit machen, was er will. Weitere Atteſtate von dem hiesigen Consistorio wird der Prediger in York hoffentlich nicht verlangen.

Die beiden Briefe an Ihre Herren Brüder folgen nunmehro desgleichen. Es ist ein Wenig seltsam, daß sie über Hamburg gehen sollen; aber ich setze voraus, daß Sie selbst ein Wort darzu schreiben.

Da ich einmal Briefe mit beischließe, so will ich gleich noch ein paar beilegen. Den Brief des Herrn von Hompesch und, des Spaßes wegen, einen Brief vom Herrn von K[untzsch].

Gestern ist der zweite Transport von Ihren Sachen wohlbehalten angekommen. Wenn diese beide Kisten nichts als Bücher enthalten, so hätte ich Ihnen eine so große Bibliothek nicht zugetraut, und es wäre wohl ebenso gut gewesen, wenn Sie sie in Hamburg in die Auction gegeben hätten. Denn Bücher sollen Sie hier genug finden. Ob der dritte Transport noch während meines Hierseins anlangen wird, ist die Frage. Aber der Kaufmann, an den er hier in Wolfenbüttel adressirt wird, soll ihn schon indeß in gute Verwahrung nehmen. Die Absendung alles Uebrigen thun Sie allerdings besser, noch zu versparen. Ueberhaupt wundert sich der hiesige Kaufmann, daß Sie die Sachen nicht zu Wasser über Lüneburg gehen lassen, welches nicht halb so viel würde gekostet haben. Doch Sie haben ohne Zweifel hierzu Ihre Ursachen gehabt. Daß indeß

auch Alles gut verwahret bleiben soll, dafür sein Sie ganz unbesorgt. —

Wegen meiner Abreise endlich werde ich kaum etwas ändern können. Mein Vorsatz ist, Sonnabends den 5ten October erst von hier abzugehen, da ich den 6ten bei guter Zeit in Buxtehude zu sein gedächte. Wenn ich nun aber auch den vierten Abends abreisen wollte, so könnte ich doch schwerlich eher als in der Nacht vor dem sechsten anlangen, und ich hätte mir zwei schlaflose Nächte gemacht, die ich mir jetzt eben nicht bieten möchte, weil ich mich so ganz vollkommen wohl nicht befinde. Mein Gedanke wäre, es bliebe dabei, daß ich erst den sechsten Abends käme, und gleich den andern Tag, den siebenten, ließen wir uns in aller Geschwindigkeit trauen, sollte es auch im Hause des Predigers sein, ohne alle die Gäste abzuwarten, die Herr Sch[uback] gebeten. Aber dieses müßte so lange unter uns bleiben, damit es das völlige Ansehn eines Impromptu hätte.*)

Bekomme ich heute noch von Ihnen einen Brief, so schreibe ich Ihnen auch gewiß noch morgen. Wenigstens schreibe ich zuverlässig noch vor meiner Abreise, besonders wenn es mir möglich sein sollte, sie 24 Stunden eher anzustellen. Daß ich es sehr gerne thäte, weil es Ihnen und Herrn Sch[uback] so angenehmer sein würde, das versteht sich. Nach dem ersten Entwurfe, daß wir den 8ten erst getrauet würden, hätte ich geglaubt, daß wir längstens den 10ten abreisen könnten, da ich denn den 13ten Pferde von Wolfenbüttel aus auf die letzte Station bestellte, die uns bei Braunschweig vorbei und gerades Weges anhero brächten. Wenn ich daher doch noch auch auf diesen Brief Antwort von Ihnen haben könnte!

Melden Sie mir aber ja auch darin, wie es mit Ihrer Gesundheit stehet. Ihr letzter Brief macht mir viel Besorgniß! doch vielleicht waren das auch nur überhingehende Wallungen. Ich umarme Sie und bin ewig

der Ihrige,
L.

*) In solcher Weise hatte sich Claudius am 15. März 1772 mit seiner Rebekka trauen lassen. Das Impromptu scheint aber doch Lessings Braut nicht recht gewesen zu sein, denn die Trauung fand am 8. Oktober im Schubackschen Hause statt.

An Matthias Claudius.

Mein lieber Claudius,

Danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, daß er sich meiner bei Seiner Majestät dem Kaiser von Japan so günstig erinnern wollen.*) Aber warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen Salvum conductum für meinen Bauch, und ich komme ... Denn genug, daß ein asiatischer Monarch kein europäischer ist und ich wenigstens von den Jammabos**) an seinem Hofe nichts werde zu besorgen haben. Die Goldbarren stechen mir verzweifelt in die Nase, und wenn mir Albiboghoi nicht auch an den Bauch will, so lass' ich ihm sein zweites Ohr gewiß. Nach dem alten Sprichworte, per quod quis rc.***) hätte er, der Hofmarschall, mir ohnedem die Zunge und der Chan die Ohren hergeben müssen. Doch der Chan hat ja auch Ihren Vetter angehört, und das sichert sie ihm auf immer.

Da übrigens Herr Asmus meine theologischen Gesinnungen so vortrefflich interpretirt hat, so wäre ich beinahe Willens, ihm auch mein F[rei] M[aurer] Bekenntniß zukommen zu lassen. Es ist schon einmal in Hamburg gewesen, bei Herr Boden; aber — Und itzt läuft es hier durch die Hände der andern Observanz.†) Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur Einer verstehen wird.

Leben Sie recht wohl. Der Zufall, über welchen Sie mir Ihr Beileid bezeugt haben, liegt mir noch in den Gliedern. Bei Gott, lieber Claudius, Freund Hain fängt auch unter meinen Freunden an, die Oberstelle zu gewinnen.

---

*) Vgl. „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan" in dem Ostern 1778 erschienenen dritten Teile der „Sämmtlichen Werke des Wandsbecker Bothen", S. 74 ff. Die Lessing betreffende Stelle steht S. 95 ff.

**) Vgl. Claudius a. a. O. S. 150 und das 1782 von Wittenberg aus dem Frz. übersetzte Trauerspiel: „Die Jammabos oder die Japanischen Mönche."

***) Per quod quis peccat, per idem punitur et ipse. Weisheit Salomonis 11, 17: Womit Jemand sündigt, damit wird er auch geplagt."

†) Lessing war am 14. Oktober 1771 zu Hamburg vom Freiherrn von Rosenberg in die von diesem gestiftete Loge Zu den drei Rosen aufgenommen worden. Derselben Loge gehörte Claudius an.

Ich wollte Ihnen gern ein Buch für ein Buch, etwa meine Streitschriften mit Goezen, schicken. Aber was machen Sie damit? Ich an Ihrer Stelle würde sie gewiß nicht lesen, und unlesbare Bücher haben, ist nur Last. Wenn ein elektrischer Funke einmal wieder darein schlägt, so werden Sie ihn doch schon in der Kette, in der Sie einmal sind, mitzufühlen bekommen.

Am Besten wär's, Sie besuchten mich diesen Sommer, aber nicht so wie vorigen. Ich lass' es ein Vorzug des lieben Gottes sein, den Willen für die That anzunehmen, im Guten und im Bösen. Denn wenn er es in dem Einen thut, so thut er es auch in dem Andern; und ich, weil ich es in dem Andern nicht thun mag, mag es auch in dem Ersten nicht thun. Ich kann Sie itzt sehr gemächlich beherbergen, und die Stubenthüren sollen Ihnen die Besucher auch nicht einlaufen. Ich bin von der Welt so ziemlich sequestrirt und befinde mich dabei wenigstens nicht übler.

Nochmals leben Sie wohl; und grüßen Sie Ihre gute Frau und Kinder, in welchen ich mir Sie so innig verwebt so gern denke.

Wolfenbüttel,
den 19. April 1778. Lessing.

Eva König an Lessing.

Mein lieber Herr Lessing,

Eben habe ich Ihren Brief erhalten und muß Sie auch sogleich um Entschuldigung bitten über die Vorwürfe, so ich Ihnen gemacht, und das Vornehmen, so ich schon gefaßt hatte, keine Zeile in meinem Leben wieder an Sie zu schreiben. Wenigstens werden Sie meine Aufrichtigkeit bewundern, wenn ich Ihnen sogar sage, daß ich einen Brief, so ich in Nürnberg an Sie geschrieben hatte, zerrissen habe. Bin ich nicht ein wahres Frauenzimmer? Nun im Ernste, Letzteres ist zwar wahr, allein ich zerriß den Brief nicht, weil ich empfindlich gewesen, sondern weil ich den Abend einen starken Ansatz von Hypochondrie hatte und der Brief so lang gerathen war, daß ich befürchtete, er möchte Ihnen Langeweile machen. Es wäre vielleicht ebenso gut, wenn ich außer den hypochondrischen Stunden auch so dächte. Doch nein, warum sollte ich mich Ihrer Briefe berauben, die ich mit so vielem Vergnügen lese, da ohnedem wenig Dinge mehr in der Welt sind, die mir welches geben können? Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie

mir so bald geschrieben, und bin nur böse, daß der Brief schon drei Tage hier gewesen, ehe ich ihn bekommen habe. Er war an einen Mann geschickt, der glaubte, man könnte anderswo nicht als in der Traube logiren. Wie er mich da nicht traf, so suchte er mich auch nicht weiter; zum Glück hörte er heute von ohngefähr, daß ich hier wäre, sonst hätte ich ihn gar nicht bekommen.

Von Ilmenau werden Sie meinen Brief erhalten haben, wo ich endlich des Nachts um zwölf Uhr wegkam, mit einem besoffenen Postillon und einem Halbblinden, der mir leuchtete, der aber nach einer Viertelstunde kein Licht mehr hatte, und just im Thüringer Walde, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antrifft, und wo solche Wege sind, die man am Tage mit Lebensgefahr passiret! Nun glauben Sie, daß mir der Muth gefallen sei? Wahrhaftig nicht! ich stieg aus und suchte Tannenzapfen, die steckten wir an, und so halfen wir uns fort. — Einer großen Gefahr bin ich noch entgangen: hinter Bamberg fuhren wir einen hohen, steinichten und sehr steilen Berg hinauf; wie der Postillon die Pferde antrieb, um oben überzulenken, so merkte ich, daß die Chaise wich. Ich rief dem Postillon, stille zu halten; wie wir nachsahen, so war der Nagel heraus, und die Chaise lag noch eben einen Strohhalm breit auf der Vorderaxe. Ich kann es keinem Andern als Ihrem Gebete zuschreiben, daß ich allen den Gefahren glücklich entkommen bin. Wenn Sie reisen, so sollen Sie auch meine besten Wünsche begleiten. — In Nürnberg habe ich mich in den fünften Tag aufgehalten; man wollte mir den Herrn von M[urr] zur Gesellschaft bitten, weil er aber nie in dem Hause gewesen war, so verbat ich es und habe also auch nicht das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen. Er ist Wag-Amtmann geworden, eine Stelle, die ihm 300 Fl. einbringt. Dieses, und daß ich den Preißlerischen Kupferstich vom Doctor Luther gesehen (welcher meinem Dünken nach sehr gut gestochen ist), ist alles das Neue, so ich Ihnen von Nürnberg sagen kann; ich möchte denn hinzusetzen, daß ich da so aufgenommen worden bin, daß ich die Nürnberger fast süße Leute nennen möchte. Es waren mir zwei Herren und eine Dame bis Erlangen entgegengekommen, die sich vergebens zwei Nächte da aufgehalten und mit der größten Besorgniß drei Stunden, ehe ich da eintraf, wieder zurückgekehrt waren, mit dem Vorsatz: Einer davon sollte mir den andern Tag so weit entgegenreiten, bis er mich anträfe. Alles dieses erzählte mir der Postmeister mit so

vieler Lebhaftigkeit, daß ich meinen Vorsatz änderte, die Nacht in Erlangen zu bleiben, um die Leute den andern Morgen nicht wieder zwei Meilen machen zu lassen. Es war ein rechter Nürnberger Einfall, den Abend zurückzugehen und den andern Morgen wieder denselben Weg machen zu wollen. Sie können denken, was das für gute Leute sein müssen; dem ohngeachtet bin ich froh, daß ich von ihnen und hier bin, wo ich ebenfalls von Allen überaus freundschaftlich begegnet werde. Ich stehe nicht dafür, daß ich nicht sehr aufgeblasen und stolz zurückkomme, wenn ich überall so aufgenommen werde wie bisher. Ich denke, Sie beten nun, daß ich gedemüthiget werden möge; denn nun fehlt es mir nicht an guten Wegen, und den Nagel an der Chaise habe ich mit einer Feder machen lassen.

Fahren Sie fort, mir die Neuigkeiten von Hamburg mitzutheilen, die Ihnen nicht fehlen können, wenn Sie die Correspondenz mit dem V[etter] unterhalten. Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt, daß er unter Seyler's Gesellschaft eine Amourette haben müßte? ich glaube, es ist die B[öck, oder Brandes]; denn er hat mir von ihrer Tugend so viel vorgesagt. —

Ich würde für den König von Dänemark ganz eingenommen sein, wenn ich wüßte, ob er die Minna vorher je gelesen oder aufführen gesehen. — Was kommen nicht alles für Leute zu Ihnen! Nun haben Sie auch den Pater M[ayer] gehabt, den ich längst zu Hause glaubte.

Seit Sonntag Abends bin ich hier, den Freitag gehe ich nach München, wo ich mich vielleicht einige Wochen aufhalte. Ich weiß noch nicht, wie ich meine weitere Tour einrichte, ob ich zu Wasser oder zu Lande nach Wien gehe. Ich hätte Lust, zu Wasser; die Meisten rathen es mir aber ab. Wollen Sie mir Ihren Rath mittheilen, so thun Sie es unter Adresse von Gebrüder Nocker in München.

Leben Sie recht wohl, und zweifeln Sie nicht, daß ich mit aller Hochachtung und Freundschaft stets sein werde

Dero

Augsburg, ergebene Dienerin
den 30. August 1770. E. C. König.

Nachts um zwei Uhr. Schmählen Sie nicht; ich hätte Ihnen sonst nicht schreiben können.

Von Eva König.

[Regensburg, Septbr. 1770.]

Mein lieber Herr Lessing,

Auf zwei Briefe, aus Ilmenau und Augsburg, müßte ich eigentlich erst Antwort erwarten; ich denke aber, wir nehmen es so genau nicht. Sie wollen ja nur wissen, wie ich mich befinde, und dieses hätte ich Ihnen schon von München aus gesagt, wenn ich nicht so stolz wäre, zu glauben, es sei besser, Sie ohne Nachricht zu lassen, wenn ich Ihnen nicht gute von mir geben kann. In München war ich einigemal so übel, daß ich befürchtete, gar bettlägerig zu werden. Den weißen Pulvern danke ich's, daß es nicht so weit gekommen! Hätte ich nur Ihrem Rathe gefolgt und mehrere mitgenommen! Denn so ganz recht bin ich noch nicht. Mit Kolik wache ich auf und gehe damit zu Bette; ich bin froh, daß ich den Tag über davon befreiet bin, um meine Geschäfte verrichten zu können. Alles wäre noch erträglich, wenn ich munter wäre; ich bin aber so niedergeschlagen, daß ich nicht im Stande bin, mich zum Lachen nur zu zwingen, um nicht sonderbar zu scheinen, ob ich gleich hier unter besonders lustigem Volke bin. Ich bin schon zufrieden, wann ich es so weit bringe, daß ich nicht weine; was das Aergste ist, so scheinet mir Alles, was ich thue, nicht recht gethan zu sein; in dem Augenblicke bereue ich, was ich den vorhergehenden gethan habe. Mit einem Worte, ich bin nicht mehr Dieselbe.

Wie kömmt es, mein lieber Freund, daß man so sehr zurückfallen kann? Zwar bei mir ist diese Frage sehr überflüssig, und ich brauche mich nicht noch an die Ursachen zu erinnern, wenn ich anders einmal aufhören will, von ein und derselben Materie zu reden. —

Ehegestern und gestern hat dieser Brief schon weggehen sollen; allein hier stiehlt man Einem die Zeit. Ich habe Alles anwenden müssen, um es so weit zu bringen, daß ich morgen fortkomme. Gottlob, nun sind die Pferde auf morgen früh um vier Uhr bestellt. Ich nehme einen kleinen Umweg über Straubingen, dann gehe ich nach Salzburg, und so auf Passau, Linz und Wien. — Es wird wohl noch ziemlich lange dauern, ehe ich was von Ihnen höre. Es wäre denn, Sie hätten mir nach München

geschrieben, so wird der Brief mir nachgeschickt. Sie wundern sich wohl, daß ich so geschwind von München abgereist bin? Ich selbst hätte nicht gedacht, unter drei Wochen wegzukommen; und wenn ich bedenke, was ich da Alles ausgerichtet, so ist es mir unbegreiflich.

Zwei ganzer Tage habe ich nichts als Excellenzen aufgewärtet. Sie lachen und denken, daß ich mich dazu nicht schicke. Glauben Sie es nicht; ich habe meine Sache recht gut gemacht. Wenn Sie aber glauben, daß es meine Lieblingsbeschäftigung nicht ist, so haben Sie vollkommen Recht. Noch Eins müssen Sie wissen: ich habe mich malen lassen, von einem 73jährigen Mann; ich wünschte, daß er sich so verjüngen könnte, wie er mich verjüngt hat. Außerdem sagt alle Welt, daß es mir vollkommen ähnlich sieht, und ich glaube es auch. Denn so oft ich das Porträt sah, so freute es mich in der Seele, weil ich meine Amalie zu sehen glaubte. Ihr habe ich es auch bereits in meiner Schreibtafel vermacht, und allenfalls können Sie es nun bezeugen, wenn es ihr etwa streitig gemacht werden sollte.

Ich habe noch Vieles in Ordnung zu bringen und auch noch den Koffer zu packen. Ordentlich soll ich auch zu Bette gehen, das wollen Sie ja haben. So muß ich also schließen, vorher Ihnen aber doch noch sagen, daß die Briefe nun zwölf Tage zu laufen haben. Schieben Sie also die Antwort drei Wochen auf, so erhalte ich kaum einen Ihrer Briefe nach Wien. Leben Sie recht wohl; bleiben Sie hübsch gesund, damit Sie mit den Pulvern auskommen, und erinnern Sie sich zuweilen an

Dero u. s. w.

Tinte, Feder und die Eile sind Schuld, daß Sie Mühe haben werden, diesen Brief zu lesen.

Von Eva König.

Wien, den 15. Jul. 1772.

Sie wünschten, ich hätte Ihnen geschrieben, ehe ich noch Ihren Brief erhalten hätte. Das wäre auch sicherlich geschehen, und zwar mehr als einmal, wenn ich nur einigermaßen im Stande gewesen wäre, es zu thun. So aber war ich zeither immer krank, und noch mehr am Gemüthe krank als am Körper. Alles mußte

zusammenstoßen: fehlgeschlagne Hoffnungen hier, verdrießliche Briefe von Hamburg, und was nicht Alles mehr, um mich fast gänzlich niederzuschlagen. Auch Ihr Brief, dem ich so sehnlichst entgegensahe, enthält nicht viel Tröstliches für mich. Denn auch Sie sind nicht wohl, und vielleicht übler, als Sie mir sagen wollen. Gott gebe, daß es nicht sei, und daß Sie Ihrem Versprechen, mir den nächsten Posttag wieder zu schreiben, mögen nachgekommen sein, sonst würde es schlecht um mich aussehen; denn ob ich gleich seit einigen Tagen etwas besser bin, so bin ich doch noch nicht so stark, mir traurige Gedanken aus dem Kopfe reden zu können.

Ich hätte gewünscht, daß Sie den Pyrmonter Brunnen an der Quelle getrunken hätten. Nicht der Brunnen allein ist Ihnen nöthig, sondern mehr die Zerstreuung, und wenn Sie nun vollends die fatale Arbeit fortsetzen, die Ihnen so nachtheilig ist, so fürchte ich, daß der Effect vom Brunnen wenig oder nichts sein wird. Ueberhaupt sollten Sie die Arbeit ganz auf die Seite setzen, bis Sie sich geschickter dazu fänden, und wenn die Zeit auch niemal käme, was wäre denn daran gelegen? Ein Andrer kann die Bücher in Ordnung bringen, der sie in Ordnung haben will. Ich meines Theils habe sie, seit ich Ihren Brief erhalten, hundertmal ins Feuer gewünscht.

Ihr neues Stück ist vorige Woche drei Tage nach einander aufgeführt worden, und zwar mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall. Der Kaiser hat es zweimal gesehen und es gegen G[ebler] sehr gelobt. „Das muß ich aber auch gestehen," hat er gesagt, „daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel gelacht habe." Und ich kann sagen, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel habe lachen hören, zuweilen bei Stellen, wo meiner Meinung nach eher hätte sollen geweinet als gelacht werden.

Die Vorstellung ist sehr mittelmäßig ausgefallen. Nur allein die Huberin, die die Rolle der Mutter machte, hat meines Erachtens in der größten Vollkommenheit gespielt. Wenigstens ich habe in meinem Leben keine Rolle so ausführen sehen und bei keiner das empfunden, was ich bei der empfand. Den Prinzen machte Stephanie der Aeltere, ich möchte fast sagen: so schlecht wie möglich. Die schöne Scene mit dem Maler, die verliert hier

ihren ganzen Werth. Denn die spielt der Prinz und der Maler, Beide zugleich so abgeschmackt, daß man sie möchte mit Nasenstübern vom Theater schicken. Stephanie wird täglich affectirter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge lang mächtig aus dem Halse und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das ist, so hat er seinen Endzweck erreicht.

Bei dem Theater wird bald eine Veränderung vorgehen. Der Graf Cohari ist völlig ruinirt und bereits in Ungarn für unmündig erklärt. Es sind ihm für sich und seine Familie 2000 Thaler jährlich ausgeworfen; ein großer Abstich von 16000 Thlrn., die er sonst Einkünfte hatte. Man hofft, das Theater werde ihm auf künftigen Winter noch bleiben, damit er sich in etwas herausreißen kann. Alsdenn, glaubt man, wird es der Kaiser übernehmen. Ich wünschte es. Sie können sich leicht vorstellen, warum.

Daß van Swieten wirklich einmal todt ist, werden Sie nun längst wissen. Seine Stelle als Leibmedicus ist durch den D. Störk ersetzt; wer aber die bei der Bibliothek und Censur erhalten wird, weiß man noch nicht. Ich glaube nicht, daß sein Tod großen Einfluß haben wird, wenigstens nicht in die Sache, worauf Sie wohl denken. Die kommt schwerlich zu Stande, so lange nicht eine andere Veränderung vorgeht. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß R[iedel] den ganzen Plan verrückt hat. Man findet sich zu sehr mit ihm betrogen und sagt daher, daß er wirklich nun schon das einzige Mittel, sich zu behaupten, ergreift und umsattelt.*) Nachher soll er auf drei Jahre nach Rom gehen und dort lernen, was man glaubte, daß er schon wüßte. Daß Sie dieses aber ja nicht nacherzählen! Man könnte sonst leicht auf den Verdacht gerathen, daß es von mir käme. Ich habe so schon einigemal geglaubt, aus G[ebler]'s Miene schließen zu können, daß er einigen Wink hat, worauf sich unsre Freundschaft gründet. Vermuthlich durch R[iedel]. Wie ich höre, soll Der beständig um und bei ihm sein und außer ihm Niemanden sehen.

*) D. h. katholisch wird.

Es giebt mir eine schlechte Idee von G[ebler]. Denn außer ihm ist doch auch kein Einziger, der R[iedel] nicht für die elendeste und kriechendste Creatur von der ganzen Welt hält, und es darf nur das Viertheil von dem wahr sein, was man von ihm erzählt, so ist er es gewiß.

Seit einigen Wochen ist ein junger Professor aus Leipzig, Namens Reitz, hier, um das Cabinet eines gewissen Fürsten in Ordnung zu bringen. Vielleicht kennen Sie ihn.

Die Nachricht von Madam G[rund] hat mich erfreut, und so auch die von unserm Freund Sch[midt]. Wie gut wäre es, wenn der Mann einmal in einen ruhigern Stand käme! Zwar ruhiger wird er dadurch nicht viel mehr werden, aber doch frei von Nahrungssorgen, und dies sind wohl die nagendsten Sorgen, die man in der Welt haben kann, vorausgesetzt, wenn man Kinder hat.

Ich sehe nicht ein, wie ich mir auf das Vergnügen Hoffnung machen könnte, Sie im August in Hamburg zu sehen. Dem ohngeachtet reisen Sie immer hin. Statt Sie da zu sehen, werde ich die Zufriedenheit haben, von Ihnen zu hören, daß Sie Ihre völlige Gesundheit und Munterkeit wieder daher geholt haben. — Gott weiß, wann ich hier wegkomme, und ob und wie ich wegkomme! Noch stehe ich immer auf demselben Fleck. Doch ich habe mir vorgenommen, Sie für dieses Mal gar nicht über meine Umstände zu unterhalten und mir überhaupt, während daß ich den Brunnen trinke, so viel möglich alles Unangenehme aus dem Kopfe zu schlagen. Der Pyrmonter Brunnen greift mich ohnedies allemal stark an. Könnte ich ihn doch in Ihrer Gesellschaft trinken! Diesen Wunsch thue ich sicherlich alle Morgen beim ersten Glas.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Ich kriege Besuch und muß also schließen. Schreiben Sie mir ja bald, ich bitte Sie inständigst.*)

K.

---

*) Briefe von Lessing und Briefe an Lessing. Herausgegeben von Carl Christian Redlich, Hempelsche Ausgabe der Werke Lessings XX, 1. und 2. Abteilung.

Friedrich von Schiller.

Wie Schillers Person und Schillers Dichtergewalt auf uns mit hinreißender Innigkeit und Anziehungskraft wirkt, so tritt dies uns auch in seinen Briefen in geradezu herzerquickender Weise entgegen. Seine Briefe wirken wie unmittelbare Abdrücke seiner innersten Persönlichkeit, und sie gehören daher zu dem Großartigsten und Köstlichsten, was unsre deutsche Brieflitteratur hervorgebracht hat. Ursprünglich ging er von Klopstock aus, aber bald gewann in ihm, dem tief philosophisch Veranlagten, Lessings Klarheit und durchsichtige Deutlichkeit eine gewisse siegreiche Stellung, die nun, verbunden mit seinem himmelauffliegenden Idealismus, den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich emporreißt. Der Gedanke war das Beherrschende bei Schiller in seinem Leben, in seinen Werken, und ist es auch in seinen Briefen. Wir können Schillers Briefe nicht besser kennzeichnen als mit den Worten, die im Jahre 1887 Michael Bernays in der Allgemeinen Zeitung in einem Aufsatze über die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg schrieb (Allgem. Zeit. 1887, Nr. 231): „Schillers Briefe wirken mit dem ganzen Zauber, mit dem seine Persönlichkeit uns ergreift. Wer sich in dieselben hineinlebt, der gewinnt vielleicht eine Vorstellung von der Macht seines Gesprächs, in welcher die eingeborene Hoheit seines Geistes unbedingt und uneingeschränkt zu Tage trat. — Überall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit. Die mächtig geschlossene Einheit der Schillerschen Natur giebt allen Briefen einen verwandtschaftlichen Zug, der aber niemals zur Einförmigkeit führt. Liegt ein großer Gegenstand vor, so wird der Brief zur formvollendeten, gehaltreichsten Schrift, in welcher jedoch der Abdruck der Persönlichkeit deutlich erkennbar bleibt. Aber auch das Geringe, wenn er es erfaßt, muß von ihm in einen höheren Geistesbereich heraufgehoben werden. Mit welchem rein menschlichen Anteil lesen wir seine Geschäftsbriefe, vornehmlich die Korrespondenz mit seinem Cotta! Auch hier bewegt sich die Rede in ihrem sichern, festen Gange; auch hier bewährt sich die freie und scharfe Ansicht der Dinge. Der Genius tritt unbefangen in die nächste Berührung mit Zuständen und Verhältnissen der Wirklichkeit, um sie zu bewältigen und für seinen höhern Zweck fügsam zu machen. Sobald Schiller zur Feder greift, ist er mit

seiner ganzen zusammengenommenen Kraft gegenwärtig. Er beherrscht das Wort, wie er sich selbst beherrscht. Keine Laune, kein Wechsel der Stimmung darf sich störend dazwischen drängen. Größe und Würde stellen sich von selbst ein, und so fehlt auch nicht Natur und Einfachheit. Vor allem aber offenbart sich in dem Ganzen dieser Briefe die stete, auf bestimmte Ziele und Gegenstände gerichtete, unzerbrechliche Willenskraft, welche doch nie zu stoischer Härte erstarrt. ‚Der Mensch ist das Wesen, welches will‘ — diesen Spruch, mit dem Schiller die sittliche Freiheit des Menschen verkündet, hat er durch sich selbst, in seinen Briefen fort und fort bestätigt und beglaubigt.“

„Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unsrer Litteratur gelten. Neben den Lessingschen, von denen sie sich doch so gründlich unterscheiden, bilden sie die makellosen Muster deutscher Epistolographie. Ein unbefangenes Studium dieser Briefe müßte manchen Wahn verscheuchen, manche schiefe und einseitige Vorstellungen wegräumen, welche noch immer, oder jetzt wieder, einzelne Deutsche und ganze Kreise unsres Volkes an einer reinen und fruchtbaren Erkenntnis Schillers hindern. Und doch soll es uns allen angelegen sein, daß dieses Heldenbild ganz so wieder erstehe und stehen bleibe, wie es einem frühern Geschlechte sich lebendig dargestellt hat: durch Erhabenheit rührend, geweiht durch die Glorie jener echten, den Menschen erhebenden Tragik. Auch nicht den leichtesten Zug in diesem Bilde sollte sich der Deutsche rauben oder verfälschen lassen.“

An Heribert von Dalberg.

Stuttgardt d. 6. 8br. [Sonnabend] 81.

Hier erscheint endlich der Verlorene Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsezte, wort gehalten, aber ich bedarf nur eines flüchtigen Bliks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu komt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments Lazaret mich von meinen otiis poëticis sehr oft abrief.

Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stük, ja selbst ein Meisterstük schaffen

wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundanlage des Stüks schon notwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie oder sonst leidigen Convenzionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt seyn können, daß es wie in der Natur, so auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruk, Ein Kolorit giebt. Eine Veränderung, die ich in einem Karakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Karakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stüks eine ander Wendung. Also Herrmann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, Vier oder Fünf Räuber contrastieren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikatesse des Schauplazes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf dacht ich mir die theatralische Darstellung hinweg. — Daher kams, daß Franz als ein raisonnirender Bösewicht angelegt worden, eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, so gewiß den Zuschauer der vor sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stüks einen Stoß zu geben; ich sehe also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, das Franz wenn er nun auf der Bühne erscheinen wird, die Rolle nicht spielen werde, die er beim Lesen gespielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuschauer an den feinen Nüancen vorüberreißt, und ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen Karakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus versichert bin, seinen Mann unter den H. H. Schauspielern findet, dörfte auf dem Schauplaz Epoche machen, einige wenige Speculationen, die aber auch als unentberlich Farben in dis ganze Gemälde spielen, weggerechnet, ist er ganz Handlung ganz anschauliches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Herrmann u. s. w. sind im eigentlichen Verstande Menschen für den Schauplaz, weniger Amalia und der Vater.

Ich habe schriftliche, mündliche und gedrukte Recensionen zu benuzen gesucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leisten konnte, denn nur dem Verfasser eines Stüks, zumal wenn er selbst noch Verbesserer wird, zeigt sich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeßerungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, das ganze Stük werth.

Darunter gehören: Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der 1sten ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Rezensenten) gänzlich und sehr unglüklich vergessen worden. Doch hat mein Rezensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er izt ist, für Recht hielt. Seine Scene mit Amalien im Garten ist um einen Akt zurückgesezt worden, und meine guten Freunde sagen, daß ich im ganzen Stük keinen bessern Ort hätte dazu wählen können, als diesen, keine bessere Zeit, als einige Augenblike vor Moors Scene mit Amalien. Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weeg dazu ist seltsam. Eine Scene wie seine Verurteilung im Vten Akt, ist meines Wissens auf keinem Schauplaz erlebt, eben so wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stüks däucht mich nun die Krone desselben zu seyn. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblik vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, raisonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindruks hinweg zu thun. Aber dawider protestiere ich höchlich, daß beim Druken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lüken lasse und Karaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele. — In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung; Sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines R. Moors Geschmack darin wird nicht schwer zu treffen seyn, doch bin ich auch auf diese Kleinigkeit äußerst begierig, wenn ich so glüklich bin Zeuge der Vorstellung zu seyn.

Einen Busch trägt er auf dem Hut, denn dieses kommt namentlich im Stük vor, zu der Zeit da er sein Amt niederlegt.

Ich gäbe ihm auch einen Stok zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtsinnig seyn.

Ein vortrefflicher junger Componist arbeitet wirklich an einer Simfonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß sie meisterlich wird. Sobald sie fertig ist, bin ich so frei, sie Ihnen zu offerieren.

Nun entschuldigen Sie auch die ungleiche Handschrift, das unkorrekte der Schreibart. Ich eilte Ihnen das Stük zu schiken und darum zweierlei Hand, und darum nahm ich mir auch nicht Zeit, dasselbe zu corrigieren. Mein Kopist hat, nach Gewohnheit aller beßerwissenwollender Schreiber die orthographie oft erbärmlich mißhandelt. Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nachsicht eines verehrungswürdigen

Kenners
D. Schiller
RMedicus.

An Heribert von Dalberg.

[Sachsenhausen d. 30. September. Montag. 1782.]

Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich mein ganzes Schiksal geschildert. Aber noch kommt das schlimste hinzu. Ich habe die nöthigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand sezten, meinem Mißgeschik Troz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Grosfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plözlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesezt; Dort hoffte ich von Ew Exzellenz unterstüzt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei als auch überhaupt in bessere Umstände zu sezen. Diß ward durch meinen nothwendigen plözlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hofnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muss, aber, ich weiss, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muss, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das woraus Ewr Exzellenz meinen Karakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflössen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimütig um Unterstüzung zu bitten. So höchst nothwendig ich izt des Ertrages bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurükriss. Wenn ich ihn aber biss auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen darf, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Ewr Exzellenz um gütigsten Vorschuss des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich izt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthigt bin. Ich hätte ohngefähr noch 200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, biss ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft seyn. Noch ist es mir gänzlich unmöglich mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn Ewr Exzellenz (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorstreken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zuzusprechen, oder mit mir über einen Preiss übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein leichtes seyn (wenn meine izige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beim nächsten Stük das ich schreibe die ganze Rechnung zu applanieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte seyn darf, dem Gutbefinden Euer Exzellenz also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, Euer Exzellenz mit einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hilfe ist alles was ich izt noch denken und wünschen kann, H. Meyer ist von mir gebeten mir den Entschluss Euer Exzellenz unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich Eurer Exzellenz

wahrsten Verehrer
Frid. Schiller.

An Christophine Schiller.

An Jungfer Christophine
Schillerin

Einschluß. Leipzig d. 18. 8br. [Freitag] 1782.

Theuerste Schwester,

Bitte Dir von Millern den Brief aus den ich ihm und dem General schrieb, so wirst Du mir ersparen Dich mit unangenehmen Erörterungen über meine Lage zu unterhalten.

Also hinweg damit und zu Dir meine Liebe. Mir ist sehr wohl, biß auf die Ungeduld mich ganz meiner Larve und meiner Comödienrolle entledigt zu sehen. Ich habe schon einen artigen Strich durch die Welt gemacht, Du sollst mich kaum noch kennen Schwesterchen. Meine Umstände sind gut. Frei bin ich und gesund wie der Fisch im Wasser, und welchem freien Menschen ist nicht wohl. Auch geht mir nichts ab; meine Schulden bezahl ich sobald sie verfallen sind, und sobald meine Affaire mit d. H. entschieden ist. Laß also die guten Eltern höchst ruhig seyn. Sage dem liebsten Papa, daß ich den Brief an ihn mit eben dem Herzen, als er den seinigen an mich geschrieben habe, daß ich aus guten Gründen so mit ihm gesprochen habe, um sein Schiksal von dem meinigen zu trennen. Auch meine Liebe hoffe ich, daß wir beide uns bald wiedersehen sollen. Nach Bauerbach gehe ich nicht, um die W. zu schonen, wenigstens nicht, biß der Sturm versaußt ist. Sag ihr das, und küße Sie in meinem Namen millionemal. Küße die liebe Louise, die gute Nanette; wenn Du den lieben Eltern den Brief zeigen darfst, so sag ihnen daß ich mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen ihr gehorsamster ihr freier, ihr froher Sohn sey. Über mein Schiksal sollen sie keine Anfechtung haben, denn mir gehe es wol. Wenn ich nicht mehr zurükkomme, so müßen meine hinterlaßene Sachen verkauft werden. Mit denen kann Landauens Conto ganz bezahlt werden. Das andere will ich alles besorgen.

Vergiß mich nicht meine liebe. Nächstens schreib ich Dir mehr, denn Du mußt wißen dis ist der 7bente Brief, meine Hand fängt an steif zu werden.

Ewig Dein Bruder
Schiller.

Gestern kam an mich
gegenwärtige Ordre
des Herzogs.

An Christophine Schiller.

E. d. 6. Novemb. [Mittwoch] 1782.

Theuerste Schwester.

Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schiksal zu reissen.

Daß meine Völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft seyn, wenn ich sie nicht erwartet, und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Führung des Himmels betrachten müßte, welche mich in meinem Vaterland nicht glüklich machen wollte. Auch der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem ihr und ich, gottlob nur allein, abhängig sind. Ihm übergebe ich euch, meine Theuren, er erhalte euch vest und stark, meine Schiksale zu erleben, und mein Glük mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerissen aus euren Armen weis ich keine beßere keine sicherere Niederlage meines theuersten Schazes als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen, und — das sei die lezte Träne die hier fällt!

Dein Verlangen mich zu Mannheim etabliert zu wissen, kann nicht mehr erfült werden. So wenig es auch im Kreis meines Glüks läge, dort zu seyn, so gern wollt ich die nähere Nachbarschaft mit den meinigen vorziehen, und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstüzung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe Dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fache nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urteil Aller Menschen, denen ich

meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben seyn mus. Auch ist es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connoissancen zu Berlin unterstüzen, ich nach Petersburg gehe. Erschrik nicht beste Schwester daß soviel Meilen zwischen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr solt jedes meiner Verhängniße mit mir teilen; ich suche mein Glük eben so sehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre, soll, wenn Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Biß dahin wache der Ewige über euch und mich.

Deine zweitnächste Sorgfalt wird ohne Zweifel mein Auskommen seyn. Zu Deinem und unserer zärtlichsten Eltern Trost kann ich dir sagen, daß ich bis izt auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgardt gewohnt war. Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden, und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültig Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverain der Litteratur ist, aber Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im Voraus schäzt, und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen teutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken, als mein Glük nur allein durch die Medicin zu machen, und werde suchen innerhalb eines halben Jahrs Doctor zu seyn. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute addressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die leztern benuzen will.

Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glük zu etablieren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie 3 Monat früher oder später bezahlt werden, da die Zinse fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen izt schiken würde, an den Ort meines Glüks bringen. Das ist eine Billigkeit, die jedermann erkennen mus, und wofür wäre ich denn so lang ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte. Sage dieses den Leuten, so wird alles sich zufrieden geben.

Noch einmal meine inniggeliebte Schwester vertraue auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem 300 Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusamen gebracht haben will. Grüße unsern besten allertheuersten Vater, und unsere

herzlich geliebte gute Mutter, meine liebe redliche Louise, und unsre kleine gute Nanette. Wenn mein Seegen Kraft hat, so wird Gott mit euch seyn. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen ich sehe euch wieder — Vertraut Gott. Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.

Ich werde zu weich, Schwester und schließe. Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlung. Auch der Vischrin empfiehl mich. Ich kann nicht weiter schreiben. Du schreibst mir wie bisher über Mannheim. ewig Dein treuer zärtlicher Bruder.

Frid. Schiller.

An Andreas Streicher.

Bauerbach, den 8. Dezember [Sonntag] 1782.

Liebster Freund!

Endlich bin ich hier, glüklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.

Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam Abends hieher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hieher war — zeigte meine Briefe auf, und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgepuzt, eingeheizt, und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsezlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf seyn lassen.

Schreiben Sie mir doch, wo Sie gesonnen sind zu bleiben. Halten Sie sich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meier und meine Freunde. Besser Sie bleiben aber nicht dort, und verfolgen ihren ersten Anschlag, der mir immer der vernünftigste schien.

Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrnen Freund nur zu viel

gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H . . . . . t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter.

Wenn Sie Ursache hätten nicht nach Wien zu gehen, so könnte ich Ihnen allenfalls einen andern Ausweg anrathen, der mir von mehreren Seiten besehen, nicht gar verwerflich scheint. Sie sind jung, weit genug in Ihrer Kunst, um brauchbar zu seyn, halten Sie sich an einen Meister in einer großen Stadt, von dem Sie wissen, daß er viele Geschäfte hat, lassen Sie sich auch zu dem Handwerksmäßigen ihrer Kunst herab, machen Sie sich ihm nüzlich, so finden Sie erstlich Gelegenheit den Mann zu studiren, finden Brod, und wenn Sie weggehen Empfehlung. Der große Titian war Raphaels Farbenreiber. Weit gefehlt, das ihm das schimpflich wäre, macht es seinem Namen nur desto größere Ehre.

Empfehlen Sie mich bei Schwan, Meier, Cranz, Gern, Derain, dem Stein'schen Hause, auch auf dem Viehhof. Schreiben Sie mir, was sich von dem Officier, der mich aufsuchte, bestätigt hat.

Noch etwas: bei dem neulichen schnellen Aufbruche von Oggersheim haben wir beide vergessen, die Zeche im Viehhof zu bezahlen. Ich will nicht haben, daß Sie in Schaden dabei kommen. Sie werden also, weil das Geld zu wenig beträgt, um 65 Stunden geschikt zu werden, eine Anweisung dafür und für andere ausgelegte Kleinigkeiten an Schwan bekommen, der mir, weil Fiesco gewiß mehr als 10 Bogen stark wird, noch Geld herauszahlen wird.

Jezt muß ich eilen, das ist bereits der 5te Brief, und wenigstens noch so viel hab ich zu schreiben.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht, und seyn Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr anstehen soll. Noch einmal leben Sie recht wohl. Wenn Sie mir schreiben, legen Sie den Brief bei Schwan oder Meier nieder.

Ohne Veränderung ihr aufrichtigster

Schiller.

An Henriette von Wolzogen.

Bb. d. 27ten März [Donnerstag] 83.

Die guten Nachrichten, theuerste Freundin, welche Sie mir von der Besserung meiner liebsten Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlösung gegeben, waren mir so erfreulich, als mir eine andre verdrüßlich war. Sie schreiben mir, daß sich ein gewiser Herr nicht abhalten laße, mit Ihnen nach M. zu kommen. Die Gleichgültigkeit, womit Sie diesen Umstand berühren, sezte mich in die äuserste Befremdung und in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen meine Besorgnisse wegen diesem Punkt umständlich mitzutheilen, welche ich Sie recht sehr zu beherzigen bitte.

Der Fall ist dieser. Wenn sich Herr v. W. wirklich mit Ihnen in M. einfinden solte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Laßen Sie Sich diese Nachricht nicht bestürzen liebste Freundin, und gönnen Sie mir ein ruhiges Gehör. Ganz M. weis, daß sich ein Wirtemberger in Bb. aufhält — daß dieser ein sehr guter Freund von Ihnen ist — und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz M. vermutet, daß dieser Ritter nicht der ist, vor den er sich ausgibt — daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterland gehabt hat, und darum seinen Namen verschweigen mus. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar, wegen einiger Äußerungen des vorigen Herzogs auf den Wahren gerathen. Nehmen Sie nun diß alles zusammen, und laßen Sie besagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht diese erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie daß H. v. W., wenn ihm alle jene Umstände, mit meinem Exterieur verbunden, gesagt werden, den Augenblik auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die so wie jener Herr, von unserer beiderseitiger Freundschaft, meinen Verhältnißen zu meinem Vaterland, und meinem ganzen Thun und Laßen unterrichtet ist, die mehr als Tausend andere neugierig ist, und vorzüglich neugierig auf meine Schiksale ist, ob eine solche Person bei der ausgestreuten Erdichtung stehen bleiben werde? — Ob Sie selbst Gewalt genug über Sich haben, das Gegentheil gegen seine zudringliche Fragen mit unveränderter Stirne zu behaubten? — Ob er der Mann ist, der in

das Geheimnis der Sache gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das leztere niemalen zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schäzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewise 2 Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind. Weil ich also eine Entdekung auf dieser Seite unmöglich Gefahr-laufen kann, so mus ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — Ich mus Sie verlaßen. Ich mus Sie zum leztenmale gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben mus, daß es vielleicht einen Riß in meinem ganzen künftigen Schiksal zurükläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre gehet vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preißgeben mus.

Überlegen Sie theure Freundin ob die Sache noch zurükgetrieben werden kann, oder vielmehr ob Sie es wünschten zurükzutreiben. Es wäre eine unverzeiliche Eitelkeit von mir wenn ich verlangen wollte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandschaft und Liebe an Sie attaschiert hat, der Sie auch wirklich zu schäzen weis, wegstoßen solten. Nein es wäre ein höchst ungerechtes Zumuthen, wenn ich praetendierte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat als Freundschaft, eine Person aufopfern sollten, die keinen Fehler hat als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bb. nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte. Ich bleibe Ihnen immer, und unter allen Zufällen, aber dieser könnte Ursache finden ein Mistrauen in Sie zu sezen, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit vernachläßigten. Also überlegen Sie es recht beste Freundin, denn wenn Sie auch in mir denjenigen nicht finden solten, den Sie suchten, wenn ich gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu lieb soviel aufgeopfert zu haben, so wäre es um meine Ruhe geschehen. Ist der Fall unvermeidlich, so bitte ich Sie innständig, es mir bei Zeit zu wissen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarschaft darnach richten kann. An dieses leztere dörfen Sie Sich nicht stoßen Freundin. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein neues ungedruktes Stük, und Dalberg

hat mir auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung gethan. Ich kann also zu Ausgang des Mays soviel baar Geld zusammenbringen, daß ich nach Berlin reisen und einiges Geräthe anschaffen kann. Dort werde ich bald Auskommen finden, und Addressen bekomme ich in Menge dahin. Hungerssterben werd ich zuverlässig nicht, und das Bewußtseyn Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glüklich machen. Also seien Sie über diesen Punkt gar nicht in Sorgen, und handeln Sie ganz frei. Können Sie es aber ohne Ihren und eines Menschen Nachtheil dahinbringen, daß ich bleiben kann, so machen Sie niemand grösere Freude als mir. Wollen Sie Selbst, daß Sie die Gesellschaft dieses Herrn verlieren, so streuen Sie aus daß Sie in 5—6 Monaten wieder nach S. kommen, und ihn dann nebst Wilhelm mitnehmen wollen. Was Sie thun meine Beste, schonen Sie Sich und meinen Stolz.

Nunmehr leben Sie wohl. 10,000,000 Grüße an die lieben Meinige, an Ihre Lotte und Wilhelm.

Ewig Ihr Freund

R[itter.]*)

An Reinwald.

Mannheim den 5. Mai [Mittwoch] 84.

Bester Freund!

Mit peinigender Beschämung ergreife ich die Feder, nicht um mein langes Stillschweigen zu entschuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Ansprüche auf mein Andenken überwiegen? — nein mein Theuerster, um Ihnen diese Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigstens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einst an mir schäzten, zu gestehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachlässigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Verantwortung anführe, daß ich Aussichten hatte, Sie diesen Frühling selbst wieder zu sehen, daß ich die tausend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen habe, mündlich zu überbringen hoffte —

Dieser Traum ist verflogen, wir sehen uns nunmehr so bald nicht, und nichts als Ihre Freundschaft und Liebe wird mein großes Versehen entschuldigen. Glauben Sie wenigstens, daß

*) So nannte sich Schiller seit seiner Flucht.

Ihr Freund noch der Vorige ist, daß noch kein Anderer Ihren Plaz in meinem Herzen besezt hat, und daß Sie mir oft, sehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerstreuungen meines hiesigen Lebens in stilles Nachdenken überging. — Und jezt will ich auch auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie steht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Gesundheit, Ihren Cirkeln, Ihren Aussichten in bessere Zukunft? — Ist noch kein Schritt zu einer solidern Versorgung geschehen? Müssen Sie sich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armseligen Dienstes herumstreiten? — Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenstand gefunden, der Ihnen Glückseligkeit gewährte? —

Wie sehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht! — Auch um einen Freund mußte ich Sie betrügen! Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünschen Sie mit meiner Lage bekannt zu seyn. Was sich in einem Briefe sagen läßt, sollen Sie erfahren. —

Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1. September, meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieses Jahr in Allem 500 fl. Fixum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stüke Verzicht thun mußte. Meine Stüke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist — wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Gelde ist — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung, und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglük mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Be-

kümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter seyn, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jezt bin ich auch auf dem Wege dazu.

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die schlimme hiesige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrükte Seele machten ihn bald wiederkommen. Bester Freund! ich bin hier noch nicht glüklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwäz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jezt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.

Vorige Woche war ich zu Frankfurt, Grosmann zu besuchen, und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil und Iffland Gastrollen spielten. Grosmann bewirthete mich unter andern auch mit Cabale und Liebe (Nicht wahr, jezt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieses Stük vor Ihnen zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geschikt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur dieses Stük, sondern auch die beiden andern für Sie schon zurükgelegt waren, daß ich fest entschlossen war, sie Ihnen selbst nach der hiesigen Vorstellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stük schon kommen lassen?). Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.

Sie hätte ich dabei gewünscht, — den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmak daran. Die Mannheimer sagen, das Stük wäre viel zu gelehrt für sie.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glüklich machen kann. Ein Herz ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin! Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über Ihre Lieblingsidee zu siegen, und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun — und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt seyn würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das mit allem Nachdruk, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen.

Von Ihnen, mein Liebster, wurde Langes und Breites gesprochen. Madame Albrecht und ich waren unerschöpflich in der Bewunderung Ihres Geistes und Ihres mir noch schäzbareren Herzens. Könnten wir uns in einen Cirkel von mehreren Menschen dieser Art vereinigen, und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Idee! — Auch der Doctor ist ein lieber, schäzbarer Freund von mir. Sein ganzes Wesen erinnerte mich an Sie, und wie theuer ist mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurükgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glüklichen Weisheit zu leben, und wer weiß ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glükseligkeit zu nennen

pflegt, waren mir doch immer jene Augenblike die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurükkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflükte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

Es kann geschehen, daß ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters ein periodisches, dramaturgisches Werk unternehme, worin alle Aufsäze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Drama's oder an die Kritik desselben gränzen, Plaz haben sollen. Wollen Sie, mein Bester, einiges in diesem Fach ausarbeiten, so werden Sie sich nicht nur ein Verdienst um mich erwerben, sondern auch alle Vortheile für Ihre Börse davon ziehen, die man Ihnen verschaffen kann, denn vielleicht verlegt und bezahlt die kurfürstliche Theatercasse das Buch. Schreiben Sie mir Ihre Entschließung darüber.

Daß ich Mitglied der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft und also jezt pfälz'scher Unterthan bin, wissen Sie ohne Zweifel.

Den Einschluß überschiken (oder überbringen) Sie an Frau von Wolzogen, und fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältnissen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird

Frid. Schiller.

An Gottfried Körner.

Dresden d. 5. Jan. [Freitag] 1787.

Deine gelehrte Bekanntschaften, Deine große Weltbürgerei, welche Du in Leipzig Dir vorgenommen hast, ist wie es scheint, eben so still abgegangen, wie meine zu stiftende Connaissancen in Dresden, d. h. es blieb beim Alten und wir können gegen einander aufheben. Ein wenig lieb ist mirs doch weil ich sonst gefürchtet hätte, von Dir ausgelacht zu werden. Jezt sei ja still!

Es geht mir hier wie Hubern. Ich habe erstaunlich gründliche Ursachen, warum ich es unterlassen habe, die bewußten Menschen aufzusuchen. Am Ende aber ist es keine andere als baare Verzweiflung etwas zu finden das mir das Suchen verlohnte (weil doch das Suchen mit einigen Abhängigkeiten verbunden ist). Ich war also nirgends als wo Du weißt, und dort nicht gar häufig.

Die leztern 8 Tage war ich fast immer auf dem Zimmer, weil ich das versäumte einbringen wollte, und ein Catarrh den ich noch heute nicht ganz verloren hat mir auch zu dem leztern den Kopf verdorben. Es ist also am Ende erstaunlich prosaisch gegangen von allen Seiten. Solltest Du glauben, daß mir Bekker beinahe etwas geworden wäre — und ich ihm? Es kam von einem ernsthaften Gespräche über die Religion und Philosophie, wo es mich überraschte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende ist es vielleicht nichts als sein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundsäzzen veredeln will. Mir wars ein Phänomen das ich nicht umhin konnte zu schäzzen. Er kam welches nun freilich bei ihm kein so großes Phänomen ist er kam auf sich selbst zu sprechen, und gestand daß er sich von vielen Schwächen habe heilen können aber von einer einzigen nicht die er sehr gut einsehe — da, glaubte ich, lag das Wort Eitelkeit auf seiner Zunge. Denn mir ists unbegreiflich, daß er diese nicht einsehen sollte.

Vor einigen Tagen waren wir beim Fizrath zu Abend gebeten wo ein Herr Charpentier aus Freiberg mir nicht uninteressant war. Eine anziehende sanfte Phisiognomie, viel Gutherzigkeit welche glaube ich durch eine Politur der großen Welt noch gewonnen hat. Stille im Karakter, oder besser Sanftmut, wird durch die Mäßigung, welche die große Welt gibt, ungemein imponierend. Die Wagnern hat mir Naumanns Musik zu der Freude gespielt, wo die vorlezten Verse der Strophe mir sehr gefielen:

Bettler werden Fürstenbrüder
Durch den Riß gesprengter Särge
Laßt den Schaum zum Himmel sprüzzen.

Ueberhaupt, glaube ich, hast Du oder wer mir die Composition tadelte, ihm zu viel gethan. Dein Chor gefällt mir ungleich besser als seiner — aber im ganzen Lied ist ein herzliches strömendes Freudengefühl und eine volle Harmonie nicht zu verkennen. Sonst dünkt es mich ein wenig zu leicht und zu hüpffend.

Ueber Tische wurde eine Blumauerische Ode an den Nachtstul vorgelesen welches ganz charmant war. Es ärgert mich daß ichs nicht abschrieb, um es euch zu dem nämlichen Gebrauch zu schikken.

Es wird mir ganz ungewohnt seyn, wieder aus eurem Hause zu ziehen. Ich bin so nach und nach ganz damit verwandt

worden und auf Deinem Zimmer, welches zu Deiner Schande gesagt sei, läßt sichs treflich arbeiten. Aber der Minna sage doch daß ich sie herzlich bedaure wegen ihrem Schlafen; denn wenn Du es in der Nacht machst wie Huber, so ligt Dein Kopf immer in ihrem Bette, und das ist ein verfluchtes Schlafen, wie ich von mir weiß. Ueberhaupt bin ich für das Bette zu groß oder es ist für mich zu klein, denn eins meiner Gliedmaßen campiert immer die Nacht über in der Luft.

Lebe nun wol mit unsern lieben beiden. Bald bald haben wir uns wieder — daß in den ersten Stunden unsers Wiedersehens auch fremde Menschen von euch schwelgen sollen, könnte mich fast verdrüßen, wenn ich nicht einsähe, daß es so kommen mußte. Von Charlotten habe ich noch nicht Antwort, und das kömmt wahrscheinlich daher, weil meine Briefe an Sie 14 Tage und drüber unterweges bleiben. Bek hat mir geschrieben, dass er in Mannheim seinen Abschied gefodert aber noch keine Resolution erhalten hat.

Adieu lieber. Tausend Grüße überal — Wiedersehen!

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, d 23. Jul. [Montag] 87.

Vorgestern Abend kam ich hier an. Was uns auf der Reise nach Leipzig begegnete wird euch die Schneidern geschrieben haben. In Naumburg hatte ich das Unglück den Herzog von Weimar um eine Stunde im Posthauße zu verfehlen, wo er mir beinah die Pferde weggenommen hat. Was hätte ich nicht um diesen glücklichen Zufall gegeben! Jezt ist er in Potsdam, und man weiß noch nicht, wie bald er zurückkommen wird.

Am nehmlichen Abend sah ich Charlotten*). Unser erstes Wiedersehen hatte soviel gepreßtes, betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, biß auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen

*) Charlotte von Kalb, geb. Marschalk von Ostheim, geb. 1761 zu Waltershausen, seit 1783 mit dem Major von Kalb vermählt, hatte Schiller zuerst in Bauerbach gesehen, traf ihn dann wieder in Mannheim, wo sie leidenschaftlich für ihn erglühte.

Abend aber verlöschte und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unsers Beisammenseins nicht anders fühlte als hätt ich sie erst gestern verlassen. So einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unsers Umgangs wieder an.

Ehe ich euch über sie und auch über mich etwas mehr sage laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherley Dinge die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Ueberhaupt wißt ihr, daß ich bald von den Dingen die mich umgeben und nahe angehen, betäubt werde. Das ist jezt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu thun und die vielerlei Verhältnisse in die ich mich hier zertheilen muß, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig seyn muß, erschröckt meinen Muth und läßt mich die Einschränkung meines Wesens fühlen.

Gestern, als am Sontag, habe ich keinen Besuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen sollte. Diesen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt und erhalte eben die Antwort, dass er mich diesen Nachmittag bei sich erwarten wird. Auch er scheint nicht von aller Unruhe frey zu seyn, denn er schreibt mir, meine Erwartungen so tief als möglich herab zu stimmen. Er scheint sehr ungeduldig mit mir bekannt zu werden, ich brenne vor Ungeduld in seine Seele zu sehen.

Einige Bekanntschaften habe ich indeß schon bei Charlotten gemacht eines Grafen von Solms und einer Fr. v. Jmhof, der Schwester der Fr. v. Stein, die Körnern aus meiner Beschreibung bekannt ist. Meine Bekanntschaft mit dem ersten ist sehr lebhaft geworden und bei der leztern habe ich wie ich glaube einen ziemlich erträglichen Eindruck gemacht, was mir lieb ist, weil sie noch denselben Abend in einer großen Assemblee den ersten Laut von mir wird haben erschallen lassen. Die übrigen weimarischen Götter und Götzendiener werde ich in dieser Woche schon expedieren. Wieland soll mir hierinn einige politische Maaßregeln vorzeichnen. Göthe ist noch in Italien, Bode in Paris, Bertuch ist auch abwesend, Rheinhold ist schon in Jena. Mlle Schröder sehe ich wahrscheinlich bei Charlotten. Mlle Schmidt soll ein redseliges affektiertes und kaltes Geschöpf seyn; also aus der Parthie wird nichts. Schlagt mir eine bessere vor.

Ich wohne biß jetzt noch im Gasthof zum Erbprinzen. Fr. v. Jmhof will sich um ein Logis für mich bemühen. Solang ich nicht in meinen vier Wänden bin, erwartet nichts ordentliches von mir. Ort und Gegenden habe ich noch nicht Zeit gehabt in Augenschein zu nehmen. Doch gewann ein niedliches Wäldchen, das zum Spaziergang angelegt ist, schon im Hereinfahren mein Herz. Hier, meine lieben, werde ich oft unter euren Schatten herumwandeln.

Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Parthien in einer weiten Landschaft überraschen, und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzo begierig, wie dieser Geist auf den eurigen wirken wird. H. von Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hofnung daß unsre Vereinigung im Ocktober zu Stand kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deßwegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häußliche Bequemlichkeit zu machen, dass ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man euch für das weitere sorgen. Die Situation des H. v. Kalb am Zweibrückischen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Curfürst v. d. Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht 10 biß 15 Jahre über ihren Auffenthalt frey gebieten.

Von dem kleinen Fritz habe ich euch noch nichts gesagt. Es ist ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht. Er wird recht gut behandelt und hat schon sehr viele Züge von Güte und Gehorsam gezeigt. Charlotte geht wenig in Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkt eine Veränderung treffen. Zu Ende dieser Woche oder Anfang der folgenden wahrscheinlich lasse ich mich der Herzogin vorstellen.

Jezt adieu, meine lieben. Ich muß diesen Brief abbrechen weil er gleich auf die Post muß. Meine ganze Seele ist bei euch — denn sollte Freundschaft ein so armseliges Feuer seyn, daß es durch Theilung verlöre? Kein Geschöpf in der Welt kann euch die Liebe, kann euch nur den kleinsten Theil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an euch gebunden bin. Adieu. Kunzens meine herzlichen Empfehlungen.

Frid. Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

[Rudolstadt, November 1788.]

Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer und diesen Frühling nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsre Existenz verschönert und das Eigenthum unsrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher, als die mehresten die ihm vorher gegangen sind, er wird mir noch wohl thun in der Erinnerung, und die liebe holde Nothwendigkeit denke ich soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für soviele Freuden, die Ihr Geist und Herz und ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freun, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unsrer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

Ich bin heute recht wohl auf, ob ich gleich eigentlich nichts habe arbeiten können. Nach Tische sehen wir uns. Die Briefe von K[örner] lassen Sie mich erst mit Gelegenheit aussuchen.

An Lotte von Lengefeld.

[Rudolstadt, November 1788.]

Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Diß bedarf zwar keiner äußerlichen Hilfe, aber alles Gute und Schöne, wie Sie schon aus dem lieben Evangelium wißen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen.

Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorüber geeilt sind. Noch einmal haben Sie recht schönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wißen, daß Sie Sich mit etwas beschäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde.

Jezt, da es sich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beßer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die

ich bei ihnen zubringen konnte. Oft meyne ich, Ihnen viel, gar viel, gesagt zu haben, und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indeßen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter ihnen leben wird, und diß ist eine freudige Erinnerung für mich. Leben Sie recht wohl.

Ich sehe Sie wohl heute Abend nach Tische noch.

Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

[Rudolstadt, 12. Nov. Mittwoch 1788.

Eben seh ich Ihren Wagen herauffahren. Es ist mir, als reisten wir miteinander. Ich möchte Sie doch gerne heute noch sehen, wärs auch nur von weitem, und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.

Aber, beste Freundinnen, lassen Sie uns uns diese Trennung nicht schwerer denken und machen als Sie ist. Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer seyn durch diese Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben als Sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde.

Adieu. Adieu. Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner und lassen Sie mich Ihnen nahe seyn im Geiste. adieu. adieu.

Ewig Ihr

Schiller.

Ihrer Mutter sagen Sie noch viele viele Empfehlungen und Beulwitz! adieu.

An Lotte v. Lengefeld.

(für Lottchen) Weimar d. 3 Jänner [Sonnabend] 89.

Zuerst dank ich Ihnen für das Oßianische Lied, das Sie sehr glücklich gewählt haben. Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnre es schon gelesen zu haben, und Oßians ganzer Geist athmet darinn. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung „Fingal kam von der Jagd und fand die lieblichen Fremden. Sie waren, wie zwey Lichtstralen in der Mitte seiner Halle." Welcher Dichter hätte dieses schöner sagen können! Auch die feinste Bescheidenheit ist Oßian eigen. Wie leicht schwebt er am Schluß des Gedichts über seine eigne Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht schildert! Es freut mich, daß Sie diesem schönen Dichter getreu bleiben und sich auf die beste Art die möglich ist, durch Uebersetzungen mit seinem Geiste familiarisiren. Endlich werden Sie noch ein ganz oßianisches Mädchen! Die Uebersetzung ist ungezwungen und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wort-Versetzungen und einige Bindwörter mehr, die die kurzen und abgebrochnen Sätze angenehm in einander fügen und zerschmelzen — so wird die Uebersetzung ganz harmonisch fliessen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Beßerung, die ich in den n und m wahrnehme meinen Glückwunsch abstatten. Jezt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passieren lassen können; denn was ein Dichter schlechtweg verzeyht, darf ein Profeßor nicht mehr so hingehen lassen.

Die Hofnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu sehen, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und mein Herz brauchte sie, um sich in dem genußlosen Daseyn, das mir bevorsteht, daran festzuhalten. Sie sehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn Sie auch wirklich da wäre, von der schlimmen gar sehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jezt einlasse zu bemächtigen, daß ich meine eigne Zufriedenheit verdiene und gründlich darinn wirken kann, muss ich 2, 3 Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als 1000 geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen — das ist doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können mich

schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabey sehr in Betrachtung, und konnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen — doch ich mag dieses jezt gar nicht denken. Ich überredete mich so gerne, daß Ihre Vorstellung von der Sache die gegründete wäre. Körner wünscht auch, ich möchte frey geblieben seyn und eigentlich kann ich seine Gründe nicht misbilligen, da ich in der That für den Verlust meiner Unabhängigkeit und eines so großen Theiles meiner Zeit keinen oder nur einen sehr zukünftigen Ersatz habe. Aber auch Er sieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That ist es von meiner Seite nichts andres, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten 3 Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewißen sorgenfreyen Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geists abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum hab ich ihn gethan. Hufland, fürchte ich, nicht lange zu geniessen. Ich glaube er hat jezt schon Anträge von fremden Academien. Da Jena keine Besoldungen zu geben hat, so ist es immer ausgesetzt, seine besten Leute zu verlieren, die von andern Universitaeten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorstellung, daß wir dann wenigstens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich besonders wird sie immer erinnern, daß sie von Rudolstadt her kömmt. Mit den schönen Pfirschen und Weinbeeren wollen wir einen großen Handel untereinander treiben.

Sie wollten wissen, ob Moritz*) sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ichs fast glauben, überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankömmt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wieder sehen; käm es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage, es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft. Frau von Imhof ist vor 8 Tagen in dieser fürchterlichen Kälte nach Baireuth mit ihrem Sohn im Schlitten

*) Verfasser des Romans „Anton Reiser“.

abgefahren und wird dieser Tage wieder zurückkommen. Göthe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von bösen Hals, hat sich aber wieder gebeßert. Boden sehe ich nicht. Ich habe ihm einen Besuch gemacht, die Reyhe ist nun an ihm — Mit Leuten seiner Art halte ich mich zuweilen an die Gesetze der höflichen Lebensart, weil sie nicht bescheiden genug sind. Frau von Kalb habe ich einige Wochen nicht gesehen. Der Zirkel, in dem sie jezt lebt, ist nicht der meinige, und die Spuren ihres Umgangs bleiben dann auch zuweilen in ihrer Art zu denken und zu empfinden zurück. Knebeln wollte ich neulich besuchen, fand ihn aber nicht, und dieser Gefahr sezt man sich oft bey ihm aus, weil sich alle Herrn und Damen um ihn reissen. Seine Diminutiven müssen Sie ihm verzeyhen, alles niedliche ist klein, und alles niedliche ist schön, daraus schließt er daß alles kleine schön ist. Das ist überhaupt der fatale süße Ton, den viele glauben mit ihrem Geschlechte annehmen zu müssen, um Grazie zu zeigen. Knebel hat ihn sich sehr zu eigen gemacht.

Leben Sie nun recht wohl und verwahren Sie sich ja vor der bösen Kälte, daß Sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter und Sie beyde besonders sind übel daran. Wären alle Winter so streng, so müßten wir der Sonne um 10 Grade näher rücken.

Ich weiss nicht, wie lang dieser Brief unterwegs seyn wird, neulich wars zu spät ihn noch auf die Post fertig zu bringen. Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich ist sie doch jezt von Zahnweh frey? Schreiben Sie mir davon. adieu adieu. Ihr

Schiller.

— —

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Donnerstag Abends 12. [fälschlich für 10.] Septbr. [1789].

Wieder ein Tag überstanden, um den ich euch näher bin — Wie langsam schleicht jezt die Zeit, und wie unerbittlich schnell wird sie mir bey euch vorübereilen? Wäre indeßen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten!

O meine theure Caroline! meine theure Lotte! Wie so anders ist jezt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt

meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem grossen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Ether in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist nur ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab ich es noch so sehr empfunden, wie frey unsre Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und alles alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leyhen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Wiederschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst. Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft gieng mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehn, aber nie nie, als jezt, hab ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der Menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so ligt alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsre Seele.

Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität dieses gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenschaft, innrer und äussrer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nehmliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fodern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigenthum zu schlagen, wenn

wir diese fliehenden Schätze nicht bey dieser unveränderlichen Freundinn in Sicherheit bringen könnten. Unsre ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken, denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehn, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen.

Aber ich lasse mich von meinen Träumereyen fortreissen, da ich euch doch weit beßre Dinge sagen könnte. Die Erinnerung an euch führt mich auf alles, weil alles wieder mich an euch erinnert. Auch hab ich nie so frey und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können als jezt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde.

Meine Seele ist jezt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jezt; aber ich weiss euch in meinem Zimmer, du Karoline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an eurem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts nichts euch mir entreissen kann. Ich erwache mit dem Bewußtseyn, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtseyn, dass ich euch morgen wieder finde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hofnung unterbrochen, und die süße Hofnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!

S.

An Lotte v. Lengefeld.

Jena den 3 Nov. [Dienstag] 89.

Du sitzest wohl jetzt in dem großen Saal zu Kochberg, meine liebe Lotte, und betrachtest die schönen Tapeten, die deinen Kunstsinn bilden und üben! Meine leere Wände lachen mir eure Bilder zurück, die ich des Tags hundertmal in Gedanken darauf mahle. Ich bin dem bösen Kochberg noch immer gram vom vorigen Jahre her, wo es dich immer von mir wegnahm. Der Ausgang des Sommers wurde uns dadurch so gestört und unser Verhältniß zerrissen, wenn es eben im besten Gange war.

Jezt magst du seyn wo du willst, so bist du bey mir und ich bey dir. O wie viel anders ist jezt alles! Die schöne Gewißheit und neben ihr die selige Ruhe. Wenn nur erst alles mit der c. M.*) jetzt im Gange wäre. Ich wünschte so gern allen Mißklang aus unserm Leben zu entfernen und aus deinem Verhältniß mit ihr. Doch habe ich die beste Hofnung, die c. M. wird sich in das fügen, was nicht zu ändern ist. Das Unglück ist geschehen, und einmal mehr oder weniger Hände zusammenschlagen über dem Kopfe — das macht nicht viel aus. Meynst du, sie wird auf meinen Brief sogleich sich gegen euch oder gegen Carolinen allein äusern? Sie wird wohl gar gleich einen Wagen mit sechsen anspannen lassen, um nur recht schnell bey euch zu seyn, und den Jammer anzufangen. Im Ernste aber, ich möchte wißen, wann ich ohngefehr vermuthen könnte, daß sie mit euch darüber spricht. Ich würde diese Stunde mit Ungeduld zubringen. Es ist doch eine gute c. M.! Sie zieht in das Schloß um Prinzessinnen zu bewachen**), und ihre eigenen — überläßt sie dem lieben Himmel! Im Grunde, fürchte ich, ist sie doch gar nicht auf so einen Antrag vorbereitet, und wird also schrecklich überrascht werden. Sie hat bloß aus Aengstlichkeit wegen des Schicklichen mein öfters Leben mit euch bedenklich gefunden, und sonst nichts als Freundschaft zwischen uns vermuthet. Dieß wird sich nun Alles aufklären und ich erwarte es mit Begierde. Sonntag früh ist die Prüfungsstunde für sie.

Unsern lieben Knebel und den aller Welt lieben Mann sollen wir also verlieren. Er ist doch wirklich ein wahrer Ball des Schicksals, und er weiss heute nicht wo er morgen seyn wird. Er hat überal Haus und Wohnung und ich glaube fast, dass er eben so gut an zwey Orten zugleich seyn kann, als er im Stande ist, zweyerley Meynungen auf einmal zu haben, und zweierley Liebe, und tausenderlei Geschäfte. Er wird jetzt in andern Gegenden aufgehen wie eine helle Sonne, und Erleuchtung in alle Köpfe bringen. Aber im Ernste glaube ich, dass er in Weimar sehr vermisst werden wird. Das Leben geht mit ihm davon, die Grazien entweichen, und alle Engel fliehen mit ihm. Alle Herzen führt

*) d. i. chère mère. So pflegte Schiller, wie es die ganze Familie that, Lottes Mutter zu nennen.

**) Seit 1788 war Lottes Mutter Erzieherin der Prinzessinnen, später Oberhofmeisterin in Rudolstadt.

er in seinem Coffre mit sich fort und ihr werdet also im buchstäblichen Sinn eine herzlose Gesellschaft in Weimar finden.

Ich muß dir auch Dank sagen, meine liebe, daß du die bewußte Scheere so gut zu führen weißt. Gewisse Leute haben sich darüber geäußert, und zu meinem großen Vergnügen. Wenn du einmal in den Fall kommst, auch diese Scheere zu brauchen, so will ich auch für dich sorgen.

Mich freut sehr zu hören dass Caroline D. jezt in Erfurt ist. Sie ist euch näher und in Ruhe. Freilich wird ihr Meckel fehlen, wenn sie wieder Anfälle haben sollte. Wie listig ihr es mit der Reise über Jena noch einrichten werdet, bin ich begierig zu erfahren. Aber auf jeden Fall ist es eine gewisse Sache. Meine Erklärung gegen die c. M. wird auch etwas Einfluß darauf haben, guten oder schlimmen. Ich sehe euch schon in meinem Zimmer, ihr müßt euch auf alle meine Stühle setzen, und euer Bild, wo möglich, in meinem Spiegel lassen. Alles, wann ihr fort seyd, muß mir sagen, dass ihr da waret. Aber wie wir uns den Lorbeerkranz vom Halse schaffen, darauf muss noch raffinirt werden.

Lebe wohl meine theure Liebe. Ich drücke dich an meine Seele und meine Gedanken sind bey dir. Ich lebe noch immer ganz eingezogen hier, und habe heute auch mein Collegium absagen lassen, weil eine Arbeit mich noch fesselt. Auch morgen lese ich nicht, und die freyen Tage, ob ich gleich eben so viel daran arbeite, thun mir doch sehr wohl, weil sie mich mir selbst überlassen. adieu meine theuerste. Adieu! S.

An Lotte.

Dienstag Abend [27. Juli 1790.]

Was wird die liebe kleine Frau jetzt machen? Ich kann es mir noch immer nicht recht glauben daß sie fort ist, und suche sie in jedem Zimmer. Aber alles ist leer, und ich finde sie nur in den Sachen, die sie mir zurückgelaßen hat. Was ich von ihr sehe, alles was mich an sie erinnert, gibt mir unbeschreiblich viel Freude. Seid ihr vergnügt zusammen meine lieben? Ist meine Line wohl? Und —

Bertuch war heute bey mir, und kündigt mir an, daß er aufs Vogelschießen mit seiner Frau und Krausen in Rudolstadt einen Besuch abstatten wird. Er sagt, daß Goethe nach Schlesien ab-

gereißt sey. Sagt Beulwitz, daß in wenig Tagen die Nachricht da seyn wird: Es sey Friede. Der Herzog von W. hats geschrieben. Der König von Ungarn wird alles zurückgeben, was er von den Türcken erobert hat.

Ich war heute spazieren, und habe mich des vorigen Sommers erinnert. Die Empfindungen waren mir gegenwärtig, womit sich heute vor einem Jahr mein Herz getragen hat. Es war vor unsrer Zusammenkunft in Lauchstädt. Meine ganze Seele fand ich wieder in dem ähnlichen Anblick der Natur. Wie voll Hoffnung flog ich zu euch, und wieviel Seligkeit im Herzen, kam ich zurück.

Ich hab es Bertuch auf die Seele gebunden daß er uns Lips hieher schickt. Lips hat jetzt sehr viel Arbeit. Er soll einen Kopf zu dem 3ten Band der Memoires machen, den Saladin oder Richard cœur de Lion. Sei doch so gut Line und erkundige Dich, ob sich in der Rudolstädter Bibliothek kein Kupfer von einem dieser beiden findet.

Wird mir die kleine Frau übermorgen die Familie schicken? Ich sehne mich nach Nachricht von euch. Morgen werde ich wohl noch lesen, da ich schwerlich etwas werde arbeiten können. Der Himmel, sehe ich läßt keinen Scherz mit sich treiben. Ich habe soviel davon gesprochen, daß ich krank seyn wolle und ich bins wirklich, aber ohne Folgen. Ich habe heute einen geschwollenen Backen und Zahnschmerzen gespürt und diesen Abend wurde das Zahnweh auf einmal so stark, daß es mich aus dem Schlafe weckte, und ich die bewegliche Magd herauspochen mußte, mir Licht zu schlagen. Es ist Nachts um 2 Uhr daß ich diesen Brief schliesse, und seitdem ich schreibe ist mir viel besser. Heute mußte ich den Brief noch schließen, wenn Du ihn morgen haben sollst, denn ich werde wohl vor 9 nicht erwachen. Ich umarme euch herzlich Ihr liebsten. Lebt wohl — Uebermorgen mehr. Lebt recht wohl.

An Wolfgang von Goethe.

Jena 23. 8br. [Sonntag] 96.

Herzlichen Dank für den Meister, der mich noch oft erquicken und beleben soll. Die 4 andern Exempl. habe ich abgeliefert; aber Sie schreiben von sechsen, und ich habe deren nur 5 erhalten. Das Humboldtische fehlt noch.

Dieser ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darinn geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberaleren Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reissen darnach, aber doch habe er nichts, weder interessantes noch kurzweiliges darüber erfahren. Die Meisten kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze. Unter den vordern-Stücken die er noch nicht kannte hat die Eisbahn von Ihnen nnd die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Genz, einen großen Respect; aber eine Auseinandersetzung unsres beyderseitigen Eigenthums an diesen gemeinschaftlichen Productionen findet er sehr schwer. Von den Xenien schreibt er, daß sie sämtlich Ihnen in die Schuhe geschoben würden, worinn man in Berlin noch mehr durch Hufeland bestärkt worden sey, der behauptet habe, alle von Ihrer Hand gelesen zu haben.

Sonst habe ich neuerdings nichts von dem Almanach gehört, und denke, wir werden auch nur zu bald inne werden, wie wenig jezt auf einen allgemeinen Sinn bey dem Publicum zu rechnen ist.

Humboldt hoft in 8 Tagen hier seyn zu können. Ich freue mich darauf, wieder eine Weile mit ihm zu leben. Stolbergen, schreibt er, habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Coppenhagen gewesen sey, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen, er sey eine völlige Null.

Ihre Schweizer Briefe interessieren jeden, der sie ließt, und ich bin ordentlich froh, daß ich Ihnen diese habe abjagen können. Es ist auch wahr, sie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der sie floßen, und ohne ein kunstmäßiges Entstehen stellen sie sich recht natürlich und geschickt in ein Ganzes zusammen.

Der Beschluß Meisters hat meine Schwägerinn sehr gerührt, und ich finde auch hier meine Erwartung von dem, was den Haupteffekt macht bestätigt. Immer ist es doch das Pathetische, was die Seele zuerst in Anspruch nimmt; erst späterhin reinigt sich das Gefühl zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon wird wahrscheinlich bey jedem ersten und auch zweyten Lesen die tiefste Furche zurücklassen; aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen

seyn wird, wornach Sie strebten — diese pathetische Rührung in eine schöne aufzulösen.

Wie lieb ist mirs, daß Sie bald wieder auf einige Tage kommen wollen. Jetzt, nachdem ich die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Interesse so sehr. Zwar habe ich den Wallenstein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hinein wirft. Die Jahrszeit drückt mich wie Sie und ich meyne oft, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen.

Leben Sie aufs beßte wohl. Ich muß Sie noch bitten mir sowohl von dem Kupferstecher als von dem Buchbinder die Almanachs-Rechnung besonders aufsetzen zu lassen; ich sende Mittwoch die ganze Rechnung an Cotta, und wünschte deßwegen jeden Beleg besonders zu haben. Das, was für den Hirtischen Aufsatz ist, ist er ja wohl so gut noch besonders aufzusetzen, und beides, so wie auch der Buchbinder, zu quittieren.

Leben Sie recht wohl. Alles grüßt.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena 7. Sept. [Donnerstag] 97.

Endlich fange ich an, mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines lezten Briefs an Sie hatte sich mein Uebel noch verschlimmert, ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen und die wenig leidlich Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochen und unerbittlich gleichen Rhythmus etwas wohlthätiges, da sie die Willkühr aufhebt und sich streng, wie die Tagszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es seyn muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. Wir sind mit dem Druck des Almanachs jezt bald im reinen, und wenn die Beywerke, Decke, Titelkupfer und Musik, keinen Auffenthalt machen, kann das Werkchen vor Michaelis noch versendet werden.

Mit dem Ibycus habe ich nach Ihrem Rath wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig,

der Held der Ballade interessiert mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung, durch das Vorhergehende, nicht in Vergeßenheit gebracht zu seyn.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrift, so war es mir unmöglich, hierinn ganz Ihren Wunsch zu erfüllen — Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden, und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem ganzen, nebst ihrer Veranlassung, erst mittheilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier, bei so ungeduldig forteilender Erwartung, gar zu sehr embarrassiert, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit vertheilt u. s. w. Meine Ausführung soll aber nicht ins Wunderbare gehen, auch schon bei dem ersten Concept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Catastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine That und also auch an das, was dabey vorgekommen, erinnert, sein Gemüth ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen, er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat. Der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, eh sie über der Mitte des Theaters schweben, dadurch gewinn ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, beßer gehört werden kann. Denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen.

Dem Eindruck selbst, den seine Exclamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreyes, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen, denn sobald nur der Weg zur Auffindung des Mörders geöfnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem

darauf folgenden verlegenen Schrecken), so ist die Ballade aus, das andere ist nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade, in ihrer nun veränderten Gestalt, an Bötticher gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darinn mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoffe ich sie Ihnen nebst dem ganzen Rest des Almanachs abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Arions Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung däucht mir kalt, trocken und ohne Interesse zu seyn. Er wollte auch die Sacontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle.

Ihren vorletzten Brief vom 16. August erhielt ich viel später, da Bötticher, der ihn zu besorgen hatte, abwesend war. Das sentimentale Phänomen in Ihnen befremdet mich gar nicht, und mir dünkt, Sie selbst haben es sich hinlänglich erklärt. Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt Menschlicher Gemüther sagen will, so wenig leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der Menschheit zu fodern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht Gehaltlos, so wird sich das Ideen Vermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite faßen, und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effekt des poetischen Strebens, welches, sey es aus Gründen die in dem Gegenstand, oder solchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische Foderung, ohne eine reine poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu seyn, und was Sie mithin an sich erfuhren, ist nichts als die allgemeine Geschichte der sentimentalischen Empfindungsweise und bestätiget alles das, was wir darüber miteinander festgesetzt haben.

Nur eins muß ich dabei noch erinnern. Sie drücken sich so aus, als wenn es hier sehr auf den Gegenstand ankäme; was ich nicht zugeben kann. Freilich der Gegenstand muß etwas bedeuten, so wie der poetische etwas seyn muß; aber zulezt kommt es auf

das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth ist es, welches hier die Grenze steckt, und das Gemeine oder Geistreiche kann ich auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was Ihnen die zwey angeführten Plätze gewesen sind, würde Ihnen unter andern Umständen, bei einer mehr aufgeschloßenen poetischen Stimmung, jede Straße, Brücke, jedes Schiff, ein Pflug oder irgend ein anderes mechanisches Werkzeug vielleicht geleistet haben.

Entfernen Sie aber ja diese sentimentalen Eindrücke nicht, und geben Sie denselben einen Ausdruck so oft Sie können. Nichts, außer dem poetischen, reinigt das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände, eine Welt wird dadurch in das einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Ist es auch nicht poetisch, so ist es, wie Sie selbst es ausdrücken, menschlich; und das menschliche ist immer der Anfang des poetischen, das nur der Gipfel davon ist.

Heute, als den 8ten, erhalte ich einen Brief von Cotta der mir sagt, daß Sie seit dem 30sten in Stuttgardt wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgardt denken, ohne gleichfalls in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor 16 Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mirs, wenn ich die Zustände und Stimmungen welche dieses Local mir zurückruft, mit unserm gegenwärtigen Verhältniß zusammen denke.

Ich bin sehr erwartend, wie lang Sie in dortigen Gegenden zu verweilen Neigung und Veranlassung gefunden. Hoffentlich fand Sie mein Brief vom 30 noch dort; der gegenwärtig aber trift Sie wahrscheinlich erst in Zürich und bei unserm Freund, den ich herzlich grüße.

Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe, wie es mit den für Sie bestimmten Exemplarien des Almanachs soll gehalten werden, wohin und an wen ich sie zu schicken habe.

Herzlich freue ich mich, daß Sie auch an die Horen gedacht haben und mich auf den October etwas dafür hoffen lassen. Bei den Anstalten, die Sie machten sich der ErfahrungsMasse um

Sie herum zu bemächtigen, muß Ihnen ein unerschöpflicher Stoff zufließen.

Es war mir sehr angenehm, daß Hölderlin sich Ihnen noch praesentiert hat; er schrieb mir nichts davon, daß ers thun wollte und muß sich also auf einmal ein Herz gefaßt haben. Hier ist auch wieder ein poetisches Genie, von Schlegels Art und Weise. Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegels Pygmalion nachgeahmt und in demselben Geschmack einen symbolischen Phaethon geliefert. Das Produkt ist närrisch genug, aber die Versification und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienst.

Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort wie bißher mich Ihrem Geiste folgen zu lassen. Herzliche Grüße von meiner Frau. Ihr Kleiner höre ich ist ganz wieder hergestellt.

Sch.*)

Der Frauenbrief des 18. Jahrhunderts.

Wenn man die vor wenigen Jahren erschienenen lettres de femmes liest, die den französischen Schriftsteller Marcel Prévost zum Verfasser haben, so kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß das Frauengemüt und das Frauenherz in den höheren Gesellschaftskreisen Frankreichs unendlich tief gesunken sein muß, wenn Prévosts erdichtete Frauenbriefe auf genauer Beobachtung der Wahrheit und Wirklichkeit beruhen, wie man doch bei einem realistischen Dichter von dem Range eines Prévost annehmen muß. Den denkbar schärfsten Gegensatz zu diesem frivolen Treiben Pariser Frauen bilden die deutschen Frauenbriefe des 18. Jahrhunderts, die in ihrer köstlichen Reinheit, Lauterkeit, Innigkeit, Wahrhaftigkeit und herzigen Natürlichkeit wohl das Herrlichste mit darstellen, was dem deutschen Gemüt entsprungen ist. Hier ist

*) Alle Briefe Schillers, die hier mitgeteilt sind, sind dem Werke entnommen: Schillers Briefe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 1—7. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

der eigentliche Quell zu suchen, aus dem unsre klassische Dichtung hervorsprudelte, der eigentliche Jungbrunnen, der Geist und Herz unsrer klassischen Dichter und Schriftsteller von Kindheit auf bis in das Mannesalter hinein genährt und fortwährend mit der reichsten Spann- und Lebenskraft erfüllt hat. Es ist unmöglich, auf dem uns zu Gebote stehenden Raume die Fülle all dieser Frauenbriefe hier wieder lebendig werden zu lassen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, an einigen Proben die Eigenart und den tiefen Gehalt dieser Frauenbriefe zu zeigen. Wir wählen dazu einige Briefe aus, die Charlotte von Schiller, Karoline Flachsland und Goethes Mutter geschrieben haben. Warme Empfindung und echte Natürlichkeit verbunden mit einer herzerfrischenden Ursprünglichkeit ist allen diesen Briefen in hervorragendem Maße eigen, wie wir sie dann vor allem in Goethes Dichtung in der Litteratur zum Siege gelangen sehen.

Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld, wurde am 22. November 1766 in Rudolstadt geboren und war die Tochter des Rudolstädter Oberforstmeisters und Stiftsinspektors Karl Christoph von Lengefeld und der Gemahlin desselben Luise Juliane Eleonore Friederike geb. von Wurmb. Charlotte erhielt nebst ihrer um drei Jahre älteren Schwester Caroline eine sorgfältige Erziehung, die von der Mutter aufs geschickteste und einsichtigste geleitet wurde. „Es freuet mich ungemein," schrieb einmal der Bruder der Frau von Lengefeld an diese, „daß die Möpsgens so schön französisch lernen, und daß Du überhaupt so große Sorge und Fleiß anwendest, das Glück dieser lieben kleinen Geschöpfe in ihrer Erziehung zu gründen." Immer blieb der Geist Charlottens auf ernste Studien gerichtet, sie unterhielt als junges Mädchen wie als Frau einen lebhaften deutschen, französischen und englischen Briefwechsel, las fleißig die hervorragenden englischen Romane und Dichtungen und verband doch mit diesen geistigen Bestrebungen eine herzliche Freude an ihrer Umgebung und an der Natur. Ebenso betrieb sie eifrig Zeichnen und Musik und liebte eine lebhafte geistvolle Geselligkeit. Ihre Anmut, ihre niedliche Figur, ihr liebliches Gesicht wird von allen gerühmt, die sie kennen lernten, und man rühmte ihr ganz besonders eine reizende coquetterie d'esprit nach. Frau von Stein, mit der die Familie Lengefeld eng befreundet war, wurde eine aufrichtige, fürsorgliche Freundin Charlottens und führte diese in die Weimarer Hofkreise

ein. Ein ganzes Jahr hindurch hielt sich Charlotte (vom 22. April 1783 bis zum Mai 1784) in der Schweiz auf und brachte so tiefgehende Erinnerungen an diesen Aufenthalt mit, daß sie späterhin Schiller für seinen Tell unschätzbare Anschauungen über die Schweizer Berge und Seen, über Land und Leute zu geben vermochte. Auf der Rückreise besuchte man am 6. Juli 1784 Schiller in Mannheim, um ihm Grüße von der Familie Wolzogen zu bringen. Erst am 6. Dezember 1787 trat Charlotte dann Schiller wieder näher, der an diesem Tage die Familie Lengefeld in Rudolstadt besuchte. Seit Ende Januar 1788, wo Charlotte in der Hoffnung auf eine Stellung als Hofdame nach Weimar kam, trat Schiller ihr immer näher und näher, ihre gegenseitige Liebe wuchs von Tag zu Tag, am 18. Dezember 1789 bat Schiller um Lottchens Hand, am 22. Dezember 1789 erhielt er in Jena die folgende Antwort von Charlottens Mutter:

„Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich. Verzeihen Sie aber der Besorgnis und der Pflicht einer Mutter; ist es möglich, Lottchen mit Ihnen, nicht ein glänzendes Glück, sondern nur ein gutes Auskommen zu verschaffen? Können Sie mich hier beruhigen, so nenne ich Sie mit Freuden Sohn. Wäre ich reicher, könnte ich Ihnen mit meiner Tochter ein ansehnliches Vermögen geben, wie gern würde ich Ihnen da zeigen, daß Verdienst und ein Herz, so wie ich mir das Ihrige denke, die schätzbarsten Dinge der Welt für mich sind. Da aber mein Vermögen nicht hinreichend ist, um Ihnen mit meiner Lottchen ein gutes Schicksal zu machen, so müssen Sie mir meine Frage vergeben.

Mit wahrer Ergebenheit und aufrichtiger Freundschaft nenne ich mich Ihre treue Freundin

v. Lengefeld, geb. v. Wurmb.*)

Schillers tiefbeglückte Antwort, die er sofort nach Empfang dieser Zeilen absandte, lautete:

---

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, herausgegeben von Ludwig Urlichs, Stuttgart, Cotta 1860. I, S. 160.

An Frau Louise v. Lengefeld.

Jena d. 22. Xbr. [Dienstag] 89.

Meinen innigsten unaussprechlichsten Dank, verehrungswürdigste theuerste Mutter, für die ganze Glückseligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele ist tief bewegt und zu sehr, um Ihnen mit aller Fassung jezt zu schreiben. Aber ich kann in disem Augenblick der Freude nicht schweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausströmen! O wie erhöhen Sie noch das Geschenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es thun! Dieses grossmüthige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben — wie vermehrt es meine grenzenlose Verpflichtung gegen Sie! Glauben Sie, dass ich es fühle, was Sie mir anvertrauen, und, was es Sie kosten mußte, alle Ihre Aussichten für Lottchens Glückseligkeit auf meine Liebe allein einzuschränken. Aber ich fühle es nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Ursache finden werden, dieses Vertrauen zu bereuen.

Ein glänzendes äußres Glück kann ich ihr weder für jezt noch fürs künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand gesetzt seyn werde, ihr ein angenehmes Leben zu verschaffen. Sie wissen, worauf alle meine Aussichten beruhen, bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längst schon kennen, aber mein Fleiß ist auch hinreichend, uns ein sorgenfreyes Daseyn von aussen zu verschaffen.

Mit achthundert Rthlr können wir in Jena leidlich gut ausreichen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man sich in den ersten Jahren gleich zu helfen wüßte. Dreyhundert Rthlr sind mir eine sichre Einnahme von Vorlesungen, die mit jedem Jahre steigen wird, so wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150 biß 200 Rthlr kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umsonst gedient habe nicht versagen. Da er dieses Geld aus seiner Schatulle geben muß, so wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieses kleine Opfer gewiß bringen. Neben diesen 400 biß 500 rthl. bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Ressource gewesen ist, und welche sich mit jedem Jahre verbeßert, da die Arbeiten mir leichter werden, und man sie mir auch immer beßer

bezahlt. Ehe ich nach Jena kam hatte ich bey sehr wenigem Fleiß doch alle 2 Jahre zwischen 8 und 900 Rthlr. mir erworben. Eben dieses kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzustrengen; dabey habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal so hoch bringen könnte. Ein solcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einschlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Rthlr. sicherte, fast ohne alle eigene Arbeit. Aber ich bringe jetzt nichts in Anschlag, worüber das Glück erst entscheiden muß. Sie sehen aus dem bisherigen, daß mir mein Verhältniß mit der hiesigen Academie (im Fall der Herzog nur etwas weniges für mich thut) 400 Rthlr. — und meine Schriften eben soviel eintragen; und mit 800 Rthlr. können wir leben.

Ich läugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich schwerer werden wird, als alle folgenden, weil ich in diesem Jahre alles das erst neu ausarbeiten muß, was nachher für immer gethan ist. Folgte ich bloß der Klugheit, so würde ich in diesem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieses ganze Jahr von meiner Glückseligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen nicht beschreiben, meine theuerste Mutter, wie schmerzlich mir schon das Vergangene durch meine Trennung von allem, was ich liebe, geworden ist. Selbst zu meinem Fleiße ist es eine wesentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beschäftigungen leichter werden. Dieses fühlen Sie. Ich brauche nichts hinzuzusetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den Ersten Jahren. Ich bin nicht ohne Aussichten, und ein Ruf auf eine andere Academie wird mein Gehalt in Jena verbessern. Wenn ich mich selbst erst in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, so kann es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin selbst zu sehr an Ihr ganzes Haus gebunden, sonst würde ich in Jena mein Glück nicht aufsuchen. Ich lege Ihnen diesen Brief von dem Coadjutor bey, der alles für mich thun wird, sobald er kann, und dieß letzte kann jeden Tag geschehen.

Morgen schreibe ich an den Herzog v. Weimar und werde Ihnen höchstens in 8 Tagen decisiv schreiben können, ob und was er für mich thun wird. Vertröstet er mich auf das Jahr 1791,

so lege ich Ihnen einen neuen Vorschlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht misfallen wird, und den der Herzog auch gewiss gern genehmigt.

Wie viel, theuerste verehrungswürdigste, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu sagen, aber es werden schöne Stunden kommen, wo es sich gegen Sie ganz entfalten wird. Mit innigster Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der Ihrige

Schiller.*)

Am 22. Februar 1790 wurde Schiller mit seiner Lotte in der Kirche zu Wenigenjena getraut. Hinsichtlich der weiteren Schicksale dieser überaus glücklichen Ehe verweisen wir auf das schöne Buch von Fielitz, Schiller und Lotte, und auf die köstlichen Briefe, die Urlichs in seinem Werke „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ in drei starken Bänden gesammelt hat. Von Lottens Briefen seien hier folgende mitgeteilt:

An Schiller.

Den 11. Februar (1790) gegen 5 Uhr.

Ich habe gestern recht lachen müssen, wie mir Line erzählte, sie hätte geschrieben, es wäre besser, Du holtest uns in Erfurt ab, und ich schrieb, es wäre besser, Du kämest jetzt mit uns. Aber meine Sehnsucht nach Dir gab mir diese Sprache. Line wird Dir sagen, daß es so, wie Du es ausgedacht hast, zu beschwerlich ist. Es ist mir ein eigenes schönes Gefühl, wenn ich denke, daß wir in einigen Wochen zusammen sind, und uns nichts mehr trennen kann von außen, und das, was uns trennen könnte, wird es nie; denn unsre Herzen werden sich immer näher sein, und nichts Fremdes wird sich zwischen Deine und meine Liebe stellen. Ich fühle es tief, es ist ein eigenes, zartes Band, das uns an einander knüpfen wird. Offen und frei wird meine Seele sich vor Dir entfalten. Es fiel mir letzt ein, daß ich zuweilen Dir könnte auffallen und Du mich nicht so verstehn; es ist in meinem Umgang mit Dir oft eine Zurückhaltung, die Dir in den Momenten, wo wir uns am nächsten sind, auffallen könnte. Aber

*) Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Zweiter Band, S. 420 ff.

dieß kommt von dem langen Zwang her, den sich meine Neigung hat thun müssen durch Umstände. Bald war ich, wie Du in R(udolstadt) warst zuerst, über Dich selbst ungewiß; bald wollte ich mich den Beobachtungen der chère mère und Andern entziehen, und dieß Achtunggeben auf mich selbst hat noch dieß in mir zurückgelassen, bilde ich mir ein, daß ich noch immer einen Anschein von Zwang habe, als könnte sich mein Herz nicht so ganz frei vor Dir enthüllen. Dieß wird sich verlieren, und Du wirst klar und deutlich fühlen, wie frei meine Seele vor Dir sich in mancherlei Gestalten wandelt. Ja wir werden glücklich sein! Meine Ruhe, wenn ich an die Zukunft denke, ist eine Ahnung meines zukünftigen Lebens. Mögen die Menschen um uns her denken und sagen, was sie wollen, wir brauchen sie nicht. Es ist mir nur zuweilen ärgerlich, daß sich die Menschen um mich bekümmern, da ich ihrer so gerne ganz vergessen kann. Aber eben deßwegen, da sie mir so gleichgültig sind, mögen sie auch sagen und thun, was sie wollen.

Gestern waren wir bei der Stein. Die K. ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut; sie mochte nicht erwartet haben uns dort zu finden; wir waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen wäre. Sie klagt über den Kopf; sie saß unter uns wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Aber so stößt mich so Vieles zurück. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht.

Adieu Lieber! Alleweil ist die Mandelsloh*) gekommen. Leb' wohl, lieber Theurer!

Hier ist ein Brief, der nach Jena gehört; sei so gut und lasse ihn bestellen.

---

*) Eine Rudolstädter Jugendfreundin, geb. von Gleichen.

R(udolstadt)*) den 27. Juli 90 gegen 12.

Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich Dir, theurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe, jetzt schläfst Du wohl; ach mir ist's immer, als müßte ich Dich aufsuchen, als hörte ich den Laut Deiner Stimme. Ohne Dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten wärmsten Gefühle sind nach Dir hin gerichtet. Wie lebst Du? Um unsrer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir so angst werden, daß Du Dir doch wirklich schaden könntest.

Meine Reise war wie ich's befürchtet hatte. Es war so eine drückende Hitze, die einen ganz gedankenlos machte. Ich las in Lucults Leben**); aber bald konnte ich's nicht mehr und saß da, abgespannt und ermattet. Ich kam um halb acht Uhr an; fand Niemanden zu Hause als den Gri***), der gar freundlich war. Bald kam aber Line und l'époux†), der sich freute mich zu sehen, und so verging der Abend mit Sprechen. Er ist so gut gegen mich und freundlich, daß ich kaum weiß, warum er so ist; verdienen thu' ich's nicht. Es wird mir so oft bange in dem Trois; ach warum kann sich nicht sogleich Alles lösen. Meine chère mère kam gleich mit frühem Morgen und ist gar erfreut mich zu sehen. Auch Gleichen kam und die Schwägerin. Nachmittags waren wir bei Hof, und diesen Abend haben wir den Geburtstag begangen mit Gleichens und dem Obersten. Ich habe mit der Frau wenig noch sprechen können allein, und so, denke ich, wird's auch leider fort gehen.

Die Prinzen††) waren heute immer mit uns; sie sind nicht übel und reden doch ganz vernünftig. Ich weiß, mehr Anspruch

---

*) Am 27. Juli war der Geburtstag von Lottes Mutter. Lotte war deshalb nach Rudolstadt gereist.

**) Von Plutarch.

***) Grigri, den Hund.

†) Karoline, die damals noch mit dem Herrn von Beulwitz, der eben mit den Prinzen von Genf zurückgekehrt war, vermählt war. Beulwitz hatte Lotte zu ihrer Verlobung von Genf aus in sehr herzlichem Tone Glück gewünscht (s. d. Brief in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" I, S. 210 f.).

††) Ludwig Friedrich und Karl Günther.

auf das Grasen auf Juras triftenreichen Höhen machen könnte, der U. und Molch.

Wie klar fühle ich's täglich und jetzt, daß nur bei Dir, nur unter Deinen Augen das Leben mir liebliche Blüthen geben kann. Arm und leer wäre mein Herz ohne Dich. Mein besseres Leben lebe ich nur bei Dir. Ach das Scheiden auf stundenlang thut mir schon weh, und vollends auf Tage! Mir war es gestern so bang, eine lange Trennung trüge ich nicht! Ich kann mich hier gegen Niemand aussprechen darüber; Linen würde es wehe thun, wenn sie fühlte, wie so weh es mir ums Herz ist. Ach ich möchte ihr jetzt nur Freuden geben, denn sie bedarf es so sehr; es muß bald anders werden; in manchen Momenten ist mir das Verhältniß ganz unerträglich.

Gute Nacht, mein Alles! Ich möchte nur Namen finden Dich zu nennen; es drückt keiner aus, was Du mir bist. Ich bin wohler, als ich's erwartet habe.

Rudolstadt, den 30. Juni 1800.

Ich muß Dir heute ein paar Worte sagen und von unsrer Reise erzählen, Lieber. Wir sind um 10 Uhr angekommen bei der guten chère mère, und das Ernstchen hat sich recht gut gehalten, es war im Wagen recht comfortable und gut. Hier findet es sich zuweilen noch nicht in die vielen Sachen, die zu sehen sind, und staunt noch über Alles. Dieß giebt ihm ein weniger kluges Ansehen als er sonst hat, aber ich glaube, der Aufenthalt hier wird ihm gut sein, denn er lernt sich selbst mehr helfen. Auch will er sich nicht immer in die fremden Leute finden, und immer bei mir nur sein. Der Herr K.*) freilich wird sich gleich bei Allen empfehlen, weil der zu allen Menschen Vertrauen hat und leicht Alles aufnimmt. Ich hätte ihn freilich auch gern hier, denn er könnte manche Freude genießen, aber ich denke auch, es ist recht gut für den Er(nst), daß er sich einmal umsieht, und er wird in diesen zehn Tagen manche Fortschritte machen. Die chère mère ist wohl, dankt Dir sehr, daß Du mich zu ihr geschickt hast, läßt sie sagen. Gleichens sind, wie immer, gut und

*) Ihr kleiner Sohn Karl v. Schiller.

freundlich; die Fürstin und Prinzeß Karl haben auch eine Freude, mich zu sehen, wir machen immer große Spaziergänge mit einander. Man gewinnt die Schwestern*) immer lieber, weil sie so sicher sind und gleich, und es ist mir sehr wohl mit ihnen. — Da ich Dich doch in Weimar auch in guter Gesellschaft weiß, so bin ich ruhiger hier als sonst, da wir noch in Jena waren. Doch fehlst Du mir immer, Geliebter!

Ich hatte nicht gedacht, daß Schröder**) so bald käme. Er wird auch hier erwartet in dieser Woche und wird zum O(nkel) kommen. Die Freimaurergeschichten machen eine Liaison. Böttiger wird auch mitkommen. Der wird recht den Fuchsschwanz streichen nach dem Sprüchwort. Ich habe letzt die Ulrike recht embarassirt, daß sie so einen berühmten Mann nicht kenne; sie erzählte, daß Hartknoch einen Brief bekommen hätte von einem gewissen Böttiger aus Weimar; da sagte ich dann, ob sie diesen berühmten Mann nicht kenne, den ganz Deutschland verehre? Da wurde sie ganz beschämt und verlegen. —

Wenn er Dir gefällt, und Du mit ihm zu etwas kommst, so gieb ihm einen Brief an mich mit, denn ich möchte ihn sehr gern kennen; vielleicht kommt es hier zu einer Vorlesung, ich möchte ihn sehr gern hören. Die Frau grüß' schönstens von mir und der chère mère und auch die liebe Stein, wenn Du sie siehst. Ich wünsche sehr von Dir zu hören, und hoffe, Du bist wohl und Karl und das kleine liebe Schätzchen.***) Ich hoffe sehr, daß das Friesel vorüber ist, wenn ich komme; wenn Huschke nicht kommt, so schicke ja doch hin, daß es nur nicht so lange bleibt. Leb wohl, Liebster, schreib ja bald, was Du vornimmst, ich wünsche glückliche Gedanken. Das Kleine grüßt herzlich. Die Line Roeder ist mit einer Tochter niedergekommen.

Das Ernstchen grüßt schön, und will Dir schreiben. Die chère mère grüßt herzlich. Adieu, Adieu!

Deine

Lotte.

---

*) Geb. Prinzessinnen von Hessen-Homburg.

**) Schiller schrieb später (am 4. Juli 1800) über diesen an Lotte: „Schrödern habe ich nicht gesehen, er ist ganz in Böttigers Klauen und scheint sich um nichts als freimäurerische Dinge zu bekümmern. Übrigens ist er der Beschreibung nach ein eingebildeter Flegel und ein lederner geistloser Patron."

***) Karolinchen von Schiller.

Brief Cottas
an Lotte von Schiller bei der Nachricht von Schillers Tode.

Leipzig, den 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserem verewigten Freunde sagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, theuerste Freundin, sein, da Sie in ihm Alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes giebt es hier keine. Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat, das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die Mutter wird die Gattin soweit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleben haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie sich zu fassen wissen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen. Sie werden sich daher Ihren Kindern erhalten. Lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir; ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? — Wir wollten dann im Andenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden Tage dahin bringen. — Über alles Übrige seien Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Pläne genug. —

Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, so bitte ich für jedes Bedürfnis p. Wechsel auf mich zu ziehen. —

Samstag oder Sonntag nach Himmelfahrt können wir unserm gepreßten Herzen durch gegenseitige Mittheilung einige Linderung geben! Der Himmel schenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe. Er möge uns Muth geben, Alles zu tragen! —

Könnten Sie sich genug fassen, mir einige Zeilen zu schreiben, so würde mich dies sehr trösten. — Noch weiß ich blos von Dritten, daß unser Freund nicht mehr unter uns ist.

Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre treuesten Freunde zählen!

Mit der innigsten Verehrung

Ihr

Cotta.

Lotte an Louise Franckh, geb. Schiller.

Weimar, den 12. Juni 1805.

Liebe Schwester! Ich schreibe Dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt Niemand als wir; ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rath und That sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! — Aber unter uns allen verlor Niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Antheil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang theilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein. —

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. — Sein Geist ist um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen. Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. —

Liebe, gute Louise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß

G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage.*) Er war viel ruhiger als sonst, nahm Theil, so lange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag**) phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er Alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er that es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dieß war Montags; von Montag Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen

*) 1.—9. Mai.
**) 7.—9. Mai.

möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! Dieß war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Muth verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut;“ (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück;) ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe werth war, denn sie sind sein theures Erbtheil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Constitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam curierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper. —

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit Allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine

Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. — Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Thätigkeit des Geistes. — Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geiste keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm getheilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie Alle sagen. — Welchen Antheil, welche Liebe er hatte, werden Dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. —

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich Dir etwas sagen, das Dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienste unseres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzeß mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigstes Jahr und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, feine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese That behandeln muß. Also sage ich es nicht, und Du und Dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Söhne entschied, daß ich mich bei Allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichen Antheil an mir nähme. — Ach hätte dieses unser Geliebter noch wissen können! —

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr Theil an den Ereignissen; wenn ich aber nun Manches möglich machen

kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Antheil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Hals, als hätte sie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmuth ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Nothfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Muth, so werde ich Alles anwenden, um dieß zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta hat sich auch als ein theilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht aussprechen; von meiner Schwester erwartete ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn Du Wolzogens Theilnahme, seine Betrübniß um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in Dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken. —

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dieß ist Hülfe, die von oben kommt. —

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht. —

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden. —

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß, wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber Du wolltest viel wissen. Gott erhalte Dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Theil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl: Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegt sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen, wenn ich zu ihr komme. —

Küsse Deine lieben Kinder herzlich!

Lotte.*)

Marie Karoline Flachsland, die Schwägerin des Geheimrats Hesse in Darmstadt, war einundzwanzig Jahre alt, als sie der sechsundzwanzigjährige Herder, der im August 1770 als Reisebegleiter und Lehrer des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein zu Eutin mit diesem am Darmstädter Hofe weilte, im Hause ihres Schwagers kennen lernte. Karolinens Vater, der Amtsschaffner Flachsland zu Reichenweier im Elsaß, war früh verstorben, ihre Mutter mit acht unerzogenen Kindern in gedrückter Lage zurücklassend. Seit zwei Jahren hatte Karoline mit ihrem Bruder Sigmund im Hause des Geheimrats Hesse eine vorläufige Unterkunft gefunden. Da jedoch das Verhältnis Hesses zu seiner Frau kein glückliches war, so trug Hesse das abstoßende Benehmen auch auf die Geschwister seiner Frau über, so daß sich diese in Hesses Haus sehr unbehaglich fühlten. Herder lernte bald diese ungünstigen Verhältnisse, in denen Karoline lebte, kennen, und sein Anteil, den er an dem lebhaften, lieblichen jungen Mädchen nahm, wurde dadurch nur noch verstärkt. Als er am 19. August 1770 in der Schloßkirche gepredigt hatte, dankte ihm am Nachmittage Karoline für die herrliche Predigt. Aus dem innigen Danke sprach verehrungsvolle Liebe, und auf einem Spaziergange im Tannenwalde, bei dem sie still, in wortloser, tiefer Bewegung

*) Sämtliche Briefe sind dem Werke entnommen: Charlotte von Schiller und ihre Freunde.

nebeneinander wandelten, fühlten sie beide deutlich, daß ihre Herzen mächtig zu einander strebten. Am 25. August erklärte sich Herder und fand seine Liebe mit hingebender Neigung erwidert. Eine durch Herders Zaghaftigkeit, seine äußeren Lebensverhältnisse sicher zu gestalten und sich einen Hausstand zu gründen, herbeigeführte Unruhe und Unsicherheit machte den fast dreijährigen Brautstand zu einem vielfach bewegten. Er wollte seine Braut nicht eher heimführen, als bis er äußerlich wie innerlich die Gewißheit bieten zu können glaubte, daß er in seiner Braut und sie in ihm ein vollkommenes Glück finde. Am 2. Mai 1773 fand die Vermählung statt. Von der leidenschaftlichen Bewegung ihrer Seelen legt der Briefwechsel zwischen beiden ein deutliches, klassisch schönes Zeugnis ab. Herders Streben nach Leben, Schönheit, Grazie, Humanität tritt auch hier in vollen Zügen zu Tage und spiegelt sich in Karolinens Seele aufs klarste wieder.

Herder an Karoline Flachsland.

(Frankfurt gegen den 20. April 1771.)

Haben Sie meine letzte scheidende Bitte erfüllt, liebstes Mädchen, und sind ruhig und heiter gewesen? O Gott! Da ließ ich Sie im Winkel hinter meinem Bette stehen, mit weinenden geschwollnen Augen, wo Sie doch vor meiner Ankunft in eben dem Kämmerchen sich auf meine Ankunft so freueten! Bin ich denn als ein Mörder oder Übelthäter bei Ihnen gewesen, um Ihnen die Ruhe und Heiterkeit der Seele, in der Sie so leben und weben, zu rauben? Lassen Sie mich den Gedanken nicht denken, sanftes, heiteres Mädchen. Ich sehe Sie vielmehr in dem Bilde, wie Sie mir immer erscheinen und mit mir gehen, und in dem Sie mir zuerst erschienen sind, wie eine leichte, vergnügte Unschuldsgöttin, die hier auf Erden sichtbar geworden. Das ist, liebste Caroline, Ihre Naturgestalt der Seele, und die würdigste der Menschheit: in der wandeln Sie mit mir, mir ungesehen zur Seite, und behüte der Himmel, daß dies Unschuldsbild mir je von der Seite verschwinde! In der denke ich Sie mir auch jetzt, dachte Sie, da ich wegfuhr, einschlief und aufwachte — und, holdes Mädchen, warum sollte ich nicht immer Sie mir so denken können? Betrachten Sie doch nur selbst, wie eitel alle Erwartungen sind, wenn man mit zu starker Theilnehmung auf sie rechnet. Was

hatte ich mir, was wir alle uns, meine ganze Leidenszeit in Straßburg über, für Gedanken und Bilder gemacht, wie meine Zeit in Darmstadt hingelebt werden sollte, und wie ist sie's? Wie freuten wir uns aufs Wiedersehen, und bildeten uns ein, uns einander schon so zu kennen, daß wir auf diese sichere Vorschlüsse rechnen könnten; und nun sagen Sie, ist in der Welt, liebste Freundin, eine gezwungnere, verschloßnere, herzensverstummtere Freundegesellschaft gewesen als die unsrige? Vielleicht mit allem guten Willen — ich will nichts untersuchen —; aber der Effect ist doch immer derselbe, daß Tage vorbei sind, die gewiß auf andre Art hätten durchlebt werden können. Meine Seele ist noch verstimmt und widerwillig. O sehen Sie, mein liebes Mädchen, wie viel man verliert, wenn man so sicher rechnet. Lassen Sie den Schicksalsfaden leise laufen, wie er läuft, ohn ihn reißen und aufhalten zu wollen: so geht er desto sichrer seinen Gang, und findet sich wieder in unsre Hand, vielleicht wenn wirs am wenigsten gedenken und hoffen. Mein Trost kann Ihnen vielleicht kahl scheinen; auch würde ich ihn nicht so geschrieben haben, wenn nicht wahrhaftig das verlebte Evenement eben in Darmstadt mir noch zu nahe vorschwebte. Liebste Freundin, wie tausendmal empfindlicher muß es sein, wenn eben dergleichen Irrthümer, da man sich zu kennen glaubte, zusammenkommt, sieht und nicht kennet, in irgend einer Beziehung des Lebens statt haben, die nicht so leicht zu trennen ist als der Cirkel in Darmstadt? — Aber sehen Sie, freundschaftliche, edle Seele, wie sicher und untrüglich die schönere Art von Theilnehmung und Umgang ist, die wir uns so heilig versprochen: die Nahheit und Freundschaft unsrer Geister und Herzen! Allerliebstes Mädchen, da sehe ich Dich als eine kleine Göttin, als eine Unschuldsgrazie an, die mir auf meinem Lebenswege wie Erscheinung begegnete, um meine Muse, meine Gesellschafterin, meine unsichtbare Freundin zu sein, und mich zu dem zu erheben, was ich sonst durch mich selbst nicht geworden wäre. Ein einsamer Mensch verfällt sehr leicht, und ein Mensch von starkem Charakter kann um so tiefer fallen, je höher er sich erheben konnte: aber wenn ihn ein Engel umwandelt, so unschuldig und gütig und voll und gesund wie die blühende Natur, so fällt er nicht, so hat er ein wohlthätiges schönes Wesen vor Augen, der er den kleinsten Antheil seines Tagewerks weihet, die ihn mit sich selbst eins zu sein lehret, und ihm gleichsam immer das Ziel

vor Augen hält, wohin er sich vervollkommne. Liebste Freundin, und das Bild nehme ich von Darmstadt mit, und bloß dazu, um das mitnehmen zu können, bin ich nach Darmstadt auch jetzt zum zweitenmal gekommen, zu nichts anders, wie ich aus dem Erfolg sehe. Ich habe Sie von so viel neuen und schönen Seiten und so innig, innig, innig kennen gelernt, daß Ihr ganzes Bild mir gleichsam so substanziirt und verkörpert ist, um gewiß nicht mehr als bloßes Traumbild, was wieder ein anderes Traumbild zerstöre, mir vor Augen zu schweben. Kehren Sie sich, meine liebste vortreffliche Freundin, an alles Zuckerwerk und Näscherei von Empfindungen nicht, mit dem man sich im Übermaße eben so sehr und noch ärger den Magen verdirbt als mit den offenbarsten Völlereien. Die Natur hat Ihnen, liebste Freundin, so viel Stärke und Festigkeit der Züge gegeben, Sie haben so viel Reelles in Ihrem Charakter, daß Sie zu wohl sehen, der Mensch ist zu etwas Besserem auf der Welt da, als eine Empfindungspuppe oder ein Empfindungströdler zu sein: die schönste Puppe ist noch immer Kinderspiel und der schönste Trödelkram von Empfindungen aus aller Welt Ende ist höchstens ein Zimmer der Erholung und kaum der Bestimmung. Ein Zug, eine Situation, in der ich Sie mir, bestes Mädchen, als ein handelndes wohlthätiges Wesen der Menschheit, als reelle Freundin, Gesellschafterin, Gattin, Mutter, würdiges Frauenzimmer gedenke, rührt mich tiefer und ewiger als hundert feine Empfindungsworte schöner Magellonen, die mein Auge nicht gesehen hat: und die zu sehen ich keine Wallfahrten übernehme. Und wie viel solche süße, allerliebste Züge, solche Ahndungen eines himmlischen Lebens habe ich aus Ihrer Seele erwischt! O Gott, wäre ich nur Ihrer Liebe würdig! — doch ich wills, holdes, sanftes Mädchen, zu werden suchen; denn was kann jeder taube Beklagungsgrund sonst fruchten? Unsre Briefe sollen die Geschichte unsres Herzens, unsrer Gedanken und unsres Bestimmungskreises enthalten. Das wird uns auf die edelste Weise zusammenhalten, und wir werden für einander leben, indem wir so abgetrennt sind. Das wird eine süßere Gesellschaft sein, als wenn wir bei einander wären und durch fremde Mienen und eine Beklemmung des Herzens gestört würden, um das nicht sein zu können, was man sein will. Hier sind wir frei: mein Geist besucht Ihr Kämmerchen, und sucht Sie in dem meinigen, lieset und denket mit Ihnen, und theilt mit Ihnen ohne Rückhalt jede

seiner Bestimmungen. Muß das nicht edler, besser machen? Und wollen Sie nicht in diese freudige Aussicht mit mir einstimmen? Thun Sie es, liebstes Mädchen, und schreiben Sie ja bald und genau, wie Sie sich seit gestern bei meiner Abreise befinden. Ich muß schließen, weil ich aus muß. Hier ruhe ein Kuß auf Ihr himmlisch sanftes Auge und Ihren armen zerküßten Mund. Ihr ganzes himmlisches Bild steht vor mir, und ich umarme es mit der inbrünstigsten Thräne, die Ihr ganzes schönes Herz fühlt. Leben Sie recht wohl. Unser Scheiden ist kein Scheiden, als uns zum Besten.

H.

Karoline Flachsland an Herder.

(Darmstadt gegen Ende April 1771).

Ja, mein ewig Geliebtester, ich habe Ihre letzte Bitte erfüllt, ich bin seit Samstag so gelassen und heiter, als ich die Tage nach unserm ersten Abschied, da wir uns kaum kannten und staunten, und ich eine Stärke da fühlte, die Berge versetzt hätte, gewesen bin; ich fühle sie jetzt wieder! und zehnmal lebhafter als jemals. Ach! der süße Gedanke, daß mir mein Herder mit seiner ganzen schönen Seele gut ist, daß er mich mit allen meinen Fehlern doch lieb haben kann, daß er mein Engel sein will, das erhöht mehr als alle Erdenglückseligkeit! Siehe, edelster, redlichster Freund, dies hebt mich über Trennen und Abschiednehmen und zehen Berge, die zwischen uns sind. Ach! Wenn Du das fühlest, wie sehr meine ganze Seele, meine ganze Empfindung nur in Dir lebt, daß sie nimmermehr von Dir gehen kann, wenn Sie mir dies reine, lautre, göttliche Gefühl, das nur Seelen vereinigt, zutrauen, ach, mein Allerliebster, mein Einziger, dann küsse ich Deine Knie.

Aber lassen Sie mich auf die bittre Abschiedsstunde zurückgehen; dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlassen. Dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo Sie gelegen? Ja, ich thats, und wie alle Thränen verweint waren, dann fühlte ich (o lassen Sie mir hier ein wenig Sinnlichkeit!), wie süße der Ort, wo Sie geschlafen. Ich wünsche mir es jetzt tausendmal in mein Kämmerchen oder mich in jenes Kämmerchen. Doch gut; ich

durfte nicht länger als eine Stunde da liegen, Ihnen nachweinen, Sie umarmen und segnen; ich wurde nach Hause gerufen und fand meine Schwester um Sie weinen; ich hätte ihr beinahe in diesem Augenblick meine ganze Glückseligkeit erzählt, so gut war ich ihr; aber ich war stumm und bliebs Abend und Morgen darauf, bis Leuchsenring*) kam und mir sanft verwies, daß es thöricht und fast lasterhaft wäre, traurig zu sein. Mein Gott, dachte ich, welch niedre kleine Idee wird mein bester, ewiggeliebtester Freund noch in der letzten Stunde von mir mitgenommen haben! wie sinnlich und körperlich und schwach wird er mich denken! Aber Sie thun mir unrecht, gute, liebste Seele! Es war nur der erste finstre Augenblick unsrer Trennung, der so ganz auf mich fiel. Ach, jetzt fühle ich es, daß unsre Seelen nicht getrennt werden konnten, und mit der größten Gelassenheit einer menschlichen Seele bete ich die Vorsehung an, die mir in meinem ganzen kleinen Leben immer fühlbar war, und wird sie auch jetzt nicht über uns walten? Komm, edle, himmlische Seele! wir wollen unserm guten Gott danken, daß er uns zusammengeführt hat; er weiß es am besten, warum wir jetzt getrennt sind — und sollt' ichs nicht auch schon halb wissen? Ich weiß es, ich bin noch nicht das, was ich für Dich, für Deine Gesellschaft sein sollte; jetzt habe ich Zeit, Munterkeit, Jugend, um alles noch nachzuholen. Welches Bild ist geschickter, mich zu Ihnen hinaufzubilden, aufzumuntern aus dem Seelenschlaf, der lang genug geschlafen worden, als eben Dein liebenswürdigstes, holdes Bild, das — o Gott, ich kanns nicht sagen, wie ichs anbete und umarme! — Aber verhehle mir keinen Zug daraus, mein Allerliebster; auf der ganzen Welt habe ich keinen Freund, wie Sie, und darf ich mirs frei sagen? keinen andern, für den ich mich ausbilde. Ach! wäre ich hierin nicht ganz unglücklich!

---

*) Franz Michael Leuchsenring, ein Elsässer (1746—1827) war Hess.-Darmst. Rat und als Schriftsteller eine in den litterarischen Kreisen jener Zeit überall bekannte Persönlichkeit. Er hatte Karoline Flachsland zuerst den Namen Psyche beigelegt, und Goethe feierte Karoline unter diesem Namen in seinem Felsweihe-Gesang an Psyche. Fräulein von Roussillon, Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, erhielt in diesem schwärmerischen Kreise, der Darmstädter „Gemeinde der Heiligen“, den Namen Urania; Louise von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, wurde Lila genannt.

ß Sie die böse Darmstädter Luft ganz weg-
mir blutet noch das Herz, wenn ich an diese
rhaftig ganz anders verdienten, denke. Alles,
chsenring stückweise und wie Funken heraus-
eses. Er hätte in Ihren ersten Umarmungen
efühlt, die er gehofft, und in Leyden so sehr
und dies mußte ihn natürlicher Weise zurück-
, daß Sie sich beide in dem Ideal, daß Sie
gemacht, ein wenig geirrt, und daß Sie auf
nkt niemals zusammen kämen. Soll ich Ihnen
Ja, ich darf; Du bist ja meine Seele, der
Herzens, und ist es nicht eben so, als wenn
te? Zum voraus sage ich Ihnen aber, daß er
ubte nämlich, daß Sie sich auch anders gegen
en können, und er habe bemerkt, daß Sie mehr
mkeit als Empfindung lebten. Ich versicherte
völlig, völlig mit Ihnen zufrieden wäre, und
neine Schwäche in Ihrer Gesellschaft nieder-
tt, warum haben Sie sich hier nicht gegen ein-
warum hab' ich mit eine unselige Ursache sein
aufzulösen, und Leuchsenring versichert mich,

Besorgniß um mich, aus Deinem großen, guten Herzen gekommen! O mein einziger, ewiger, göttlicher Freund, warum kann ich nicht die Freudenthränen an Deiner redlichen Brust weinen! Doch, hier lieg' ich an Deinem Herzen, Engel Gottes, sagen kann ich nichts, aber tief, tief liegts in meinem Herzen, daß ich Dich ewig, unaussprechlich liebe. Freude und Trost und Seligkeit des Himmels ist in mir und um mich — Himmel und Erde schöner um mich, ach, nein, ich will nicht klagen, aber ich bin das alles nicht werth!

O wie will ich Dich lieben! das sagt uns kein Dichter. Ach Gott, der süße Traum meines Lebens wird noch erfüllt, an Deinem Herzen, in Deinen Armen zu leben und zu sterben. Mein ganzes Leben und Seele wird sich erheben und anfeuern, Dich zu lieben, für Dich allein zu leben, Dich zu pflegen, trösten, wenn ich kann. Wo ist ein glücklicheres Mädchen als ich! ich kann nichts, von allem, was mein Herz empfindet, nichts sagen; es sind keine Worte in der Welt dazu. Nimm mich in Deine Arme; da bin ich ja ewig, und Du ewig in meinem Arm und Herzen. —

Tausend Dank für Ihren kleinen Lebenslauf, liebster Herder! er hat mich in manchem Betracht für mich selbst beruhigt, ob er schon traurig genug für Sie ist. Geahndet hatte ich es schon lange, daß Du mit Deinem großen, wunderbaren Kopf niemals dachtest, Landpriester in Bückeburg zu werden, und wie der Jugendplan und Jugendseele zugleich bricht und brechen muß — das alles weiß ich, fühls, klage, traure mit Dir, armer, guter Herder. Aber nun bist Du ein Mann, siehst, daß man überall Gutes thun kann: Großes freilich nicht überall, und dazu muß man vielleicht immer ein Türkischer, Russischer oder Römischer Kaiser sein, und dafür hat Dich der gute Gott (Dank sei ihm dafür gesagt!) in Gnaden bewahrt. Nicht wahr, liebster Herder, eine Hütte, ein gutes Weib und Kinder darin ist doch allein menschlich und für das Herz gelebt; Du wirst überall glücklich sein. Du hast den goldnen Ring in Deiner Hand, bei drei Jugendfreunden oder einem Weib, auf der Kanzel oder in der Stube, in Bückeburg oder in Riga — Du wirst überall Gutes thun, überall glücklich sein. Ich will Dir nichts, ewiger Freund, aus Deiner Seele wegreden, keine Jugendpläne, Jugendträume — ich weiß, sie sind schön, golden, glänzend — aber durchs Feuer müssen sie und geläutert werden. Zeit und Glück und unsichtbare Vorsehung leitet, nach meines lieben Yoriks Predigt, unsre meisten Schritte.

Laß Dir alles zerstören, edelster Mann, Deine große, männliche, menschliche Seele wird niemals geändert und zerstört werden können, und da wohnt allein der Schatz des Lebens, und da werd' ich ihn finden — da wohnt er allein und ewig. Ich sollte mehr niedergeschlagen über Deine Situation und Dein gebrochenes Leben sein, und bins auch genug, aber ich wills nicht noch mehr trüben. Du bist ein Mann und kannst so viel Schicksal ertragen; ich will gehn und mit Spaldings Weib sagen: „Gehe hin und thue desgleichen!" Über wie vieles werden wir einmal zu reden haben und uns zusammen trösten! O was für selige Zeiten werden für mich kommen! Ich bin oft ganz außer mir bei dem Gedanken, Herders Weib zu werden — wenn ich an alle die Wonne und Seligkeit denke, die darin liegt. O wie will ich Dich lieben! Das fühle ich oft mit entzückender Freude, daß unsre Seelen zusammen gehören, und so oft und immer eine Empfindung haben. Ja, liebster Herder, ich will Deine ganze Armuth mit Dir theilen. Dein Herz ist reicher, als die ganze Welt — aber wehe thut mirs, daß ich so nackend und bloß bin, nicht einmal so viel habe, als ein lappländisches Mädchen haben muß. Das ist mein Trost, daß Du über den Quark (der leider für so nothwendig gehalten wird) weit wegdenkst, und ich so wenig Bedürfnisse habe, daß ich niemals vom Äußern abhänge. Aber sollten Sie sich jemals meinetwegen einschränken? ach Gott, das ist mir unmöglich zu ertragen! Denke doch nicht eher an unsre Vereinigung, ewiggeliebtester Herder, bis es Ihre Bequemlichkeit nicht mehr hindert. Ich werde nicht müde und matt, wenn ich auch noch so lang von Dir sollte getrennt sein, an Dich zu schreiben oder — Dich zu lieben, ach, in Ewigkeit nicht! Das Herz traue ich Dir auch zu, daß Du meine Bitte erfüllst, edelster Freund. —

Spalding gefällt mir nicht ganz auf dem Blatt; so kalt und so gebote- und hauptstückmäßig. Aber sein edles Weib ganz, ganz, besonders die Stelle: „Sie suchte sich das Bewußtsein von Gott so geläufig und gleichsam natürlich zu machen, daß sie es in alle ihre Geschäfte und Freuden einmischen möchte." Vortrefflich! und sterbend ist sie ein Engel, wie sies lebend gewesen sein muß. Liebster Herder, Du mußt mich auch einmal ganz nach Deiner Seele bilden; ich will Dir gleichen. Meinen Kuß für das Blatt! — Merck ist noch in Gießen und wird in ein paar Tagen wieder kommen, und vielleicht Goethe und seine Schwester

zum Ball mitbringen, der aber glücklich verschoben ward, weil der Landgraf ein starkes Fieber hat. Ich bin so vergnügt, daß ich Ihren Geburtstag, unsern Festtag still und heilig feiern kann.*) —

Goethes Mutter, Katharina Elisabeth, geb. Textor (geb. 1731, gest. 1808), war die Tochter des Frankfurter Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, die im 18. Lebensjahre die Gattin des Doktors beider Rechte Johann Kaspar Goethe wurde, eines Privatmannes, der den Titel eines Wirklichen Kaiserlichen Rates führte. Als Frau Rat oder Frau Aja,**) wie sie in allen ihr nahestehenden Kreisen genannt wurde, ist sie als Mutter unseres Dichterfürsten in unsrer Litteraturgeschichte eine allen bekannte, liebe und vertraute Erscheinung geworden. Mit frischer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit des Gemüts verband sie Heiterkeit, Witz, Lebendigkeit des Geistes und innige Tiefe ihres innern Lebens. Ihr unerschütterliches Gottvertrauen und ihr frommer, kindlicher Glaube, an dem sie ihr ganzes Leben hindurch wie an einem unverlierbaren Stück ihres Wesens festhielt, gaben ihr eine Unbefangenheit, Sicherheit, Festigkeit und unversiegbare Lebenslust, jene Frohnatur, die sie uns zum herrlichen Urbild einer echt deutschen Frau machen. Bewundernswürdig ist ihre Vertrautheit mit der Bibel, aus der sie eine Fülle von Kernsprüchen und Lebensweisheit kennt. Ihre Briefe werden allezeit ein Gesundbrunnen für unser Volk und durch dieses für die Menschheit bleiben. Man sieht aus diesen unorthographischen Frauenbriefen, die doch so köstliche Blüten einer unverfälschten Menschenseele sind, wie wenig doch im Grunde Orthographie und Grammatik zu bedeuten haben, die ein greisenhaftes Alexandrinertum zu Wunderdingen aufgebauscht und zu einer trostlosen Überschätzung emporgetrieben hat. Prächtig schildert Erich Schmidt in seinen Charakteristiken (1886) diese herrliche deutsche Frau; weit verbreitet ist Heinemanns schönes Buch über sie.

---

*) Aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Dritter Band. Herders Briefwechsel mit seiner Braut (April 1771 bis April 1773). Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. S. 13 ff. 24 ff. 319 ff.

**) Wie sie zu dem Namen Frau Aja kam, ist in Goethes Dichtung und Wahrheit im 18. Buche berichtet.

Einen ihrer prächtigsten Briefe schrieb sie an die Herzogin Anna Amalia, als ihr Sohn und der Herzog Karl August im September 1779 auf der bekannten Schweizerreise sie in Frankfurt überraschten:

Frankfurth, den 24. September 1779.

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18te September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia noch Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Mucick beneideten, sondern glücklich, so gantz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls größre und reinere Freuden geschmeckt hat als wir beyde glückliche Eltern an diesem Jubel und Freuden Tag — Niemahl hat mich mein Unvermögen eine sache gut und anschaulich vorzutragen mehr belästig als jetzt da ich der Besten Fürstin |:von Der doch eigendtlich alle diese Freude ausgeht, die doch eigendlich die erste Ursach aller dieser Wonne ist:| so recht aus dem Hertzen heraus unsere Freude mittheilen mögte — Es gerade nun wie es wolle, gesagt muß es nun einmahl seyn.

Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen |:um uns recht zu überraschen:| eine strecke von unserm Hauße ab kamen also gantz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß*) ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betruncken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel**) auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftrit mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch am dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine zimmliche Weile von uns

*) Frau Rat nannte ihren Sohn Wolfgang mit Vorliebe ihren Hätschelhans.

**) Oberforstmeister von Wedel war der einzige Begleiter des Herzogs und Goethes auf dieser Reise.

weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar beßer — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und seelig wir diese 5 Tage über geweßen sind. Merck kam auch und führte sich so zimmlich gut auf, den Mephisthoviles kan Er nun freylich niemahls gantz zu Hauß lassen, das ist mann nun schon so gewohnt. Wieder alle Gewohnheit waren dieses mahl gar keine Fürsten und Fürstinnen auf der Meße, das war nach Unsers Theuresten Herzogs Wunsch, Sie waren also gar nicht genirt — Am Sontag gingen Sie in ein großes Concert, das im Rothen Hauß gehalten wurde, nachdem in die Adliche Gesellschafft ins so genandte Braunenfels, Montags und Dinstags gingen Sie in die Commedie, Mittwochs um 12 Uhr Mittags ritten Sie in bestem Wohlseyn der Bergstraße zu, Merck begleitete Sie bis Eberstadt. Was sich nun alles mit dem schönen Cammerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimbten Rath Goethe zu getragen hat, wie sich unsere Hochadliche Freulein Gänßger brüsteten und Eroberungen machen wolten, wie es aber nicht zu stande kam u. d. m. das verdiente nun freylich hübsch dramatisirt zu werden. Theureste Fürstin! Sie verzeihen diesen kalten Brief der gegen die Sache sehr zu kurtz fält — es ist mir jetzt gantz ohnmöglich es beßer zu machen — ich bin den gantzen Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wen sichs etwas zu Boden gesetzt hat wird meine Vernunfft auch wieder zu Hauße kommen — biß dahin bittet Frau Aja daß Ihro Durchlaucht Gedult mit ihr haben mögten. Uns ist jetzt nichts im Sinne, als die Freude des wieder Zurückkomens, da soll der jubel von neuem angehn. Gott bringe Sie glücklich und gesund zurück, dann soll dem alten Reihnwein in prächtigen Pocalen mächtig zugesprochen werden. Wüsten Ihro Durchlaucht wie oft wir mit Freudenthränen an Ihnen dachten, von Ihnen redeten, wie Frau Aja den Tag seegnete da die Beste Fürstin Ihrem glücklichen Land einen Carl August gebohren hat, Der wie es nun am Tage ist, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, sondern auch dazu um auf unsere Tage Wonne Leben und seeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner, Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte; so weiß ich gantz gewiß die Beste Fürstin hätte Sich unserer Freuden gefreut — dann das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzens gefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner

abriß von denen Tagen wie sie Gott |: mit dem seeligen Werther zu reden: | seinen Heiligen auffspart, mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltag Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche erquickungs stunden zu theil worden sind. Nun Durchlauchdigste Fürstin! Behalten Sie uns in gnädigstem Angedencken — der Vater empfiehlt sich gantz besonders — und Frau Aja lebt und stirbt als

Ihro Durchlaucht
unterthänigste treugehorsambste Dienerin
C. E. Goethe.*)

Aus einem Briefe an den Arzt Zimmermann in Hannover, den bekannten Verfasser des Buches „über die Einsamkeit“:

„Frankfurth a. M. 16 Febr. 1776.

Lieber Herr Leibmedikus! Ihr lieber Brief machte mir von der einen seite viel Freude: Aber, aber, das was ich an Ihnen in Spaß schrieb, ist also nicht gantz ohne grundt, Sie sind nicht gesundt, glauben Sie mir, ich bin von Hertzen drüber erschrocken. Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der Verdammten Krankheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen, ich kenne eine Menge Schurken, die sollten Krank seyn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und mann hat von ihrem Wachen oder Schlafen nicht den geringsten nutzen. Lieber bester Freund! Wollen Sie von einer Frau einen Rath annehmen, die zwar von der gantzen Medicin nicht das mindeste versteht, die aber doch Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Menschen in genauer Verbindung zu stehn, welche von diesem Uebel geplagt wurden. Die Veränderung der gegenstände War immer die beste Cur, da braucht mann nun nicht eben 30 Meilen zu reisen, wenn man nur aus seinen vier Mauren komt, nur nicht zu Hauß geblieben, so sauer es gemeiniglich denen Kranken ankomt, in die freye Luft, aufs Landt, unter Menschen gegangen, die man leiden kan, und alle schwartze Gedanken dem

*) Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben von K. Heinemann (Leipzig, Arthur Seemann 1889).

Teufel vor die Füße geschmissen, dieses Mittel hat docter Luther schon probatum gefunden und in seinen herrlichen trost Briefen dem Spaladinus seinem Vertrauten Freund angerathen. Folgen Sie also bester Mann dem Rath einer Frau, das thut Ihrer großen Gelehrsamkeit keinen schaden, gab doch ehmals ein Esel einem Propheten einen guten Rath. Den Ducaten habe ich richtig erhalten, aber Lieber Freund Sie haben mir Zu viel geschickt, ich habe ja nur 3 fl. 24 cr. ausgelegt, ich wills aufheben, es wird sich schon eine Gelegenheit finden, daß ichs Ihnen verrechnen kann. Gottlob daß die Schlossern sich besser befindet! Wer war aber ihr Helfer? Wem hat sies zu danken? nechst Gott gewiß niemandt als unserm theuren Zimmermann." *)

Aus einem Briefe an Klinger vom 26. Mai 1776:

„Der Doktor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen, Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, alles bleibt dort, nun wenns dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott. — Nun, lieber Freund, leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Stadt zu machen wäre. Darinn habe ich zum wenigsten eine große Stärke, Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freilich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die lateinische Sprache. Grüßen Sie Schleiermacher von uns und sagen ihm, er würde künftige Messe Ihnen doch nicht allein hierher Reisen lassen, und dann versteht sich das andre von selbst, daß wir Ihn und Sie bei uns sehen, manch Stündchen vergnügt verschwatzen, allerlei schöne Geschichten erzählen" u. s. w. —**)

*) Abgedruckt in der Allgemeinen Zeitung vom 5. Juni 1891. Hier nach Heinemann, Goethes Mutter, 4. Aufl. S. 92 f.

**) Mitgeteilt nach Heinemann, Goethes Mutter, S. 118.

Bekenntnisse einer fröhlichen Seele nennt Bernhard Suphan die Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, an Christiane und August von Goethe. In der That sind diese Briefe so voll kindlicher Heiterkeit, so völlig eingetaucht in eine gottselige und weltfröhliche Ruhe und Gelassenheit der Seele, daß man sie nicht besser bezeichnen kann, als dies Suphan gethan hat. „Sie redet," sagt Suphan, „indem sie schreibt. Wer sie ganz verstehen will, muß ihr Geschriebenes wieder laut werden lassen, so erst wird es ihn völlig ansprechen. ... Ich finde den Wert ihrer Briefe in ihrem allgemein menschlichen Gehalt. So redet eine Mutter zum Sohne, so frohlockt sie über seine Erfolge, so sorgt, so betet, so dankt sie für ihn. Und so wie Frau Elisabeth von ihrem Wolfgang zu dessen Sohn redet, so, mit diesem linden Euphemismus, hat mancher seine liebe Großmutter über den Vater und dessen Kindheit sprechen hören; so werden treue deutsche Mütter reden, so lange es gut um unser Volk bestellt ist."*) Wir geben hier einige der schönsten dieser Briefe:

den 23ten Mertz 1780.

Lieber Sohn! Diesen Augenblick bringt mir Herr Paulsen zwey Briefe, die mich so in einen Freuden und Jubelthon gestimt haben, daß es gar nicht ausgesprochen werden kan. Unser Bester Fürst! hat mich mit einem gantz herrlichen schreiben begnadig, und unsere Theureste Fürstin Amalia that des gleichen. O thue mir die einzige Liebe und dancke unterthänigst auch vor diese der Frau Aja gemachte Freude. Wenn es aber auch kein Weimar und keine solche herrliche Menschen drinne gäbe — ferner keinen Häschelhanß — So würde ich catholisch und machts wie Mahler Müller. Da uns aber Gott so begnadig hat, so freuen wir uns auch dieses Erdeleben (nach unserer Fason und wie wirs eben haben können) sehen den 3ten Feyertag den Julius von Tarendt u. s. w. In Deinem**) Garten muß es jetzt wieder schön seyn, wiewohl heut bey uns noch garstig kalt Wetter im Schwang geht.

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan: Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft, 1889. Danach sind auch die folgenden Briefe mitgeteilt.

**) Das Du, Dein u. s. w. der Anrede schreibt Goethes Mutter immer mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Der Vater und alle Auserwählte grüßen Dich — Der Postwagen will fort, lebe wohl. Ich bin ewig

Deine treue Mutter Aja.

N. S. Viele hertzliche grüße an Wieland — Seinen Oberon erwarte ich und mehr gute Seelen mit Schmertzen.*)

Sonntag den 17. Juni 1781.
Morgens 9 Uhr.

Noch ist Printz Constantin**) nicht hir — Ich werde Ihn nach meiner gewohnlichen art — freundlich und holdselig empfangen, und am Ende dieses, Dir den ferneren Verlauf erzählen. Von Kalb und von Seckendorf***) waren bey mir, und schienen vergnügt zu seyn, da ich aber wuste daß erster Dein so gar guter Freund nicht mehr ist; so war ich Ihm zwar überaus höfflich, nahm mich aber übrigens sehr in acht, um nicht nach Frau Aja ihrer sonstigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren wenn mann Deinen Nahmen nent — Ich machte im gegentheil meine sachen so fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme gewesen wäre — Sie waren aber kaum 10 oder 12 Tage nach Düsseldorf gegangen so kamen Sie schon wieder hir an — da ließen Sie mir ein Commpliment sagen — gingen nach Darmstadt, und versprachen in der Rückreiße mich noch einmahl zu sehen. Das was ich hätte zuerst schreiben sollen, komt jetzt, nehmlich, Tausend Danck vor Deinen Brief, der hat mir einen herrlichen Donnerstag gemacht, daher auch dieser gute Tag mit einigen meiner Freunde, auf dem Sandhof†) mit Essen, Trincken, Tantzen und Jubel fröhlig beschloßen wurde. Da Du aber ohnmöglich rathen kanst, warum gerade dieser Brief mir so viele Wonne verursacht hat; so ließ weiter, und Du wirsts verstehen. Am vergangen Montag den 11. dieses kam ich aus meiner Mon-

---

*) a. a. O. S. 1.

**) Der seine Bildungsreise nach Italien, Frankreich und England in Begleitung des Legationsrates Albrecht in der zweiten Juniwoche angetreten hatte.

***) v. Kalb, Präsident der Kammer in Weimar, mußte diese Stellung ein Jahr später aufgeben, Goethe wurde sein Nachfolger. Kammerherr von Seckendorf war Kalbs Schwager.

†) Vergnügungsort, ½ Stunde unterhalb Frankfurt am Main gelegen.

tags Gesellschafft nach Hauß, die Mägdte sagten daß Merck da gewesen und morgen wieder kommen wolte — Ich kleidete mich aus, wolte mich eben zu Tische setzen (es war gleich 10 Uhr) als Merck schon wieder da war — dieses späte kommen befremdtete mich schon etwas — noch unruhiger wurde ich als Er fragte, ob ich keine gute Nachrichten von Weimar hätte — weiter erzählte Er daß von Kalb und von Seckendorf wieder hir wären, Er mit Ihnen gesprochen, und auch noch diesen Abend mit Ihnen speiste — Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wißen Herr Merck daß die Leute dort, so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wißen so sagen Sies — Der Docter ist doch nicht kranck — Nein sagte Er davon weiß ich nichts — aber allemahl und auf alle fälle solten Sie suchen Ihn wieder her zu kriegen, das dortige Infame Clima ist Ihm gewiß nicht zuträglich — Die Hauptsache hat Er zu stande gebracht — der Herzog ist nun wie Er sein soll, das andre Dreckwesen — kan ein anderer thun, dazu ist Goethe zu gut u. s. w. Nun stelle Dir vor wie mir zu muthe war, zumahl da ich fest glaubte — daß von Kalb oder Seckendorf etwa schlimme Nachrichten von Weimar gekriegt und sie Mercken erzählt hätten. So bald ich allein war stiegen mir die grillen mächtig zu kopf. Bald wolte ich an den Herzog, bald an die Herzogin Mutter, bald an Dich schreiben — und hätte ich Dinstags nicht meine Haut voll zu thun gehabt; so wäre gewiß was pasirt, nun aber war der Postag versäumt — Aber Freytags solte es drauf loß gehen, mit Briefen ohne Zahl — Donnerstags kam nun Dein lieber Brief meinem geschreibe zu vor — und da Du schreibst daß Du wohl wärst, waren meine Schruppel vor das mahl*) gehoben. Lieber Sohn! Ein wort vor Tausend! Du mußt am besten wißen was Dir nutzt — da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin, und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könte; so kanst Du leicht dencken, wie sehr mich das schmertzen würde — wenn Du Gesundheit und kräffte in Deinem Dinste zusetzen, das schaale bedauern hintennach, würde mich zuverläßig nicht fett machen. Ich bin keine Heldin, sondern halte mit Chilian**) das Leben vor gar

*) Meine Scrupel für diesmal.

**) Kilian Brustfleck, eine volkstümliche Gestalt, die auch in Goethes „Hanswursts Hochzeit“ vorkommt.

eine hübsche sache. Doch Dich ohne Noth aus Deinem Würckungs-Kreiß herausreißen, wäre auf der andern seite eben so thörig — Also Du bist Herr von Deinem Schicksahl — prüfe alles und erwähle das beste — ich will in Zukunft keinen Vorwurf weder so, noch so haben — jetzt weiß Du meine Gedancken — und hirmit punctum. Freylich wäre es hübsch wenn Du auf die Herbstmeße kommen könstes, und ich einmahl über all das mit Dir reden könte — doch auch das überlaß ich Dir. Der Vater ist ein armer Mann Cörpperliche Kräffte noch so zimmlich — aber am Geiste sehr schwach — im übrigen so zimmlich zufrieden, nur wan Ihn die langeweile plagt — dann ists gar Fatal — An der Reparatur des untern Stocks hat Er noch große Freude — meine wohnstube die jetzt gantz fertig ist, weißt Er allen Leuten — dabey sagt Er, die Frau Aja hats gemacht, gelt das ist hübsch — nun wird die Küche gemacht, das ammusirt auch gar sehr, und ich dancke Gott vor den glücklichen einfall den ich da hatte — wenigstens geht der Sommer dabey herum (denn vor Angst werd ich nicht fertig) vor den winter mag die Zukunft sorgen. Wenn die Herzogin einen Sohn bekommt; so stelle ich mich vor Freude ungeberdig — laße es mich ums Himmels willen gleich erfahren. Der Kayser Joseph hat unserer Stadt ein groß gaudium gemacht, Er kam zwar im strengsten Inconito*) — aber das half alles nichts — die Franckfurther als echte Reichbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil am Römischen Kayser (wo das Quartir bestelt war) Drey Kuschen kamen, alles hatte schon das Maul zum Vivat rufen aufgespert — aber vergebens — Endlich kam er in einer schäße mit 4 pferden — Himmel und Erde was vor ein Lermen! Es lebe der Kayser! Es lebe unser Kayser — nun kommt aber das Beste — Nachdem Er gespeißt (um 4 Uhr) ging Er zu Fuß in sein Werbhauß im rothen Ochsen auf der Schäffergaß — vor Freude ihren Kayser zu Fuß gehen zu sehen hätten Ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wolten zuschmeisen um Platz zu machen — loßt sie holter gehn — schlagt ja nit — sagte Er sahe alle freundlig an, zog den Hut vor jedem ab — Als Er zurück kam stelte Er Sich in ein Fenster (nicht auf den Balcon) und der Lermen ging mit Vivat rufen von neuem an. So groß aber die

*) 27. Mai 1781 war Kaiser Josef II. incognito auf einen Tag in Frankfurt.

Freude der gantzen Stadt war; so übel machte die Ankunft des Monarchen dem Herrn von Schmauß, Du wirst Dich des dicken Kerls noch wohl erinnern — Als Kriegs Commisair hatte Er alle Liefferungen — betrog aber so, daß so wie der Kayser hir an kam — aus Furcht zur Rechenschafft gezogen zu werden — Sich in Mayn stürtze und ersoff. Du fragst, wie der Kayser aussieht — Er ist gut gewachsen, sehr mager, von der Sonne verbrant — hat einen sehr gütigen Blick im Auge — Sein Anzug war, ein grauer überrock die Haare in einem Zopf — Stiefflen — Batistne Manscheten — Jetzt wartes alles auf Seine Zurückkunft denn es ist ein spaß, und eine halbe Krönung. Franckfurth ist ein curioser Ort, alles was durchpasirt muß den nehmlichen weg wieder zurück — Vivat Franckfurth!!!

Dienstag d. 19ten Juni Morgens 10 Uhr.

So eben erschiene Printz Constantin mit Seinem Begleiter — Frisch, gesund, und über unsere Gegenden und lage besonders den Maynstrohm sehr vergnügt. Wir waren ungemein aufgeräumt und behaglich zusammen, Frau Aja, Ajate des kanst Du leicht dencken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel — Sie wird ja einmahl gescheid werden — Unserer lieben Frau Herzogin dancke zum voraus vor Ihren Brief — Ehestens komt die Antwort — In optima Forma — So viel vor dießmahl — Lebe wohl! Vergieß die Herbstmeß nicht — Gott befohlen.

den 19. Juni 1781. Frau Aja.

Franckfurth den 17. November 1786.

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als Dein Brief aus Rom — Jubeliren hätte ich vor Freude mögen daß der Wunsch der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist — Einen Menschen wie Du bist, mit Deinen Kenntnüßen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Ablerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein Dich sondern alle die das Glück haben in

Deinem Wirkungskreiß zu Leben. Ewig werden mir die Worte der Seeligen Klettenbergern im Gedächtnüß bleiben „Wenn Dein Wolfgang nach Maintz reißet bringt Er mehr Kenntnüße mit, als andere die von Paris und London zurück kommen — Aber sehen hätte ich Dich mögen beym ersten Anblick der Peters Kirche!!! Doch Du versprichts ja mich in der Rückreiße zu besuchen, da mußt Du mir alles Haarklein erzählen. Vor ohngefähr 4 Wochen schriebe Fritz von Stein er wäre Deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüste wo Du wärest — jedermann glaubte Dich in Böhmen u. s. w. Dein mir so sehr lieber und Intresanter Brief vom 4ten November kam Mittwochs den 15 ditto Abens um 6 Uhr bey mir an — Denen Bethmännern*) habe ihren Brief auf eine so drollige Weiße in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht rathen. Von meinem innern und äußern Befinden folgt hir ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klahrer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen mir nicht, so ruhig mein Cörpper ist; so thätig ist das was in mir denkt — da kan ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz alleine zubringen, erstaune daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden seyn, braucht mann doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von Deinen alten Bekandten ist, daß Papa la Roche nicht mehr in Speier ist, sondern sich ein Hauß in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenkt. Deine übrigen Freunde sind alle noch die sie waren, keiner hat so Rießenschritte wie Du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakqeien sagte einmahl der verstorbene Max Mohrs)**) Wenn Du herkomst so müßen diese Menschen Kinder alle eingeladen und herrlich Traktiert werden — Willprets Braten Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompos hergehen. Lieber Sohn! Da fält mir nun ein Unterthäniger Zweifel ein, ob dieser Brief auch wohl in Deine Hände kommen mögte, ich weiß nicht wo Du in Rom wohnst — Du bist halb in Conito (wie Du schreibst) wollen

*) Familie v. Bethmann in Frankfurt.

**) Friedrich Maximilian Moors, ältester Sohn des Bürgermeisters Joh. Jac. Moors, war 1747 geboren und starb bereits 1782.

das Beste hoffen. Du wirst doch ehe Du komst noch vorher etwas von Dir hören laßen, sonst glaube ich jede Postschäße brächte mir meinen einzig geliebten — und betrogne Hoffnung ist meine sache gar nicht. Lebe wohl Bester! Und gedenke öffters an

Deine
treue Mutter
Elisabetha Goethe.

— —

Den 28ten Februar 1796.

Lieber Sohn!

Hir etwas von Schlosser — und bey dieser Gelegenheit kan ich Dich von meinem Wohlbefinden benachrichtigen. Das ist aber auch alles was ich Dir zu schreiben habe — denn wie ich im übrigen diesen Winter gelebt habe dürfte Dir wohl schwerlich so Interßant seyn um die Zeit mit Leßen zu verderben doch zum Spaß nur etwas: Frau Bethmann ist verreißt — und Ihre Töchter und ich kommen die Woche etliche mahle zu sammen auch sind noch einige gute Freunde dabey wie Du gleich hören solst: was wir da treiben? wir laßen — vorige Woche lassen wir Schillers Dom Karlos! jeder bekam eine Rolle — Sophie die Königin — Herr von Schwartzkopf (der gantz vortrefflich ließt) den Dom Karlos — Posa ich — Fürstin Eboli die Jeni Bethmann — Domingo Herr Gerning — König Philipp Herr von Formey — Herzog Alba Eduarts Hoffmeister Herr Wegner — Die kleinen Rollen vertheilten wir wieder unter uns — Du kanst nicht glauben wie uns das Freude gemacht hat — künftige Woche gibts was neues — Ach! Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs suchen verstehn — sie finden sich gewiß — und das kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertretten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt nicht achten. Das war einmahl wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherey. Lebe wohl! Grüße alle Deine Lieben von Deiner treuen Mutter

Goethe.

— —

geschrieben am längsten tag 1796.

Lieber Sohn!

Sogleich nach erhaltung Deines Briefes habe die Einlage an Freund Rieße*) übergeben. Er empfielt sich Dir bestens, und wird ehestens eine vollständige Relation an Dich übersenden — zugleich Mittel und Wege angeben wie die dortige Lotterie ihren rechten Schwung bekommen kann — das alles wirst Du also durch Ihn bestens erfahren. Nun von meinem Thun und Laßen. Hir war wieder einmahl alles in großen Schwulitäten — eingepackt — fortgegangen — Pferde bestelt — täglich vor ein Pferd 11 gulden bezahlt damit es parat wäre — manches Hauß brauchte 6 auch noch mehrre — war also alle Tage so viel Pferde so viel Carolinen — die Kuscher haben wieder ihren Schnitt gemacht — auch die Schreiner — Packer u. d. g. Bey diesem Specktackel bliebe ich wie die gantze Zeit her ruhig — packte nicht -- regte mich nicht — Eßen — Trincken und Schlaf bekame mir wohl — Erfahrung brachte Hoffnung — der 3 mahl. geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kan auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachssen, die haben uns wieder vor dißmahl befreyt. Auch trägt zu meinem ruhigseyn nicht wenig bey, daß ich unter so guten Menschen wohne — die eben so ruhig und still sich betrugen wie ich — denn wenn mann unter so verzagten Haaßen sich befindet; so kostest doppelte Mühe sich aufrecht zu halten — die Furcht steckt an, wie der Schnuppen — und macht aus dem Singularis alle mahl den Pluralis sie macht es noch immer wie vor 4000 Jahren da sagten die Syrer, der König hätte wieder sie gedingt die Könige der Hethiter und die Könige der Egypter — sagten also statt König Könige! Zweyte Buch der Könige Cap. 7 v. 6. Schlosser**) war mit Weib und Kinder 10 Tage hir — viel Genuß war nicht bey der Sache — denn die Unruhe war etwas starck, und sein Dichten und Trachten ging nach dem Nordischen Canaan. Ich laße jedem Menschen gern seyn Himmelreich — denn in der Himmelreichs Faberick habe noch nicht viel progreßen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne

*) Johann Jacob Riese, Goethes Jugendfreund und Kastenamtsschreiber, d. i. Armenkassensecretär, in Frankfurt.

**) Johann Georg Schlosser, ihr Schwiegersohn, nach dem Tode der Schwester Goethes seit 1778 mit Johanne Fahlmer vermählt.

übrigen pasirt hir wenig neues — das verbindte
en — mit deinen alten Freunden sieht es ohn-
eße ist etwas Hipoconder — Crespel*) ist ein
at in Laubach Güter gekauft das heißt etliche
t auf dieselbe ein Hauß nach eigner Invenstion
ckelsort**) weder Mauerer noch Zimmerleute,
- noch Glaßer — das ist er nun alles selbst
uß werden — wie seine Hoßen, die er auch
Muster leihe mir deine Form!! Jetzt einen
wann kommt denn wieder ein Willhelm Meister
ie Leipziger Meße ist doch zu Ende? In diesem
noch keinen Mercur noch kein Modejournal
freylich von mir so etwas impertinent immer
gen, was die guten Freunde mir schon so viele
tten zu zuschicken — ich frage auch deßwegen
n ohne es geradezu zu pretendiren. Jetzt Lebe
aufs beste und freundlichste in Deinem Hauße

treuen Mutter

Goethe.

von dem Braven Seidel*) — die Stockin**) hatte auch desgleichen von Demoiselle Kapspers***) — wir waren den gantzen Abend froh und frölig und alle alle laßen Dich hertzlich grüßen. Unsere gantze Stadt war über Deine Kranckheit in alarm — so wie Deine Beßerung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen — Herr und Frau Schöff von Wiesenhüten waren die ersten — gleich nach Tische kam Herr von Fleischbein — dann Tante Melbert u. s. w. Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist Dir aus dem Sinne gekommen was Du bey Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwanckend war in dem Büchlein das Dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag Deines dortseyn drinnen aufschlugs — Du schriebst mirs und Du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum Deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige Deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke Deine Nägel fest, denn Du wirst ausbrechen, zur rechten und zur lincken. Jesaia — 54 v. 2. 3.

Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmahls hertzlichen Danck, vor Deinen Lieben Brief — thue mir die Liebe, und laße von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben wie es um Dich steht — Grüße meine Liebe Tochter — den Lieben Augst und Gott stärcke Dich ferner an Seele und Leib dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebeth

Deiner treuen — frohen — Mutter

Goethe.

---

den 27ten October 1806.

Lieber Sohn!

Mein erstes Geschäffte (nach erhaltung Deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes) war Gott dem Allmächtigen auf

---

*) Philipp Seidel, Goethes Diener und Sekretär bis 1789, stammte aus Frankfurt, seit 1789 Rentamtmann in Weimar.

**) Frau des Frankfurter Ratsherrn Stock.

***) Die Schauspielerin Fanny Caspers, die Goethes Mutter ihrem Sohne

meinen Knieen zu dancken und laut mit Anbettung zu jublen: Nun dancket alle Gott mit Hertzen — Mund und Händen! Ja Lieber Sohn! das war wieder eine Errettung*) — wie die 1769 — 1801 — 1805 da nur ein Schritt ja nur ein Haar, Dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zuversicht auf Ihn — und niemand ist noch zu Schanden worden — der Ihm das Beste zugetraut hat — Jetzt noch einmahl Tausend Danck vor Deinen trostreichen — lieben und herrlichen Brief. Zu Deinem neuen Stand**) wünsche Dir allen Seegen — alles Heil. — alles Wohlergehen — da hast Du nach meines Hertzens Wunsch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen***) erbärmlichen Zeiten thun kan. Aber nur Gedult die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt (da ich dieses schreibe) die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch — Ihr solt mit Eurem theil zufrieden seyn — das schwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre — daß ich Ihr selbst würde geschrieben haben, wen wir nicht in einem beständigen Wirrwel lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuschischen Gefangenen!!! Es ist ein getümmel ein Romor — daß man beynahe nicht im Stande ist, einen vernünftigen Gedancken zu haben. So bald es etwas ruhiger ist hole ichs nach. Jetzt muß ich nach einer kleinigkeit fragen — Am 20ten October hab mit dem Postwagen 20 ℔ Castanien an Euch abgeschickt habt

---

in einem Briefe vom 29. Jenner 1800 empfohlen hatte (Briefe von Goethes Mutter S. 187).

*) Diesmal aus den Schrecknissen des Krieges, Schlacht bei Jena, 14. Oct. 1806.

**) Goethes Vermählung mit Christiane Vulpius hatte am 16. Oct. 1806 stattgefunden.

***) hochpeinigenden? oder, da Goethes Mutter b und p sonst richtig scheidet, an die Beobachtung gedacht, daß jemand, der gepeitscht wird, die Beine hoch zieht, also qualvolle, von der Zuchtrute Gottes gepeitschte Zeiten?

Ihr sie bekommen? im entgegengesetzten Fall schicke ich andre, doch muß ich solches mit umgehender Post nur mit ein paar Worten wißen sonst wird es zu spät — Herr Braun der mir Deinen Lieben Brief über brachte glaubte daß sie glücklich angekommen wären — weil am 20ten Weimar und die Gegend wieder frey geweßen wäre — also nur ein wörtgen — Augst kan ja schreiben — Alle Freunde grüßen Euch — und freuen sich Eurer Erhaltung — das war ein wirrwarr in unserer Stadt Gott sey Danck! daß Dein Brief zu rechter Zeit ankamm.

Lebt wohl! Behaltet lieb

Eure treue und hocherfreudte

Mutter Goethe.

Lebensfülle im deutschen Briefe.

Während bei Lessing männliche Kraft und straffe Geisteszucht, bei Schiller die Idee und der Gedanke dem Briefe das eigentümliche Gepräge geben, während die Frauenbriefe das unmittelbare Empfindungsleben in frischer Ursprünglichkeit wieder zur Geltung bringen, spiegelt sich in Goethes Briefen geradezu die ganze Lebensfülle seiner großen Persönlichkeit, seiner Zeit und seines Volkes wieder. Seine Briefe nehmen daher, wie seine Werke, eine einzigartige Stellung ein. Es sei nur gestattet, hier kurz auf eine gelegentliche Charakteristik Schillers und Goethes hinzuweisen, die ich in meiner vor kurzem erschienenen Schrift „Das Pathos der Resonanz“ gegeben habe: „Goethe stellt sich, unbeschadet all seiner Größe, mehr als eine passive und weibliche Natur dar; er erscheint wie eine Glaskugel, in der die Welt in ihrer ganzen Fülle sich spiegelt; er weiß sich mit den Erscheinungen immer nach und nach ins Gleichgewicht zu setzen. Er sagt selbst, daß sein „lispelnd Lied, der Äolsharfe gleich“ ertöne, daß nicht er seine Gedichte, sondern seine Gedichte ihn machten, daß ihn erst die Unlustgefühle, von denen er sich entladen wollte, zum Dichten drängten:

Meine Dichterglut war sehr gering,
Solang' ich dem Guten entgegenging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Übel floh.

Wir vermissen an ihm, natürlich nur mit stärkeren Männlichkeiten wie Luther, Schiller, Bismarck verglichen, eine zur höchsten Kraft entwickelte Männlichkeit. Daher seine oft so schwankenden und haltlosen Männergestalten wie Weislingen, Franz, Clavigo, Wilhelm Meister, Faust in der Gretchentragödie u. a. Seine Fähigkeit, dichterische Frauencharaktere zu schaffen, ist dagegen noch von keinem anderen Dichter auch nur annähernd erreicht worden. Sein Gretchen und Klärchen sind Schöpfungen der höchsten Genialität. Sowohl in ihrer innigen Gemütsvertiefung wie in ihrer volkstümlichen Kraft und Schönheit sind sie unvergleichlich. Wollte man Gretchen aus dem Faust nehmen, so raubte man dem Stück die Seele. Die Gretchentragödie ist das Herzigste und Lieblichste, das Naivste und Köstlichste, zugleich aber auch das Wuchtigste und Tragischste im Faust. Daher ist Goethe auch der unübertroffene Meister der Liebesdichtung ... Schiller erscheint dagegen als der Männlichere von beiden, als eine centrifugale Natur. Er will überall in die Verhältnisse eingreifen, umgestalten, sie nach seinen Idealen wandeln. Goethe dichtet aus Notwendigkeit, Schiller aus Zweck ..... Den Zweck wird aber die höchste Kunst stets wie die Natur in sich tragen, d. h. als Zweckmäßigkeit ohne Zweck. Am großartigsten hat die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Zweck bisher von allen Dichtern Goethe in seiner Lyrik und in seinem Faust erreicht ... Schiller ist zu einseitig zwecksetzend, wenn uns auch sein Riesengeist im Genuß seiner herrlichen Werke diese Einseitigkeit vergessen läßt. Er gleicht darin aber mehr, das dürfen wir nicht unbeachtet lassen, einem großen genialen Redner, der uns in Feuersturm und lodernder Begeisterung zu den Gipfeln der Menschheit, zu den Ätherhöhen der Unendlichkeit emporträgt. Er wird daher allezeit für die nur allzu leicht am Niedern klebende Menschheit eine unentbehrliche, emporreißende, geniale Gewalt bleiben; aber die Harmonie der großen Persönlichkeit Goethes strömt nicht von ihm aus und auch nicht jene stilleren, intimeren Wirkungen, die schließlich doch am tiefsten gehen und die Welt von Grund aus, unbewußt und ungewollt, den höheren Zwecken entsprechend umgestalten." *)

Auch Goethes Briefe zeigen diesen Unterschied von Schillers

*) Lyon, Das Pathos der Resonanz, Leipzig, B. G. Teubner 1900, S. 139 f., S. 198 f.

Art. Bei Schiller ist das Beherrschende, auch in seinen Briefen, die Idee, bei Goethe immer und überall das volle, runde Leben. Die zahlreichen hervorragenden Frauen, allen voran seine Mutter, die auf Goethe Einfluß gewannen, konnten daher gar keinen besseren und empfänglicheren Schüler finden als ihn. Und er nahm ihre Art zu beobachten, zu schauen und unmittelbar zu gestalten vollkommen in sich auf wie kein anderer und wußte sie den höchsten Zwecken der Kunst in der vollendetsten Weise dienstbar zu machen. Das tritt auch in seinen Briefen überall klar zu Tage. Er läßt auch hier stets das volle Leben sprechen, und er ist nur das Medium, durch das es spricht. Aber indem das von ihm beobachtete Leben durch ihn hindurch geht, empfängt es das Gepräge seiner zwingenden Persönlichkeit und wird ein Stück seines eigenen Geistes und Herzens, ohne daß er doch der ursprünglichen Gestalt dieses Lebens irgendwie Gewalt angethan hätte. Das reine Verhältnis zu den Dingen, das ihm angeboren war und ihm niemals, bei allen Studien und Forschungen, bei allen Lebensschicksalen, verloren ging, trat eben in dieser Art, Geschautes, Gehörtes, Erlebtes, Empfundenes, Gedachtes wiederzugeben, in wunderbarer Weise zu Tage. Dadurch aber sind seine Briefe ein köstliches Erbteil geworden, das er unserer Nation hinterlassen, aus dem wir jederzeit wieder die Gesundheit, Wahrheit und natürliche Schönheit unseres Briefstiles nicht nur, sondern unserer ganzen Lebensführung lernen können, wenn sie uns in dem immer mehr dem Abstrakten zutreibenden Bildungsphilisterium unserer Zeit verloren gehen sollte. Niemals ist Goethe in seinen Briefen unwahr, niemals Schönfärber oder Schauspieler. Die Briefe sind ein Stück seines Lebens, das wir in seiner ganzen Fülle daraus ahnen können. Goethes Leben aber in seiner Gesamtheit sowohl wie in seinen einzelnen Entwickelungsstufen gehört zu dem Herrlichsten, was unsere Nation besitzt, und diesen Besitz immer mehr unter uns lebendig und wirksam zu machen, dazu können uns vor allem seine Briefe dienen.*) „Deshalb," sagt Goethe, „sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseyns aufbewahren."

---

*) Sie liegen nun bereits in 21 stattlichen Bänden der Weimarer Goetheausgabe, IV. Abteilung, vor, und dieser Schatz sollte in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen.

An Behrisch.*)

Dienstags d. 10. Nov. 67.

Es ist gut daß ich heute einen Brief von Dir gekriegt habe. Sieh ich antworte auch gleich, ob Du gleich dieses Blat erst Sonnabends kriegen sollst.

Abends um 7 Uhr

Ha Behrisch da ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht, gegen Deine Arme. O Gott, Gott. — Laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sey die Liebe. O sähst Du mich, sähst Du den elenden wie er raßt, der nicht weiß gegen wen er raßen soll, Du würdest jammern. Freund, Freund! Warum hab ich nur Einen?

um 8 Uhr.

Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit Dir reden können. Ob vernünftig? das weiß Gott. Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch worein ich beissen sollte. Du hast viel mit mir ausgestanden, stehe noch das aus. Das Geschwätze, und wenn Dirs Angst wird, dann bete, ich will Amen sagen, selbst kann ich nicht beten. Meine — Ha! Siehst Du! Die ist's schon wieder. Könnte ich nur zu einer Ordnung kommen, oder käme Ordnung nur zu mir. Lieber, lieber.

Horn war da, ich hatte ihn herbestellt mir etwas vorzulesen, ich habe ihn abweisen lassen, er glaubt ich liege im Bette. Der muß mich nicht stören wenn ich mit Dir rede. Er ist ein guter Junge, aber wenn's auf's stören ankömmt, da ist er ein Meister drinne. — Tausend Sachen, und nicht die rechte. O Behrisch. Behrisch! Mein Kopf.

Ich habe mir eine Feder geschnitten um mich zu erholen. Laß sehen ob wir fortkommen. Meine Geliebte! Ah sie wird's ewig seyn. Sieh Behrisch in dem Augenblicke da sie mich rasen macht fühl ich's. Gott, Gott warum muß ich sie so lieben. Noch einmal angefangen. Annette macht — nein nicht macht. Stille, stille, ich will Dir alles in der Ordnung erzählen.

*) Über Behrisch, den Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, vgl. Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch.

Am Sonntage, ging ich nach Tische zu Docktor Hermann, und kehrte um drey zu Schönkopfs*) zurück. Sie war zu Obermanns gegangen ich wünschte mich zum erstenmale in meinem Leben hinüber, wußte aber kein Mittel, und entschloß mich zu Breitkopfs zu gehen. Ich ging, und hatte oben keine Ruhe. Kaum war ich eine Viertelstunde da, so sagt' ich der Mamsell, ob sie nichts an Obermanns wegen der Minna zu bestellen hätte. Sie sagte nein. Ich insistirte. Sie meynte, ich könnte da bleiben, und ich, daß ich gehen wollte. Endlich, von meinen Bitten erzürnt schrieb sie ein Billiet an Mamſ. Obermann gab mir's und ich flog hinunter. Wie vergnügt hoffte ich zu seyn. Weh ihr! Sie verdarb mir diese Lust. Ich kam. Mamſ. Obermann erbrach das Billiet, es enthielt folgendes: „Was sind die Mans-„personen für seltsame Geschöpfe. Veränderlich, ohne zu wissen „warum. Kaum ist Hr. Goethe hier, so giebt er mir schon zu „verstehn daß ihm Ihre Gesellschaft lieber ist als die meinige. „Er zwingt mich ihm etwas aufzutragen und wenn es auch nichts „wäre. So böse ich auch auf ihn deßwegen binn, so weiß ich „ihm doch Danck, daß er mir Gelegenheit giebt Ihnen zu sagen, „dass ich beständig sey

Die Ihrige.

Mamsell Obermann nach dem sie den Brief gelesen hatte versicherte mir daß sie ihn nicht verstünde, mein Mädgen laß ihn und anstatt daß sie mich für mein Kommen belohnen, mir für meine Zärtlichkeit dancken sollte, begegnete sie mir mit solchem Kaltsinn daß es der Obermann sowohl, als ihrem Bruder mercklich werden mußte. Diese Aufführung die sie den ganzen Abend, und den ganzen Montag fortsetzte verursachte mir solches Aergerniß, daß ich Montags Abends in ein Fieber verfiel, daß mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte, und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hieß — Nun! O Behrisch, verlange nicht daß ich es mit kalten Blute erzähle. Gott. — Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß Sie mit Ihrer Mutter

*) Über Anna Katharina Schönkopf, von Goethe in Dichtung und Wahrheit Ännchen genannt, im Leben jedoch Kätchen gerufen, vgl. Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch. Goethe aß vom Sommersemester 1766 an in der Schönkopfschen Weinstube mit mehreren Freunden zu Mittag. Kätchen war mit in der väterlichen Weinwirtschaft thätig.

in der Commödie sey. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bey dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Comoedie! Zu der Zeit da sie weiß daß ihr Geliebter kranck ist. Gott. Das war arg; aber ich verzieh's ihr. Ich wuste nicht, welch Stück es war. Wie? sollte sie mit denen in der Comödie seyn. Mit denen. Das schüttelte mich! Ich muß es wissen. — Ich kleide mich an und renne wie ein toller nach der Comödie. Ich nehme ein Billiet auf die Gallerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich. Meine Augen sind schwach, und reichen nicht biß in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, mein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir stand riß mich aus der Verwirrung, ich sah daß er zwey hatte, ich bat ihn auf das höflichste, mir ein's zu borgen, er taht's. Ich sah hinunter, und fand ihre Loge — Oh Behrisch —

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädgen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! Hinter ihrem Stuhl Hr. Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Ha! Dencke mich! Dencke mich! auf der Gallerie! mit einem Fernglaß — das sehend! Verflucht! Oh Behrisch, ich dachte mein Kopf spränge mir für Wuht. Mann spielte Miss Sara. Die Schulzen machte die Miss, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören. meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor, daß das kleine Mädgen das neben ihr saß nichts sehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können. — Hernach dacht ich an Dich, ich schwöre es Dir, an Dich, und wollte nach Hause gehen, und Dir schreiben, und da hielt mich der Anblick wieder, und ich blieb. Gott, Gott! Warum mußte ich sie in diesem Augenblicke entschuldigen. Ja das taht ich. Ich sah wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importunirt schien, das alles glaubte ich zu sehen. Ah mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! O Gott, und wenn ich's würcklich gesehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Ursache, der ich dieses zuschreiben sollte.

Es schlägt neune, nun wird sie aussehn die verdammte Comoedie. Fluch auf sie. Weiter in meiner Erzählung. So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts als was ich in den ersten fünf Minuten gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärcke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glaß an meinen Nachbaar, und lief, ging nicht aus dem Hause — und binn seit zwey Stunden bey Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen, bey solchem Vermögen, bey solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zuweinen gesucht, meine Zähne schlagen an einander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund. Schon das dritte Blat. Ich könnte Dir tausend schreiben, ohne müde zu werden. Ohne fertig zu werden. Welcher Elender hat sich je satt geklagt.

Aber ich liebe sie. Ich glaube ich träncke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir Freund. Ich schreibe warlich im Fieber, warrlich im Paroxysmus. Doch laß mich schreiben. Besser ich lasse hier meine Wuht aus, als daß ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne.

Ich habe eine Viertelstunde auf meinem Stuhle geschlafen. Ich binn würcklich sehr matt. Aber das Blatt muß diesen Abend noch voll werden. Ich habe noch viel zu sagen.

Wie werde ich diese Nacht zu bringen? Dafür graut's mir. Was werde ich morgen tuhn? Das weiß ich. Ich werde ruhig seyn biß ich ins Haus trete. Und da wird mein Herz zu pochen anfangen, und wenn ich sie gehen oder reden höre, wird' es stärcker pochen, und nach tische werd' ich gehen. Seh ich sie etwa, da werden mir die Tränen in die Augen kommen, und werde dencken: Gott verzeih Dir wie ich Dir verzeihe, und schencke Dir alle die Jahre, die Du meinem Leben raubst; das werde ich dencken, sie ansehen, mich freuen daß ich halb und halb glauben kann daß sie mich liebt, und wieder gehen. So wird's seyn morgen, übermorgen, und immer fort.

Sieh Berisch, die Sara sah ich einmal mit ihr. Wie unterschieden von heute. Es waren ebendieselben Scenen, eben die Acteurs, und ich konnte sie heute nicht ausstehn. Ha! alles

Vergnügen liegt in uns. Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese.

Ich habe wieder geschlafen, ich binn sehr matt. Wie wird's morgen seyn. Mein armer Kopf dreht sich. Morgen, will ich ausgehen, und sie sehn. Vielleicht hat ihre ungerechte Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht so binn ich gewiss, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen abend zu kriegen. Es sey! Ich binn nicht mehr Herr über mich. Was taht ich neulich als ich von meinem unbändigen Pferde weggerissen ward?*) Ich konnte es nicht einhalten, ich sah meinen Todt, wenigstens einen schröcklichen Fall vor Augen. Ich wagt' es, ich stürzte mich herunter. Da hatte ich Herz. Ich binn vielleicht nicht der herzhafteste, binn nur gebohren in Gefahr herzhaft zu werden. Aber ich binn jetzt in Gefahr, und doch nicht herzhaft. Gott! Freund! weißt Du was ich meyne? Gute Nacht. Mein Gehirn ist in Unordnung. O wäre die Sonne wieder da! Unzufriedenheit! Ich weiß warrlich nicht mehr was ich schreibe.

Mitwochs früh.

Ich habe eine schröckliche Nacht gehabt. Es träumte mir von der Sara. O Behrisch, ich bin etwas ruhiger, aber nicht viel. Ich werde sie heute sehen. Wir probieren unsre Minna bey Obermanns und sie wird drüben seyn. Ha, wenn sie fortführe sich kalt gegen mich zu stellen! Ich könnte sie strafen. Die schröcklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht.

Abends um 8.

Gestern um diese Zeit, wie war das anders als jetzt. Ich habe meinen Brief wieder durchgelesen und würde ihn gewiß zerreissen, wenn ich mich schämen dürfte, vor Dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren, und dieses eben so heftige Verabscheun, dieses Rasen und diese Wollust

---

*) Am 2. November 1767 schrieb Goethe an Behrisch: „kurz ich binn vom Pferde gestürzt, oder eigentlicher, ich habe mich vom Pferde gestürzt, da es mit mir, einem sehr ungeschickten Reuter durchging, um es nicht etwa zu einem Schleifen, oder sonstigem Stürzen kommen zu lassen . . . Aber, Gott sey Danck, ich habe mir keinen Schaden getahn, denn Du kannst wohl rahten, daß ich ein aufgestoßnes Kinn, eine zerschlagne Lippe, und ein geschellertes Auge nicht unter die grosen Schäden rechne."

werden Dir den Jüngling kenntlich machen, und Du wirst ihn bedauern.

Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht — und wird so lange machen, biß es mir sie zu keinem von beyden mehr machen kann.

Sie war bey Obermanns und wir waren eine viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht um uns auszusöhnen. Umsonst sagt Schäckespear Schwachheit dein Name ist Weib, eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Kranckheit rührte sie und sie fiel mir um den Hals, und bat mich um Vergebung, ich vergab ihr alles. Was hätte ich zu vergeben, in Vergleich des was ich ihr in diesem Augenblicke vergeben haben würde.

Ich hatte Stärcke genug ihr meine Narrheit mit der Comödie zu verbergen. Siehst Du, sagte sie, wir waren gestern in der Comödie, Du mußt darüber nicht böse seyn. Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt, und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied so viel ich konnte mit ihm zu reden, ich plauderte mit meiner Nachbarinn in der nächsten Loge, und wäre gern bey ihr drüben gewesen. — O Behrisch, das alles, hatte ich mir gestern überredet, daß ich es gesehn hätte und nun sagte sie es mir. Sie! Um meinen Hals gehangen. Ein Augenblick Vergnügen ersetzt tausende voll Quaal, wer möchte sonst leben, mein Verdruß war vorbey, ein vergangenes Übel ist ein Gut. Die Erinnerung überstandener Schmerzen, ist Vergnügen. Und so ersetzt! mein ganzes Glück in meinen Armen. Die schöne Schaam, die sie ohngeachtet unsrer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft; die Augen die sich zu drücken, so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt; das süße Lächeln in den kleinen Pausen unsrer Liebkosungen, die Röhte, die Schaam, Liebe, Wollust, Furcht, auf die Wangen treiben, dies zitternde Bemühen sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je herausreissen würde. Behrisch, das ist eine Seeligkeit, um die man gern ein Fegfeuer aussteht. Gute Nacht, mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben, so lang

es so gutes Wetter bleibt wird es wohl nicht wieder kommen. Gute Nacht.

Freytags um 11 Nachts.

Mein Brief hat eine hübsche Anlage zu einem Werckgen, ich habe ihn wieder durchgelesen, und erschrecke vor mir selbst. Ich weiß nicht, warum ich jetzt schreibe. Gute Nacht. Es war nur um Dir gute Nacht zu sagen.*)

An A. F. Oeser.

Franckfurt am 9. Nov. 1768.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Das Aussenbleiben Ihres Junges, hat diesen Brief, den ich so balde zu schreiben schuldig war, um einen Monat und drüber verzögert. Mit ihm hoffte ich ein Paquet Briefe, und ein Paquet Kleinigkeiten nach Leipzig zu schicken, die nun auf eine andre Gelegenheit warten mögen.

Wenn Sie nicht mehr Nachricht von ihm haben als ich; so werden Sie unruhiger seyn als ich; denn ich dencke immer, er hat entweder an Sie geschrieben, oder ist durch einen andern Weeg zu Ihnen zurückgekehrt. Bald hoffe ich's zu erfahren; ein guter Freund hat es auf sich genommen, sich in Grehweiler zu erkundigen wie es mit ihm und seinen Sachen steht.

Meine Gesundheit fängt an, wieder etwas zu steigen, und doch ist sie noch nicht viel übers Schlimme. Inliegender Brief, den ich mich unterstanden habe an Ihre Mademoiselle Tochter zu schreiben, sagt mehr von diesem Punckte, und mehr von meinem übrigen Leben.

Die Kunst, ist, wie sonst, fast jetzt meine Hauptbeschäfftigung, ob ich gleich mehr drüber lese, und dencke, als selbst zeichne, denn jetzt da ich so allein lauffen soll, fühle ich erst meine Schwäche; es will gar nicht mit mir fort Herr Professor, und ich weiss vor

*) Dieser, wie die folgenden Briefe sind der Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes entnommen. — Das Kraftgenialische, das man gewöhnlich in Goethes Jugendbriefen zu finden meint, ist doch bei ihm nichts anderes, als ein Ausbruch seiner gesunden Natur, ein Erbteil seiner herrlichen Mutter. Man braucht seine Briefe nur mit denen seiner Mutter zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie sie aus dieser Quelle fließen.

der Hand nichts anders, als das Lineal zu ergreifen, und zu sehen, wie weit ich mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspectiv kommen kann.

Was binn ich Ihnen nicht schuldig, Theuerster Herr Professor, dass Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, dass Sie mein Herz gegen den Reitz fühlbaar gemacht haben. Ich binn Ihnen mehr schuldig, als dass ich Ihnen dancken könnte. Den Geschmack den ich am Schönen habe, meine Kentnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiss, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, dass die Werckstatt des grossen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritickers. Lehre tuht viel, aber Aufmunterung tuht alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel, ist Sonne nach dem Reegen, fruchtbares Gedeyen. Ja Herr Professor wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten ich wäre verzweifelt. Sie wissen was ich war da ich zu ihnen kam, und was ich war da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werck. Ich weiss wohl, es war mir wie Prinz Biribinckern*) nach dem Flammenbaade, ich sah ganz anders, ich sah mehr als sonst; und was über alles geht, ich sah was ich noch zu tuhn habe, wenn ich was seyn will.

Sie haben mich gelehrt demütig ohne Niedergeschlagenheit, und stolz ohne Präsumtion zu seyn.

Ich würde kein Ende finden, zu sagen, was Sie mich gelehrt haben; verzeihen Sie meinem danckbaaren Herzen diese Apostrophe, diese Sentenzen; das habe ich mit allen tragischen Helden gemein, dass meine Leidenschaft sich sehr gerne in Tiraden ergiesst, und wehe dem der meiner Lava in den Weeg kömmt. Die Gesellschaft der Musen, und eine fortgesetzte schrifftliche Unterredung mit meinen Freunden, wird mir diesen Winter ein kränckliches einsames Leben angenehm machen, das ohne sie für einen Menschen von zwanzig Jahren eine ziemliche Folter seyn möchte.

Mein Freund Seekatz ist einige Wochen vor meiner Ankunft gestorben. Meine Liebe für die Kunst, meine Danckbarkeit gegen

*) In Wielands Roman „Don Sylvio von Rosalva“.

Wir vermissen an ihm, natürlich nur mit stärkeren Männlichkeiten wie Luther, Schiller, Bismarck verglichen, eine zur höchsten Kraft entwickelte Männlichkeit. Daher seine oft so schwankenden und haltlosen Männergestalten wie Weislingen, Franz, Clavigo, Wilhelm Meister, Faust in der Gretchentragödie u. a. Seine Fähigkeit, dichterische Frauencharaktere zu schaffen, ist dagegen noch von keinem anderen Dichter auch nur annähernd erreicht worden. Sein Gretchen und Klärchen sind Schöpfungen der höchsten Genialität. Sowohl in ihrer innigen Gemütsvertiefung wie in ihrer volkstümlichen Kraft und Schönheit sind sie unvergleichlich. Wollte man Gretchen aus dem Faust nehmen, so raubte man dem Stück die Seele. Die Gretchentragödie ist das Herzigste und Lieblichste, das Naivste und Köstlichste, zugleich aber auch das Wuchtigste und Tragischste im Faust. Daher ist Goethe auch der unübertroffene Meister der Liebesdichtung ... Schiller erscheint dagegen als der Männlichere von beiden, als eine centrifugale Natur. Er will überall in die Verhältnisse eingreifen, umgestalten, sie nach seinen Idealen wandeln. Goethe dichtet aus Notwendigkeit, Schiller aus Zweck ..... Den Zweck wird aber die höchste Kunst stets wie die Natur in sich tragen, d. h. als Zweckmäßigkeit ohne Zweck. Am großartigsten hat die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Zweck bisher von allen Dichtern Goethe in seiner Lyrik und in seinem Faust erreicht ... Schiller ist zu einseitig zwecksetzend, wenn uns auch sein Riesengeist im Genuß seiner herrlichen Werke diese Einseitigkeit vergessen läßt. Er gleicht darin aber mehr, das dürfen wir nicht unbeachtet lassen, einem großen genialen Redner, der uns in Feuersturm und lodernder Begeisterung zu den Gipfeln der Menschheit, zu den Ätherhöhen der Unendlichkeit emporträgt. Er wird daher allezeit für die nur allzu leicht am Niedern klebende Menschheit eine unentbehrliche, emporreißende, geniale Gewalt bleiben; aber die Harmonie der großen Persönlichkeit Goethes strömt nicht von ihm aus und auch nicht jene stilleren, intimeren Wirkungen, die schließlich doch am tiefsten gehen und die Welt von Grund aus, unbewußt und ungewollt, den höheren Zwecken entsprechend umgestalten."*)

Auch Goethes Briefe zeigen diesen Unterschied von Schillers

---

*) Lyon, Das Pathos der Resonanz, Leipzig, B. G. Teubner 1900, S. 139 f., S. 198 f.

Art. Bei Schiller ist das Beherrschende, auch in seinen Briefen, die Idee, bei Goethe immer und überall das volle, runde Leben. Die zahlreichen hervorragenden Frauen, allen voran seine Mutter, die auf Goethe Einfluß gewannen, konnten daher gar keinen besseren und empfänglicheren Schüler finden als ihn. Und er nahm ihre Art zu beobachten, zu schauen und unmittelbar zu gestalten vollkommen in sich auf wie kein anderer und wußte sie den höchsten Zwecken der Kunst in der vollendetsten Weise dienstbar zu machen. Das tritt auch in seinen Briefen überall klar zu Tage. Er läßt auch hier stets das volle Leben sprechen, und er ist nur das Medium, durch das es spricht. Aber indem das von ihm beobachtete Leben durch ihn hindurch geht, empfängt es das Gepräge seiner zwingenden Persönlichkeit und wird ein Stück seines eigenen Geistes und Herzens, ohne daß er doch der ursprünglichen Gestalt dieses Lebens irgendwie Gewalt angethan hätte. Das reine Verhältnis zu den Dingen, das ihm angeboren war und ihm niemals, bei allen Studien und Forschungen, bei allen Lebensschicksalen, verloren ging, trat eben in dieser Art, Geschautes, Gehörtes, Erlebtes, Empfundenes, Gedachtes wiederzugeben, in wunderbarer Weise zu Tage. Dadurch aber sind seine Briefe ein köstliches Erbteil geworden, das er unserer Nation hinterlassen, aus dem wir jederzeit wieder die Gesundheit, Wahrheit und natürliche Schönheit unseres Briefstiles nicht nur, sondern unserer ganzen Lebensführung lernen können, wenn sie uns in dem immer mehr dem Abstrakten zutreibenden Bildungsphilisterium unserer Zeit verloren gehen sollte. Niemals ist Goethe in seinen Briefen unwahr, niemals Schönfärber oder Schauspieler. Die Briefe sind ein Stück seines Lebens, das wir in seiner ganzen Fülle daraus ahnen können. Goethes Leben aber in seiner Gesamtheit sowohl wie in seinen einzelnen Entwickelungsstufen gehört zu dem Herrlichsten, was unsere Nation besitzt, und diesen Besitz immer mehr unter uns lebendig und wirksam zu machen, dazu können uns vor allem seine Briefe dienen.*) „Deshalb," sagt Goethe, „sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseyns aufbewahren."

---

*) Sie liegen nun bereits in 21 stattlichen Bänden der Weimarer Goetheausgabe, IV. Abteilung, vor, und dieser Schatz sollte in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen.

An Johann Daniel Salzmann.

(Sesenheim, Juni 1771?)

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen wenn's vorbey ist als jetzt. Es regnet draußen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter-Hähngen drüben auf dem Kirchthurm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.

Doch lern ich schön griechisch; denn daß Sies wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese.

Und dann bin ich 4 Wochen älter, Sie wissen daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel sondern vieles thue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern
Behüt mir Gott meine liebe Schwester
Behüt mir Gott meinen lieben Hrn. Aktuarius,
Und alle fromme Herzen.
Amen!

Goethe.

An J. G. Herder.

[Frankfurt, Herbst 1771.]

Daß ich Ihnen geben kann, was Sie wünschen, und mehr als Sie vielleicht hoffen, macht mir eine Freude, deren Sie mich so wenig als eines wahren Enthusiasmus fähig glauben können, nach dem Bilde, das Sie sich einmal von mir haben machen müssen. Genug, ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: „Ich liebte nur Ismenen." Sie waren Ihnen bestimmt, Ihnen allein bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift aufs dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich

nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen: alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodien, die wir haben (sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat) sie soll sie Ihnen abschreiben. Und nun geschwind Adieu, daß ich ans Abschreiben komme.

Nun bin ich fertig, und warte, bis die Post abgeht. Ich hoffe, die Lieder sollen Ihnen Freude machen. Und hiermit Adieu. Von Celtischen, Galischen, Sachen soll nächstens etwas folgen. Es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich aber bald kriegen muß. Einige Gravamina über Ihren Brief, mit dem ich, im ganzen, sehr zufrieden zu sein Ursache hab'. Eins zum voraus: machen Sie künftig ein Couvert; es sind einige Stellen versiegelter als die Offenbarung Johannis.

Weiter nichts für diesmal. Ich bin

Ihr Goethe.

Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüßen, und Sie auf den 14. October invitiren, da Shakespeares Namenstag mit großem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens sollen Sie im Geiste gegenwärtig sein, und wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung auf den Tag einsenden, damit sie einen Theil unsrer Liturgie ausmache.

Meine Eltern empfehlen sich Ihrem Andenken.

An Charlotte Buff.

(Wetzlar, 10. September 1772)

Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bey Deinem reden ums Herz, da ich wusste es ist das letztemal dass ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um hienieden zu thun, um Ihre Hand die ich zum letztenmal küsste. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete. Ich binn nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich, und gehe nicht

aus euern Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter.

(Wetzlar, 11. September 1772.)

Gepackt ist's Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde so binn ich weg. Die Bilder die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen entschuldigung seyn, dass ich schreibe, Lotte da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war. und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, dass ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinsetzen kann — was ich wohl offt im Scherz dazusetzte. Immer fröliges Muths liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, binn glücklich dass ich in Ihren Augen lese, Sie glauben ich werde mich nie verändern. Adieu tausendmal adieu!

Goethe.

An Johann Christian Kestner.*)

(Frankfurt, April 1773)

Gott seegn euch denn ihr habt mich überrascht.**) Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch soll denn auch hängen biss ich sterbe. Lebt wohl. Grüsst mir euren Engel und Lengen sie soll die zweyte Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehn. Ich wandre in Wüsten da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel binn ich euer Freund und Lottens.

---

*) Legationssekretär Kestner bei der hannoverschen Gesandtschaft, im Jahre 1767 zur Kammergerichts-Visitation nach Wetzlar abgeordnet, später Hofrat in Hannover, war 1741 geboren, also acht Jahre älter als Goethe. Kestner (der Albert in Goethes Werther) hatte sich schon 1768 mit Charlotte Buff verlobt. Goethes Briefwechsel mit seinem Freunde Kestner erlosch erst mit Kestners Tode (1800).

**) Mit der Nachricht von ihrer Vermählung.

An Charlotte Kestner.

(Frankfurt, 26. Aug. 1774.)

Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das räthst Du nicht. Räthst ehr von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Catrin Lisbet, meine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwäzzern die Du kennst die Dich lieb hat wie alle die um Dich waren Dein Lebenlang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienst zu schaffen hofft. Ich hab sie mit heraufgenommen in meine Stube, sie sah Deine Silhouette, und rief: Ach das herzelieb Lottgen, in all ihrer Zahnlosigkeit voll waren Ausdrucks. Mir hat sie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküsst. und mir erzählt von Dir wie Du so garstig warst, und ein gut Kind hernach und nicht verschwäzt hättest, wie sie um Dich hätte Schläge gekriegt da sie Dich zum Lieutenant Meyer führte der in Deine Mutter verliebt war, und Dich sehn und Dir was schencken wollte, das sie aber nicht litt pp. alles alles. Du kannst dencken wie werth mir die Frau war, und dass ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen, und leblose lappen die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf das Dich berührte, Dich als Kind aufm Arm trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast? Du Lotte gebeten. Und das Geschöpf sollte von mir bitten! Engel vom Himmel. Liebe Lotte noch eins. Das machte mich lachen. Wie Du sie oft geärgert hast mit Deinen schlocker Händgen, die Du so machst, auch wohl noch, sie machte mir sie vor, und mir wars als wenn Dein Geist umschwebte. Und von Carlinen, Lehngen allen, und was ich nicht gesehn und gesehn habe, und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt. Adieu Lotte. kein Wort heut mehr. 26. Aug.

An Auguste Gräfin zu Stolberg.*)

Wenn Sie sich, meine liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuse auch in leidlich

*) Schwester der beiden Grafen Stolberg, wurde 1783 die zweite Gemahlin des dänischen Ministers Grafen Bernstorff.

konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschafft, ins Conzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fassnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maase auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.

Hier also meine beste sehr mancherley von meinem Zustande, nun thun Sie dessgleichen und unterhalten mich von dem Ihrigen, so werden wir näher rücken, einander zu schauen glauben — denn das sage ich Ihnen voraus daß ich Sie offt mit viel Kleinigkeit unterhalten werde, wie mirs in Sinn schießt.

Noch eins was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerley Enden meines Vaterlands, zwar freylich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiss erst daß man ist wenn man sich in andern wieder findet.

Ob mir übrigens verrathen worden: wer und wo Sie sind, thut nichts zur Sache, wenn ich an Sie denke fühl ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiss

auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! diese Kusshand — Leben Sie recht wohl.

Frankfurt, den 13. Febr. 1775. Goethe.

An Charlotte v. Stein.

d. 6. Sept. 80. Auf dem Gickelhahn dem höchsten Berg des Reviers den man in einer klingendern Sprache Alectrüogallonar nennen könnte hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städgens, den Klagen, den Verlangen, der Unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedancken zusammt von heut aufgeschrieben wären es sind gute Sachen drunter.

Meine beste ich bin in die Hermannsteiner Höhle, an den Plaz wo Sie mit mir waren und habe das S, das so frisch noch wie von gestern angezeichnet steht geküsst und wieder geküsst dass der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe, und diese Felsen erhalten hat; noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen.

Es ist ein ganz reiner Himmel und ich gehe des Sonnen Untergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist gros aber einfach.

Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebels zeichnete iezt ist sie so rein und ruhig, und so uninteressant als eine grose schöne Seele wenn sie sich am wohlsten befindet.

Wenn nicht noch hie und da einige Vapeurs von den Meulern aufstiegen wäre die ganze Scene unbeweglich.

Nach 8. — Schlafend hab ich Provision von Ilmenau erwartet, sie ist angekommen auch der Wein von Weimar, und kein Brief von Ihnen. Aber ein Brief von der schönen Frau ist gekommen mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken. Sie ist lieblich wie man seyn kan. Ich wollte Sie wären eifersüchtig drauf, und schrieben mir desto fleisiger.

- - -

An Charlotte von Stein.

d. 7. Sept. Die Sonne ist aufgegangen das Wetter ist hell und klar. Diese Nacht war ein Wenig Wind und ich werde heut

zu meinem Weeg schöne Zeit haben. Es geht auf Goldlauter und auf den Schneekopf. Eh ich ausbreche einen Guten Morgen.

Ilmenau d. 7. Abends. Meine Wandrung ist glücklich vollendet und ich sizze und ruhe, indess Sie im Geschwirre der Menschen umgedreht werden, und Illuminationen zu bereitet sind. Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und mögten gar zu gerne der grosen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiss noch ein Mensch der darüber klaar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne grose Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten. Könnten wir nur auch bald den armen Maulwurfen von hier Beschäfftigung und Brod geben. Auf dem Schneekopf ist die Aussicht sehr schön. Gute Nacht. Ich bin müde. Dencken und schwäzzen ginge noch an, das schreiben will nicht mehr fort. Es sind hübsche Vorfälle — gute Nacht ich kan doch nichts einzelnes erzählen.

An Christiane Vulpius.*)

Es ist gar zu nichts nütze daß man sich von denen entfernt die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz. Wir sind in Gotha angelangt und ich dencke bald wieder weg zu gehen ich habe nirgends Ruhe. Meyer wird Dir erzählen wie ich gleich in Erfurth bin von Wanzen gequält worden und wie ich mich auch hier vor der Nacht fürchtete. Da sind die Zimmerleute besser die doch nur Morgends pochen. Ich bin aber wohl und hoffte es soll mir noch wohler werden wenn ich erst einmal Eisenach im Rücken habe. Von hier schicke ich Dir nichts als den schönsten Gruß und die Versicherung daß ich Dich sehr liebe. Von Franckfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen.

Gotha d. 9. Aug. 1792. G.

---

*) Goethes Briefe. Weimarer Ausgabe von Goethes Werken, IV. Abteilung. 10. Band (9. August 1792 bis 31. Dec. 1795). S. 1. S. 5. Goethe hatte die Reise am 8. August begonnen.

Franckfurt d. 17. Aug. 1792.

Heute habe ich Deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und schreibe Dir nun auch um Dir wieder einmal zu sagen daß ich Dich recht lieb habe und daß Du mir an allen Enden und Ecken fehlst.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es giebt hier mancherley zu sehen und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt wirst Du einen großen Festtag feyern, denn so etwas hast Du noch nicht erlebt. Hebe nur alles wohl auf, denn einen solchen Schatz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küsse den Kleinen. Sag ihm der Vater komme bald wieder. Gedencke mein. Bringe das Hauß hübsch in Ordnung und schreibe mir von Zeit zu Zeit.

G.

Briefe Goethes an Christiane Vulpius von seiner Reise nach den böhmischen Heilquellen im Jahre 1813.*)

[17. April 1813]

Denen lieben Personen, die uns von Weimar weggetrieben haben, sind wir schon einen sehr angenehmen Morgen schuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Husaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es sah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abschied nehmen wollte. Die Jenaischen Boten brachten Blumen und Paquete vor wie nach und als wir nach Roßla zu einlenkten fanden wir alles im tiefsten Frieden; freylich stiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute die sonst um diese Zeit auf die Leipziger Messe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte sich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geisterlegende, die ich sogleich als wir in Eckartsberge still hielten rhythmisch ausbildete. Sie wird Herrn

*) Diese Briefe sind dem Goethe-Jahrbuch XX, S. 37 ff., 1899, entnommen.

Riemer gesendet werden mit der Bitte, solche vorzulesen, aber nicht aus Handen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsstunde im Scheffel*) an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemüthsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemüthlichkeit, als er merkte daß wir gemüthlich seyen, die neusten Kriegsereignisse erzählte. Die Pässe wollten ihm gar nicht ernsthaft vorkommen, doch versprach er, wenn wir es verlangten, sie vidiren zu lassen.

Da es Morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beynah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumschlungene Acanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Theile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt, und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronze. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh und sie nahm den Schleyer. Sie muß sehr hübsch gewesen seyn, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischoffs, Gerhard von Goch hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog auf's Concilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel Die Hussiten, verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, characteristisch, in allen seinen Theilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus, daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungs-

*) im Gasthof zum Scheffel in Naumburg, jetzt Vorgebäude der Realschule.

fähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint, und auch die Züge des untern Gesichts, bey sehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig sind. Uralte Hautrelief's, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich innere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freylich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten, zwischen die catholischen Pfeiler eingeschobenen protestantischen Glasstühlen, ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte mir der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich articulire und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr, wie auf dem Weimarischen Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen was Reisen für einen großen Nutzen bringt. Uebrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes wunderthätiges Marienbild steht nun in einer protestantischen Ecke und der Küster versicherte, der Kopf sey hohl, mit Wasser gefüllt hätten muthwillige Fischlein dem Bilde sonst Thränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch solche Fischlein im Gehirn schwimmend, zu gelegener und ungelegener Zeit Thränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpuncte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser spieen, wenns regnete, zur Ergetzung der Christenheit, und was dem sonst mehr seyn mag.

Dresden den 21sten April.

Vorstehendes war gleich den 17ten Abends in Naumburg geschrieben und sollte zum Beweis meines Wohlbefindens, sogleich abgehn; allein der Postcurs war gehemmt und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Ostertage hatten wir auf dem Wege nach Leipzig trübes und stürmisches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber so menschenleer, daß man in der Wüste

zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte sich auf und schon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hotel de Saxe ein. In Markranstädt hatten wir einige Russen gesehn, die sich mit irgend einer Art von Spiel divertirten. Ein sehr gutes Essen stellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des schneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir in's Declamatorium des Herrn Solbrig. Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publicum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 Rhthr. eingekommen seyn, sie applaudirten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich Wohl auf Cameraden! aufs Pferd, aufs Pferd! angestimmt, und hätte gewiß große Sensation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Ton das elendeste aller jammervollen deutschen Lieder zu recitiren an: Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr. Es rührte sich aber hierauf, so wie nach andern ähnlichen Dingen keine Hand weiter und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Todtentanzlegende in paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dedicirt und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag den 19ten fuhren wir ohne irgend ein Ereigniß, bey guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militarbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Lieds, sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht! und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneyt und bereift, das thauete aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit zwey Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an Euere glückliche Art zu seyn. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwomm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In andert-

halb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbey. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Cosacken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie nach. Dieß ist's was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag den 20sten war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellainfabrick. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beynah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Uebel liegt nämlich darin. Weil man zu viel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700) so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden und so blieb alles beysammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters hat die Direction, freute sich sehr einen Weimeraner zu sehn und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3ten Feyertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bey, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beynah zu empfinden, daß es was Artiges sey, so aufmerksam angesehn zu werden.

Der Dom, der auf demselben Platze steht hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das

schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Capellen und Burgen die in der Luft schweben und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff giebt, den man durch Beschreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit pohlnischer Sauce genossen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bey halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neu geschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe cultivirt und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stundenlang zusammenhängend, eine unendliche Vorstadt bilden. In der Neustadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König gallopirte nach wie vor auf derselben Stelle unversehrt. In Weimar hatten sie ihm schon durch die Explosion der Brückenbogen einen Arm weggeschlagen. Schon $^1/_2$ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spazirgänger, sogar eine lesende Dame; auf der Brücke aber erschien der 3te Feyertag in seinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen spazirten hin und wieder. Die beyden gesprengten Bogen sind durch Holzgerippe wieder hergestellt, aber nicht bis zur Höhe der steinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauf fahren muß. Was diesen Misstand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war sehr belebt. In der Moritzstraße hielten Rußen, erwartend eine selige Bequartierung. Uns aber gings wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austheilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daselbst, welche diese Anstalten beurtheilen

wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der 1sten Etage seiner Wohnung, bey Herrn Hofrath von Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu theures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn v. Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich Herrn Arndt antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tische den 21sten April. Leider ist nun der Wein ausgegangen und der doppelt so theure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

G

[Abgeschickt 25. April]

Mittwoch den 21sten Nachmittag gingen wir zu den Mengsischen Gypsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspector was vorerzählen. Ein junger hübscher Officier hielt sich in der Gegend wo ich war und als ich es bemerkte redete ich ihn an. Er nannte sich einen Herrn v. Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert Ihr Euch dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist gar nicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringen kann.

Regierungsrath Graff von Königsberg, dessen sich August erinnern wird, ist hier bey der Verwaltungscommission angestellt. Er hatte sehr große Freude mich zu sehn. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italienisch war angekündigt. Nein! so ein Schrecknitz ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen, Statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und stockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede werth; der Gesang gerade nicht schlecht, aber unerfreulich. Mir ward so angst, daß ich mich flüchtete wie die Offiziere ins Schiff stiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein schöner Postzug hervorragte, eine treffliche Reisechaise mit Wasche und auf den Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hause, ich drängte mich durchs Volk und

sah Schwebeln aussteigen, den 4ten April hatte er in Weimar von mir Abschied genommen. Welch' ein wunderliches Wiederantreffen. Herr v. Ende und Verlohren haben sich seiner angenommen, er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Colonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Thore der großen Häuser aufthaten und 10. 20. 30. bey Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirthe das nun schon gewohnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsallat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Brandtewein sind die Hauptingredienzien des Gastmahls. Donnerstag den 22sten gingen wir nach dem Kupferstichcabinet, wo wir uns an großen Bänden nach Raphael gar trefflich ergetzten, alte Bekanntschaften erneuerten und neue ganz unvermuthet machten. Nach Tisch auf die Gallerie. Die besten Sachen sind auf Königstein geflüchtet, aber an dem was zurück blieb hätte man ein Jahr zu sehn; doch war das erste was uns der Inspector Demiani verkündigte, daß Director Riedel auf dem Königstein sey, um alles wieder herbeyzuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen ansehn.

Dresden ist freylich jetzt sehr lebhaft; wenn man denkt, daß es schon für sich im Gewissen 40000 Einwohner hat, was dieses schon in Friedenszeiten für eine Bewegung giebt, und was für Bedürfnisse für eine solche Menge müssen zusammengeschafft werden. Nächstens soll eine Uebersicht des Wochenmarkts folgen in so fern es möglich ist.

Auffallend war folgende Erscheinung: Chorschüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie sonst, sondern in knappen schwarzen Fracks und überhaupt schwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm, mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfect voraus durch die Straßen. Sie marschirten nach der Melodie eines Gassenhauers, der ohngefähr so heißen mag:

So gehen wir gassaten
Wir lustigen Cameraden
Und ziehen frank und frey

Und was man uns genommen*)
Das haben wir nicht bekommen,
Und wenn uns nun der Teufel holt,
So sind wir auch dabey.

Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Fronte, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch eines etwas ernsteren und dann zogen sie weiter. Der militarische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.

Daß die Cosacken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemüthsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen, aber wie lief jung und alt zusammen als sie ein Cameel mitbrachten, zum ächten asiatischen Wahrzeichen.

Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewißen naiven Anmuth hin, berührten aber nichts.

Auf demselben Spazirgang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erschrecken als wenn die Familie vermehrt werden sollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein seltsames Gestein seye, dem man keinen Namen geben kann und das sich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, besonders aber Officiere zu Pferd und zu Fuß in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt sich denken. An Fourage Fuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menschen herein und es ist ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo, wie an der Messe allerley Wunderliches zu sehn ist.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeschafft und mache mich nach demselben mit der Stadt und den Vorstädten bekannt. Bewegung und Zerstreuung thun mir gar wohl. Ich fange nun erst an, mich wieder zu erkennen. Geht es Euch auch gut, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen. Ich habe noch nicht viel

*) Das Lied lautet genauer: Und was von uns genommen (d. i. eingenommen worden ist).

Personen gesehn und ist auch nicht viel Freude dabey. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen. Das Vergangene zu hören ist eckelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen. Proclamationen, Befehle, Gedichte und Flugschriften giebts unzählige. Für August wird eine vollständige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind so gut geht als du es um mich sonst und jetzt verdienst; so kannst du zufrieden seyn. Die Bewegung und Zerstreuung hat mich bald wieder hergestellt. Lebe recht wohl, und liebe mich. Vogel besorgt dir alles an mich.

d. 25. Apr. 1813 G

Beyliegende Blätter giebst du nicht aus der Hand vorlesen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächstens.

[Abgeschickt 21. Mai]

Freytag den 23sten fuhren wir nach Tharant. Der Weg dahin durch ein Thal an der Weisseritz hinauf, das sich bald sehr verengt, bald wieder erweitert, und zu schönem Feldbau Gelegenheit giebt, ist höchst angenehm. Die Lage des Badeörtchens selbst ist wirklich gefällig. An dem Puncte, wo zwey Thäler zusammen kommen, steht die Ruine eines großen und weitläuftigen Schlosses auf einer isolirten Anhöhe. Um dieselbe und in die beyden Thäler hinauf ist der Ort gebaut, das Badehaus groß und geräumig und auch zum Logiren eingerichtet. Ich erneuerte die Bekanntschaft mit Herrn Forstrath Cotta, dessen Anstalt junge Leute zum Forstwesen zu bilden sehr gut gedeiht. Andere Erziehungsinstitute schließen sich an und greifen in einander. Auch besuchte ich Herrn v. OCaroll, der mit Tochter und Enkel sich in jenes friedliche Eckchen der Welt geflüchtet hat. Wir speisten und tranken gut und waren Abends zur rechten Zeit wieder zu Hause. Ich besuchte noch Fr. v. Grothuß.

Sonnabend früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Cosacken, Uhlanen, andere Reuterey, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtsten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die

wohlmontirte und sich gut präsentirende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirthinn Fr. v. Burgsdorf in die Canzley des Finanzcollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mir's da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstrath Cotta wieder in die Neustadt, nach dem schwarzen Thor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall welcher Weimar betroffen hatte auf eine Weise, die mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von Euch das Uebel werde entfernt geblieben seyn. Kaiser und König ritten endlich ein; es war $1/2$1 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militarisch folgten, bey 8000 Mann Infanterie. Mit Noth kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Cavallerie und starke Artillerie vorbey defiliren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Ueberhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu seyn. So waren die Festone, womit die beyden Empfangssäulen oben verbunden waren, dergestalt dünn und mager, daß man sie den Mädchen auf die Kleider hätte garniren können. Ein starker Wind trieb sie nach der Stadt zu, so daß die hereinreitenden Fürsten wenig davon gesehn haben.

Goethe an Schiller.

Wie ich in dieser letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe wird Ihnen, werther Mann, aus beyliegendem bekannt werden. Selig sind die da Mährchen schreiben; denn Mährchen sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt und die dortigen Emigrirten drohen sich auf uns zu repliiren, der Churfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach: warum ist die Brücke nicht gebaut!*)

Ich wünsche indeßen, weil wir doch immer Menschen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge; wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird sobald man sie kunstmäßig behandelt hab ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe die 18 Figuren dieses Dramatis sollen, als so viel Räzel, dem Räzelliebenden willkommen seyn.

Meyer packt und wir erscheinen bald, hoffentlich haben Sie uns mit mancherley zu regaliren. Leben Sie recht wohl. W. d. 26. Sept. 95.

G.

Heute habe ich 21 properzische Elegien von Knebeln erhalten, ich werde sie sorgfältig durchgehen und was ich dabey bemerke dem Uebersetzer mittheilen, denn da er sich so viel Mühe gegeben, so möchte wohl ohne seine Beystimmung nichts zu verändern seyn.

Ich wünschte, daß Sie Cottaen ansönnen dieses Manuscript, dessen künftiger Bogenbetrag sich leicht ausrechnen läßt, sogleich zu bezahlen. Ich habe zwar hierzu keinen unmittelbaren Anlaß, aber es sieht doch gleich viel artiger aus, muntert zu fleißiger Mitarbeit auf und dient zur Verbreitung des guten Rufs der Horen. Da ein Buchhändler so oft Vorschüsse geben muß, so kann er auch wohl einmal ein Manuscript beim Empfang bezahlen. Knebel wünscht, daß sie auf dreymal gedruckt werden, ich glaube auch, daß das die rechte Proportion ist, und so würden dadurch die drey ersten Horenstücke des künftigen Jahrs decorirt. Ich will sorgen daß sie zur rechten Zeit in Ihren Händen sind.

Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen**) gelesen? Die Blößen die er darinne giebt sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volks anschaulich zu machen, man hat dabey das vernünftige Publicum auf seiner Seite und es giebt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde

*) aus Goethes „Märchen".

**) „Auserlesene Gespräche des Platon," übersetzt von Fr. L. Graf zu Stolberg.

des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde.

Bey meinen wissenschaftlichen Arbeiten die ich nach und nach zusammenstelle, finde ich es doppelt nöthig, und nicht zu umgehen. Ich denke gegen Recensenten, Journalisten, Magazinsammler und Compendienschreiber sehr frank zu werke zu gehen und mich darüber, in einer Vor- oder Nachrede, gegen das Publicum unbewunden zu erklären und besonders in diesem Falle keinem seine Renitenz und Reticenz passiren zu lassen.

Was sagen Sie z. B. dazu, daß Lichtenberg, mit dem ich in Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge, und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxlebens Compendio, meiner Versuche auch nicht einmal erwähnt, da man doch gerade nur um des neuesten willen ein Compendium wieder auflegt und die Herrn, in ihre durchschoßnen Bücher, sich sonst alles geschwind genug zu notiren pflegen. Wie viel Arten giebt es nicht so eine Schrift auch nur im Vorbeygehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblicke besinnen.

Die ästhetische und sentimentale Stimmung ist in diesem Augenblick ferne von mir, was denken Sie wie es dem armen Roman gehen werde? Ich brauche die Zeit indessen wie ich kann und es ist bey der Ebbe zu hoffen, daß die Fluth wiederkehren werde.

Ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Antheil dessen ich schon versichert war. Man weiß in solchen Fällen nicht ob man besser thut sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beyhülfen die uns die Cultur anbietet zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.

Das sechste Buch meines Romans hat auch hier guten Effect gemacht; freylich weiß der arme Leser bei solchen Productionen niemals wie er dran ist, denn er bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verstünde seine Denkkraft, seine Empfindung und seine Wißbegierde zum besten zu haben.

für mein Mährchen sind mir sehr viel werth, ftig auch in dieser Gattung mit mehr Zuversicht

nd des Romans kann auf alle Fälle vor Michaeli s wäre sehr artig wenn wir die Plane, von sprachen, darauf richteten.
ährchen kann wohl schwerlich im December fertig rf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder die Auslegung des ersten gesagt zu haben, zu Kann ich etwas zierliches dieser Art noch im so soll es mir lieb seyn auch auf diese Weise tritt ins Jahr Theil zu nehmen.
echt wohl! Mögen wir recht lange uns der rer Freundschaft erfreuen. Zum neuen Jahre er auf einige Zeit zu besuchen.
ov. 1795. G.

Frankfurt am 16. Aug. 1797.

einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil

keine Spur, außer der poetischen Stimmung, empfunden habe. Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung seyn, bey einem Gegenstande der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser Mittelzustand hervorgebracht wird?

Ich habe daher die Gegenstände, die einen solchen Effect hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt daß sie eigentlich symbolisch sind, das heißt, wie ich kaum zu sagen brauche, es sind eminente Fälle, die, in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit, als Repräsentanten von vielen andern dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, ähnliches und fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höheren Sinn, das man auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte, und Sie werden also wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eignen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas für Freunde oder für's Publicum aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme empfindsame Reisen zu schreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenste nicht fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich so glücklich seyn könnte einem verrufenen Nahmen seine Würde wieder zu geben.

Ich berufe mich auf das, was Sie selbst so schön entwickelt haben, auf das was zwischen uns Sprachgebrauch ist und fahre fort: Wann ist eine sentimentale Erscheinung (die wir nicht verachten dürfen wenn sie auch noch so lästig ist) unerträglich? ich antworte: wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird, es kann dies nur durch eine leere, gehalt- und formlose Manier geschehen, denn beyde werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenstand, jene, die nur bedeutend seyn und sich nur mit dem bedeutenden beschäftigen kann, und dieser, der recht wacker, brav und gut seyn kann ohne bedeutend zu seyn.

Bis jetzt habe ich nur zwey solcher Gegenstände gefunden:

den Platz*) auf dem ich wohne, der in Absicht seiner Lage und alles dessen was darauf vorgeht in einem jeden Momente symbolisch ist, und den Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten, patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bey dem Bombardement zu Grunde und ist jetzt, größtentheils als Schutthaufen, noch immer das doppelte dessen werth was vor 11 Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. In so fern sich nun denken läßt daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht daß es, in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tausend andern Fälle, in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen, dastehen muß.

Bey diesem Falle kommt denn freilich eine liebevolle Erinnrung dazu, wenn man aber, durch diese Fälle aufmerksam gemacht, künftig bey weitern Fortschritten der Reise nicht sowohl auf's merkwürdige sondern auf's bedeutende seine Aufmerksamkeit richtete, so müßte man, für sich und andere, doch zuletzt eine schöne Erndte gewinnen. Ich will es erst noch hier versuchen was ich symbolisches bemerken kann besonders aber an fremden Orten, die ich zum erstenmal sehe, mich üben. Gelänge das, so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befestigt, bestärkt und erfreut werde. Die Sache ist wichtig, denn sie hebt den Widerspruch, der zwischen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals lösen konnte, sogleich auf, und glücklich, denn ich gestehe Ihnen, daß ich lieber gerad nach Hause zurückgekehrt wäre, um, aus meinem Innersten, Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal, wie sonst (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben ist) mit der millionfachen Hydra der Empirie herumgeschlagen hätte: denn

*) Der Roßmarkt, wo Goethes Mutter seit 1795 wohnte.

wer bey ihr nicht Lust oder Vortheil zu suchen hat der mag sich bey Zeiten zurückziehen.

So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes wichtiges Capitel abzuhandeln hätte, das ich nächstens vornehmen und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen und lassen von meinen Briefen, außer den Nächsten, niemand nichts wissen noch erfahren.

Frankfurt d. 17. August 1797. G.

Goethe an Loder.*)

Die letzten Tage des Jahres, wo wir des Sonnenlichtes so sehr entbehrten, sind mir von jeher ungünstig und drückend; was mir deshalb in solchen Stunden Gutes, Liebes und Erfreuliches zukommt gewinnt für mich einen doppelten, dreyfachen Werth, sowohl in dem Augenblick als in der nachherigen Fortwirkung.

Vielleicht erinnern Sie Sich, verehrter Mann, noch dieser Idiosyncrasie aus jener Zeit, die weder für mich noch für die Academie Jena so glücklich und productiv wiedergekommen ist. Gegenwärtig gilt es aber von dem Zustande, in welchem die vorzügliche, unter dem 6. September dieses Jahres angekündigte Sendung mich fand und den sie durchaus verbesserte.

Nur mit Wenigem danke in diesem Augenblick zuerst für das Modell der einzigen Goldmasse, welche mehrere Monate her bey mir aufgestellt, jedermann zur Bewunderung ruft, sodann für die anziehende Mineraliensammlung. Ich fand in diesen Tagen noch nicht Raum sie auszupacken, will aber, dem Wunsche des Herrn Rittmeister Küster in Braunschweig gemäß, dieses Blatt nur vorläufig absenden. Welch ein fröhliches neues Jahr wird es mir aber werden, wenn ich durch die den Catalog mir schon gleichsam gegenwärtigen Schätze ausgepackt und geordnet wirklich vor Augen sehe! Es wird mir zu vollständiger Anerkennnng und weiterer Mittheilung den schönsten Anlaß geben. Zwar wird mein Dank, mit mehr oder weniger Worten ausgesprochen, immer derselbige bleiben, tief empfunden sowohl für diese Gabe als für alles was

*) Justus Christian Loder aus Riga, geb. 1753, gest. 1832, Professor der Anatomie in Jena.

mir in früherer Zeit, durch einen so unterrichteten, als thätig geneigten Freund Gutes geworden. Wie ich denn auch überzeugt bin, daß dieselben, wen Sie Ihren Lebensgang recapituliren, sich meiner als eines mehrjährigen treuen Begleiters und Wissenschaftsgenossen erinnern werden.

Liebe und Leidenschaft für die Naturkunde ist mit den Jahren nur gewachsen, da gar manches Andere in den Hintergrund zurücktritt, womit man früher seiner Thätigkeit mehr schmeichelt als daß man sie wahrhaft beschäfftigte.

Deshalb kommt auch die bedeutende Sendung, so höchst willkommen, weil ich meistens in Weimar, ja zu Hause gehalten werde, und daher die Schätze des Jenaischen Museums nicht mehr zu Auffrischung und Erweiterung meiner Kenntnisse benutzen kann.

Nur mit den wenigsten Worten berühre [ich noch] den großen Verlust, den wir in der Hälfte des [vori]gen Jahrs erlitten und an welchem Sie wahrhaft [Theil] genommen, sowie denjenigen gleich bedeutenden, der Sie [in] der letzten Zeit betroffen und den wir von Grund aus mit empfinden. Mir persönlich bleibt es immer höchst schmerzhaft so manche große herrliche, jüngere Personen vor mir dahin gehen zu sehen und dabey nichts übrig als fortzuwirken so lange es Tag ist, und der, früher oder später eintretenden Nacht getrost entgegen zu leben.

unwandelbar treu angehörig

J. W. v. Goethe.*)

Weimar, d. 2. Januar 1828.

*) Goethe-Jahrbuch XX, S. 126 f.

Das 19. Jahrhundert.

Die ältere Romantik.

In der Brieflitteratur der Romantik macht sich ein deutlicher Unterschied zwischen der ältern und jüngern Romantik bemerkbar. Die ältere Generation zeigt noch zahlreiche Anklänge an die frühere Art des Briefstils. Die Ausdrucksweise, die Farbe der Empfindung, die Überschwänglichkeit im Gefühlsausdruck erinnert vielfach an das vorige Jahrhundert. So schreibt Wackenroder an Tieck: „Es ist bald 12 Uhr Nachts, ich lege mich jetzt schlafen. Ich merke, daß es eine wahre Wonne ist an Dich zu schreiben. Selig, selig ist der Tag, den ich mit dem Gedanken an Dich beschließe. Er wird mich auch im Schlafe nicht verlassen. Träume Du auch von mir. Denkst Du jetzt an mich? Oder träumst Du von mir? — Eine allerliebste, schmelzend sanfte Elegie von Voß fängt an: ‚Denkt mein Mädchen an mich?‘ Es ist eine höchst natürliche, schöne Empfindung darin. — Jetzt hat es gerade 12 geschlagen. Gute Nacht! Tieck fliege her und ich drücke den feurigsten Kuß auf Deine Lippen. Gute Nacht, der Himmel sei mit Dir! Gute Nacht!“ So überstiegen und empfindsam hat sich im 19. Jahrhundert Männerfreundschaft selten mehr ausgesprochen.

Charakteristisch für die ältere Generation der Romantiker ist ein gewisser blutleerer, unsinnlicher, farbloser Stil in ihren Briefen. Es herrscht vielfach im Ausdruck ein abstrakter Bildungsjargon, ein Unvermögen zu naturwüchsig anschaulicher Schreibweise. Als Briefschreiber stehen die beiden Schlegel beträchtlich hinter ihren Frauen zurück. August Wilhelm Schlegel hat in seinem Wesen einen kühlen, trockenen, fast pedantischen Zug bei aller Fähigkeit poetischer Anempfindung, dieser Zug macht sich besonders in seinen Briefen geltend. Er fesselt uns am meisten, wenn er ins Dozieren gerät, dann haben wir Anlaß, sein ästhetisches Urteil, seine litte-

rarischen Kenntnisse zu bewundern. Über seinen Bruder schreibt er einmal an Schleiermacher: „Die Randglossen meines Bruders rechne ich mir zum Gewinn, denn sie gelingen ihm weit besser als ganze Briefe, sowie Fragmente besser als Abhandlungen und selbstgeprägte Wörter besser als Fragmente.“ Damit hat er Friedrich Schlegels Art treffend charakterisiert. Seine Briefe, wie auch die Tiecks erheben sich in der That nicht zu bleibender litterarischer Bedeutung. Doch sind einzelne derselben für Schlegels Art und Unart hervorragend charakteristisch. So besonders die Briefe an die kleine Auguste Böhmer, das von den Romantikern vielverhätschelte Töchterlein der Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling. 1797 schreibt Schlegel an das Kind:

„Heute bist Du nun 12 Jahr alt und darfst Dich von nun an niemals wieder auf meinen Schoß setzen. Ich sehe wohl ein, wie hart dieß für Dich ist. Da es aber notwendig und die Mutter es haben will, so wirst Du mir nicht übel nehmen, daß ich Dirs ankündige. — Du wirst gewiß recht erwachsen von Dresden zurückkommen. Besonders erwarte ich, daß Du im Müßiggange recht große Fortschritte wirst gemacht haben, worin Du es schon hier so weit gebracht hattest. Oder denkst Du noch zuweilen daran, wie fleißig wir sein wollen, wenn Du wieder hier bist? Doch an hier denkst Du wohl gar nicht mehr. — — Auch die Fichten hat mir gesagt, daß sie Dich recht lieb hätte. Du wärst ein anmuutisches Kind, beynah so anmuutisch wie Hartmann. Daß Du ein Kind wärst hab ich denn gleich zugegeben. Sie meinte auch, Du wärst sehr sittsam. Die ehrliche gute Frau! Da habe ich sie denn doch eines Besseren belehrt. Die außgelaßensten wildesten Hummeln, sagte ich, wären noch still gegen Dich. Bei meiner Beschreibung standen ihr die Haare zu Berge. — —

Nun schreibe ich nicht eher wieder, bis die Poesie*) fertig ist. Ich wollte die Poesie hinge an dem höchsten Galgen. Die fatalen Griechen!

Lebe wohl kleines Herzblättchen und erhalten Sie Dero schätzbare Gewogenheit

Ihrem dienstbeflissensten

Onkel Fritz.

---

*) Geschichte der Poesie der Griechen und Römer.

Aus solchen Briefen weht uns eine ungesunde Treibhausluft an, aber auch die Briefe von Novalis — und die bedeutendsten darunter sind die an Fr. Schlegel gerichteten — atmen nicht die gesunde Ruhe kräftiger Natur. Sie sind geschrieben in einem kurzatmigen Stil mit viel überstiegenem Enthusiasmus. Dabei ist die Sprache destilliert, naturlos, sublimiert, vielfach herrscht in ihnen ein Jargon philosophisch-gelehrter Herkunft. Neben einem eifrigen Projektemachen steht eine transcendente Todessehnsucht: „Der frühe Tod ist jetzt mein großes Los — das Fortleben der zweite Gewinn.“ „Mein Herbst ist da.“ Wie tritt uns die ganze überfeinerte Bildungssprache, die diese Kreise pflegten, mit einem Schlag vor die Seele, wenn wir lesen, wie er eine Elegie A. W. Schlegels einen „schön gebildeten Niederschlag von Lebensstoff aus dem Duft der Vergangenheit“ nennt, und wie spricht seine weiche, für dies Leben allzu sensible Natur zu uns aus dem ergreifenden Brief an Schlegel vor dem Tod seiner geliebten Braut Sophie:

Weißenfels 14. März 1797.

„Dein Brief hat mich in einer trostlosen Lage getroffen. Ich bin aus Grüningen mit der fast apodiktischen Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat. Wenn ich nur immer weinen könnte; aber so bin ich in einer schlaffen ängstlichen Gleichgiltigkeit, die mir jede Faser lähmt. Es ist eine Verzweiflung in mir deren Ende ich nicht absehe. Der Ekel den mir alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einflößt ist unbeschreiblich. Nur selten kann ich mich auf einige Stunden mit Arbeiten zerstreuen. Der Kopf ist in dem wüstesten Zustande, ich kann nichts mehr finden. Die Gewißheit ihres Besitzes ist mir zu unentbehrlich geworden. Jetzt erst fühl ich, wie sie mir selbst unmerklich der Grundstein meiner Ruhe, meiner Thätigkeit, meines ganzen Lebens gewesen ist. Der Lebensüberdruß ist entsetzlich — und ich sehe kein Ende. Ich hoffte die Wissenschaften sollten mir einen Ersatz bieten, aber alles ist auch hier tot, wüste, taub, unbeweglich. Der Schlaf ist meine einzige Wohlthat, wenn ich kann, so schlafe ich. Gott weiß, wie sich das alles lösen soll. Dich säh ich doch gern, Du würdest mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Ansichten der Dinge und Wissenschaften beleben. Ach! nur ein Funken Lebensgeist; matte Unruh ist ein fürchterlicher Zustand.

Leb wohl, guter lieber Schlegel, mit mir hats bald aufgehört. Sei glücklicher als ich. Nur ein Wunder kann mich mir selbst wiedergeben." — —

Unter den Romantikern der ältern Generation war Novalis das tiefste, innigste Empfinden gegeben, und nur einer kann sich hierin an seine Seite stellen, es ist Fr. D. Schleiermacher. Überall tritt bei ihm das Bestreben hervor, sein Leben, das sich in reger Teilnahme an den politischen, litterarischen und kirchlichen Bestrebungen der Zeit bethätigte, allenthalben zu durchdringen mit den sittlichen und religiösen Ideen des Christentums. Nirgends aber wirkt dieses Bestreben auf den Beobachter frischer, unmittelbarer und ergreifender, als in dem Briefwechsel Schleiermachers, und was den geistigen Inhalt betrifft, so gehört dieser Briefwechsel zu den bedeutendsten Denkmälern deutscher Brieflitteratur aus jener Zeit. Stets ordnete er seine bedeutende Denkkraft und sein Vermögen künstlerisch aufzufassen und zu gestalten dem Willen unter, das seelische Innere menschlich befriedigend und darum auch religiös zu gestalten. In solchem Sinne hat er die Freundschaft als eines der Mittel aufgefaßt an geistigem Wert, an sittlichem Gehalt zu gewinnen, und zahlreich sind die Briefe, in denen sich seine treue Teilnahme, seine starke Fähigkeit in andrer Leben und Fühlen sich zu versetzen, glänzend bewährt. Das beste seiner sittlichen und religiösen Anschauungen und Gefühle giebt er in solchen Briefen wie in dem inhaltreichen Schreiben zur Vermählung seines Freundes E. v. Willich und der ihm befreundeten Henriette von Mühlenfels, seiner eigenen spätern Gattin:

„Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun, unter Euch allen, zu leben und zu lieben. Ist nicht der Geist des Menschen da, wo er wirkt? Dann bin ich gewiß nur bei Euch, und unsere Freundin in Berlin ist aus ihrer einsamen Zelle auch bei Euch eingekehrt. Ich weiß nicht, wer Euren Bund einsegnet, vielleicht ein ganz fremder Mensch. Aber wenn er nicht nach Eurem Herzen spricht, so hört nicht ihn, sondern mich. Ihr wißt, wo das Wesentliche meiner Traurede steht, in den Monologen. Ihr kennt auch das schöne Geheimnis von Christo und der Kirche, wie sie sich bildet durch seine Liebe, wie sie auch ihn verherrlicht und erhöht, und wie sie die ganze Welt aufs Neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das schöne Gebet Christi, daß sie mit ihm und

in ihm eins sein möge, und so könnt Ihr auch wissen, was ich Euch sagen würde.

Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle, und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf Deinem lieben Gesicht geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmut und segnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer Beides sein werden, und zu allem, was die Menschen Pflichten nennen, was aber aus Deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird und zu dem großen Berufe, dem Du entgegengehst, dem Heiligsten, den der Mensch erreichen kann. — Und Du, mein geliebter Bruder, wenn Du das süße Mädchen aus den Händen unsrer theuren Charlotte empfängst, nimm sie auch aus den meinigen. Sie hat sich mir als Tochter gegeben und so hoffe ich, meine Liebe zu ihr ist ein Brautschatz, den Du nicht verschmähen wirst. Du wirst ihr Alles sein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir Alle auch Euch sein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze Eurer Ehe in ein schönes Land, von herrlichen Freunden umgeben. Einem immer schöneren Leben entgegensehend, wird sie herrlich gedeihen von dem vielfachen Segen, der darauf ruht. Auch ich will noch unter ihrem Schatten ruhen, von ihrem Blütendufte genießen und von ihren Früchten brechen, wenn ich die eigene kränkelnde Pflanze nicht groß ziehen kann. Gedeihe ich aber auch noch, so wollen wir gemeinschaftlich ein wirtbares freundliches Obdach bilden, unter dem alle unsre Freunde die einsame Ruhe und Thätigkeit finden und zu dem Alle, die das Gute und Schöne lieben, gern wallfahrten sollen. — Auch unser Bund, lieber Freund, wird heute aufs schönste gekrönt. Du und sie, Ihr werdet mir heut über alle Gefahren hinausgerückt und durch Eure Liebe, wie durch Eure Ehe, nenne ich Euch mit rechter Sicherheit mein. Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle sie an mit Vateraugen. Laß mich sie recht oft sehen in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Mutwillen, in heiligem Ernst! Laßt alle unsre Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen, frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgnes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit! Ich fühle mich stark in Euch und Eurem Heil und umarme Euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig ist."

Von da an begleitete Schleiermacher das junge Glück des Paares mit liebevoller Teilnahme in Briefen voll reichsten geistigen Gehalts. Zu seiner und ihrer Förderung stellt er all das neue gemeinsame Leben der Ehegatten mit seinen Erfahrungen unter die höchsten sittlichen Gesichtspunkte, und als nach wenigen Jahren Willich starb, da schreibt er tiefergriffen an die junge Witwe:

„Übermorgen ist der Todestag Christi; ich werde predigen über den Spruch: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ — Ich werde davon reden, wie der Tod erst jede Liebe heiligt, wie mit dem Tode erst die schönsten Wirkungen des Menschen angehn und wie das von uns allen ebenso gilt wie von Christo. Liebe Jette, ich werde voll sein von unserem theuren Entschlafenen und von Dir, ich werde mit wehmütig bewegtem Herzen reden. Ich werde den Bund heiliger, treuer Bruderliebe mit ihm erneuern, ich werde mich selbst trösten, könnt' ich es Dir doch auch thun.“ —

Immer inniger wurde seit dem Tode ihres Mannes der schriftliche Verkehr der jungen Witwe mit dem von ihr hochverehrten Schleiermacher. Während eines Aufenthalts in Rügen, wo Henriette mit ihren Kindern lebte, verlobten sich die beiden im Sommer 1808, und im Mai 1809 führte Schleiermacher seine Braut nach Berlin heim, wo er eine feste Stellung an der neugegründeten Universität und in andern Wirkungskreisen gewann. Der Briefwechsel der beiden aus der Zeit ihrer Verlobung und Ehe gehört wieder zu dem Schönsten in unsrer Brieflitteratur und mit Recht sagt einmal Schleiermacher selbst darüber: „Überhaupt gieb mir Briefe von zehnerlei Liebenden, und ich halte gleich unbesehens neun davon für nichts gegen unsere. Auf die halte ich große Stücke und wühle gern in dem Reichtum meiner Hälfte davon, und wenn mir eine Frau, wie unsre köstliche P. sagt, daß sie Dir mit Rührung zugehört hat, so glaube ich es und freue mich daran gar innig und ist doch gewiß gar kein poetisches Quinquelieren darin, sondern einfältig, frisch, derb, andächtig, zärtlich alles zusammen wie eben die Liebe ist, und rasch hin, wie eben die Feder läuft und die Zunge laufen würde.“ — Es ist kein süßliches gehaltloses Liebesgezwitscher, was aus diesen Briefen uns entgegentönt, sondern man sieht, bei aller Zärtlichkeit sind die

Verlobten entschlossen, sich nicht durch den Weihrauch gegenseitigen Lobes zu umnebeln, dazu fassen sie ihr Verhältnis viel zu ernst, zu tief und zu heilig auf. Er schreibt in jener Zeit: „Ich habe soviel gelehrt von dem schönen und heiligen Leben der Familie; nun muß ich doch eigentlich auch Gelegenheit haben zu zeigen, daß es mir wenigstens mehr ist als schöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen ist aus der inneren Kraft und aus dem eigensten Selbstgefühl. Und namentlich das muß ich zeigen können, daß die rechte Ehe nichts stört; nicht die Freundschaft, nicht die Wissenschaft, nicht das uneigennützigste, aufopferndste Leben für das Vaterland. — Wie schön fordern mich die Umstände dazu auf! und wie herrlich schlägt Jette mit ein und hilft mir die Aufforderung wacker zu bestehen."

Wie er dieses Gelübde in seinem Eheleben zur That gemacht hat, das können uns die zahlreichen Briefe an seine Gattin zeigen, aus denen die unermüdliche politische Thätigkeit sich ersehen läßt, die er in den Jahren von Preußens Erniedrigung 1808—1812 entfaltete. Und endlich mag als Beweis, wie bei ihm psychologischer Scharfblick, pädagogischer Takt und sittlicher Ernst sich vereinigten, noch der Brief folgen, den er an seinen studierenden Stiefsohn in späteren Jahren richtete:

„Mein lieber Sohn, ich hatte Dir lange gern selbst schreiben wollen; allein mit ein paar Worten war es nicht abgemacht und zu etwas ausführlichem wollte sich immer die Zeit nicht finden. Zuerst möchte ich Dir über Deine ewigen, nach den vergnüglichsten Äußerungen immer wiederkehrenden Klagen über Dich selbst noch einmal meine Meinung sagen. Es ist immer die, daß Du Dich zu viel mit Dir selbst beschäftigst und darauf immer wieder zurückkommst. Der einzelne Mensch ist einmal ein zu kleiner Gegenstand, an dem man nicht genug hat, und Du kommst mir vor, wie ein paar sentimentale Liebende, die auch einer nur für den andern sein wollen und sich sehr bald in einer höchst faden und langweiligen Existenz zur Last fallen. Statt daß nun jene mit der festen Meinung von der höchsten Vortrefflichkeit des Andern beginnen, so machst Du umgekehrt Jagd auf diese Meinung. Du möchtest gern das Bewußtsein haben, daß Du edel und trefflich seist und quälst Dich, daß Du dieses nicht erreichen kannst. Aber wer hat Dir denn das verschrieben? Man ist überhaupt in Deinem Alter nicht edel und trefflich, sondern soll es erst werden.

Diese innere Operation aber, wenn sie auch vor sich geht, läßt sich nicht belauschen, sondern wird durch ein solches Bestreben nur gestört, wie das Brot niemals ordentlich gar werden kann, wenn man es, während es backt, alle Augenblick aus dem Ofen zieht und besieht, oder gar zur Probe anschneidet. Wie der Mensch geworden ist, das kann sich hernach erst durch die That zeigen und Du hast jetzt durchaus keine Gelegenheit, eine irgend haltbare Erfahrung darüber zu machen. Aber ob Du eines großen Interesses fähig bist, von dem doch alle Tüchtigkeit im Handeln ausgehen muß, diese Erfahrung kannst Du allerdings machen — Du willst im Staat und für ihn wirken*) und doch gewiß lieber etwas Bedeutendes; Du lebst in einer Zeit, wo die merkwürdigsten Dinge in dieser Hinsicht vor sich gehen, neue Staaten sich bilden und wieder auseinander gehen, die alten Formen mit sich selbst in die ärgsten Widersprüche geraten. Aber ich finde keine Spur, daß es Dir eine Angelegenheit wäre im Zusammenhang zu bleiben und immer tiefer hineinzugehen. — Auch über die innere Verwaltung der Staaten werden die wichtigsten Fragen mit solcher Öffentlichkeit verhandelt, daß alle Zeitungen voll davon sind. — Wenn Dir ein solches Licht aufginge, so würdest Du bald aufhören, Dich soviel nach Dir selbst umzusehen und es würde sich allmählich ein andres Leben in Dir regen. Geht Dir dies nicht auf, nun dann, mein lieber Sohn, bist Du auch gewiß auf diesem Gebiet zu nichts irgend Bedeutendem bestimmt, denn ohne ein großes Interesse kann man auch nicht in großem Sinne wirken und also auch nichts Großes werden außer durch verächtliche Mittel, die Du nie anwenden wirst. Dann wirst Du also in den untergeordneten Regionen des Berufs bleiben, den Du Dir gewählt hast; aber dann wirst Du immer noch ein andres wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse brauchen, um eine freie Selbstthätigkeit außer jener mechanischen zu üben. — — Ich kann Dir also nur wünschen, daß ein solches in Deinem Studium und Deinem Leben Dir bald entstehen möge." —

In den Briefen andrer Persönlichkeiten ist es wohl der treffende, überraschende, frischgeprägte Ausdruck des Gedankens, der uns fesselt, bald auch entzückt uns die derbe, elementare, sprudelnde Art der Gefühlsäußerung, oder wir empfinden mit Genuß den

*) Schleiermachers Sohn war Jurist.

frischen Hauch poetischer Stimmung, der über den Briefen schwebt. In keinem dieser Vorzüge liegt die Bedeutung der Briefe Schleiermachers. Es fehlt ihnen der behagliche Humor, der Luthers und Bismarcks Briefe so mannigfach würzt, es fehlt ihnen auch die faszinierende Geschmeidigkeit, die aus Karolinens Briefen zu uns spricht. Was Schleiermachers Briefen eignet, das ist die gehaltene Innigkeit des Gefühls, die Kunst, alle Lebensverhältnisse mit ethischem und religiösem Gehalt zu erfüllen und zu durchdringen, die Fähigkeit, alles Psychologische zum Mittel für einen sittlichen Zweck zu verwenden.

Was Dilthey über seine Predigten sagt, das gilt auch von seinen Briefen: Sie charakterisieren sich durch den breiten Fluß der Perioden, die gleichmäßig über alle Teile des Ganzen sich ergießende Wärme der Stimmung, und es fehlen ihnen rhetorische Figuren oder glänzende Bilder.

Kann Schleiermacher unter den männlichen Vertretern der ältern Romantik die erste Stelle beanspruchen, so behauptet unter den romantischen Frauen als Meisterin des Briefes Karoline Böhmer unbestritten den Vorrang, und seit ihr Briefwechsel 1871 durch G. Waitz (Karoline, Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste rc. ed. G. Waitz) herausgegeben worden ist, ist die Schätzung seiner hohen litterarischen Bedeutung immer allgemeiner geworden. — Am 2. September 1763 wurde Karoline in Göttingen geboren. Ihr Vater war der bekannte Professor und Orientalist Johann David Michaelis. Doch scheint weder er noch seine Gattin, die Mutter Karolinens, einen nachhaltigen Einfluß auf ihre geistige Entwicklung ausgeübt zu haben. Ja, Karoline hatte so wenig erfreuliche Erinnerungen an die Zustände in ihrem Elternhause, daß sie wohl gelegentlich sich stark über die „Zerrüttung“ in ihrer Familie aussprach. Um so mehr ehrt es sie, daß sie sich doch einen feinen Sinn bewahrt hat für die Grundvoraussetzungen eines harmonischen Familienlebens und für die zarten Verpflichtungen, die den Kindern aus ihrer Stellung zu den Eltern erwachsen. Wie liebevoll, ernst und verständig weiß sie ihrem jüngern Bruder Philipp zuzusprechen, der im Jahre 1788 als Student der Medizin immatrikuliert worden war. Ende des Jahres 1790 schreibt sie ihm von Marburg aus:

„Lieber Philipp, ich hätte gern gehabt, wenn Du mir zuweilen geschrieben hättest, damit ich Dir antworten konnte, denn ich habe

doch immer eins oder das andre für Dich auf dem Herzen, womit ich nicht grade zu fahren mag. Du fertigst mich aber so kurz ab, oder läßest mich auch wohl ohne Antwort stehen, daß ich beinah auf die Idee geraten möchte, meine Worte wären Dir gleichgültig. Ich frage dich also, ob dem so ist. Doch muß ich Dir heut noch — unbekümmert ob etwas mehr als meine Offenheit mir Nachdruck giebt, einiges sagen, worauf ich mich schon selbst längst geführt hatte, aber auch eine nähere Veranlaßung habe. Du hast soviel Gutes und bist mir so innig lieb, daß ich mich nicht bereden kann zu schweigen, wenn ich Deinen Gang einmal zu übersehen glaube — was wahr in meinem Urteil ist, wird Deine Eigenliebe nicht ganz verwerfen können, — und über das Unrichtige kannst Du mich dann wenigstens belehren.

Zuerst also mein Lieber — man klagt über Dich im väterlichen Haus — Du bist so sehr trocken und einsilbig mit dem Vater und das setzt die gute Mutter, die Dich immer zu verteidigen hat, in eine peinliche, verlegenheitsvolle Lage. Was hier im Wege steht — Zwang, der nicht ganz überwunden werden kann und sehr drückend ist, ohne in die Augen fallend zu sein — eigentlich ein namenloser Zwang — ich kenne das ja sehr genau, bringe es sehr mit in Anschlag — doch könntest Du wohl ein etwas milderes Betragen annehmen, da Du wirklich die Menschen weniger glücklich machst. Unser Vater ist es ohne das so wenig — er ist so reizbar, sein Alter wird ihm so schwer, daß der bloße Gedanke etwas zum Ungemach desselben beizutragen mich schrecken würde. Denke Dir diesen sich so gänzlich überlebenden Mann und da, wo er noch genießen könnte — in seinen Kindern — was gewähren sie ihm? Es steht nicht in unsrer Gewalt, seinem Herzen und Geist den Umfang und die Teilnehmung zu geben, durch welche wir ihn in unsre Art zu denken und zu fühlen hereinzögen und uns ihm wert machen könnten — allein kindliche Aufmerksamkeit und Achtung sind wir, deucht mich, uns selbst für ihn schuldig. Es ist das einzige, womit wir ihm für seine Sorgen lohnen, die gewiß höchst mühsam sind, wenn auch nicht zärtlich und unseren Begriffen entsprechend. — Und ihm gar nicht lohnen, uns in Unrecht gegen ihn setzen, können wir um so weniger wollen, je mehr wir übersehen, daß sein Gesichtskreis nun einmal so eigensinnig oder so enge gezogen ist, wir ihn also nicht erweitern, wohl aber ihm Schmerz und eine nachteilige Meinung von uns geben

können. Er fordert auch nicht viel, — du, mein Guter, giebst nur gar nichts — Deine Lippen öffnen sich nicht — ich weiß es noch aus ehemaliger Erfahrung und damals war es, weil unsrer mehr waren, nicht so auffallend. Dein unbiegsames Wesen will sich auch nicht zu der mindesten Freundlichkeit für ihn entschließen — ich kann mir lebhaft alle die Triebfedern denken, die von lange her wirken, die Dirs zur Arbeit machen, Dich darin zu überwinden — aber [sie] entschuldigen nicht ganz Deine Unterlassungen. Bedenk nur, daß Du ihn verwundest, — die Mutter kränkest — und wenn Du nichts über Dich vermagst, so gieb ihnen wenigstens mittelbaren Anlaß zur Freude an Dir durch anhaltenden Fleiß. Nicht als beschwerte man sich in diesem Stücke über Dich — allein ob Du nicht noch mehr leisten könntest — ob Dich ein gerechter Ehrgeiz und Stolz nicht höher treiben könnte! Im ganzen fürcht ich, waren Deine Studien zu unterbrochen — Du machtest Dir zuweilen selbst Vorwürfe darüber — Du bist vielleicht noch eben in dem Alter, wo man die Lücken durch strenge Applikation ausfüllen, und dem Unzusammenhängenden Ordnung geben kann. — Wenn diese Zeit vorübergeht, so gerätst Du in die Gefahr, in welcher Dein Bruder*) hier umkommt, Kenntnisse fragmentweis zu besitzen und das Talent des Kopfs in einer ewigen Beurteilung und Verwerfung anderer aufzuzehren, ohne selbst etwas zu schaffen. Ich würde mir ein Fach wählen, um es sehr gründlich zu fassen — es ist ein bischen Familienfehler, der uns doch nicht vom Vater kommt, vieles aufzufaßen und es mit ein paar Ideen darüber wieder hinzuwerfen. Du müßtest Dich zwingen ihn abzulegen — alle Zerstreuungen fliehen — denn Du kennst Dich genug, um zu wissen, wie wenig Du denen, die nach Deinem Geschmack sind, widerstehst. Jetzt ist jede Stunde kostbar — für das Leben entscheidend, in dem Du doch keine zweideutige Rolle kannst spielen und mit unvollendeten Anlagen am Anfang der Laufbahn kannst stehen bleiben wollen. Es giebt doch wahrlich nichts unseligeres als das Abgerißene in der Gedankenreihe, — im Wissen — im ganzen Sein — und wer nur kritisiert, wozu Du denn einen sehr starken Hang hast, dünkt sich früh schon weit und kann es in dieser Kunst auch sein, — aber wozu hilft es ihm — was gewinnt er für sich damit? — es ist

*) Fritz Michaelis, Professor der Medizin in Marburg.

dienst, wodurch er nur zu leicht über das positive
nein — der Jüngling sollte nicht eher richten,
affen hat und weiß, was schaffen heißt. — Der
Wendung sich zum Nachteil von allen Seiten,
llschaftlichen, wo er zum Referenten der Fehler
hrer wird, ohne etwas aus eigener Macht hin-
nterhaltung wird reizlos, ohne Folge, und man
vollem Recht seine Mängel nicht, der sich so
man ist immer geneigt zu fragen: Mein Freund
Schätze, laß sehen, wie du uns bezaubern und
Nur ein sehr hoher Grad von Verdienst oder
e Talente machen den wegwerfenden Eigendünkel
sind gemeine Wahrheiten — aber kennst Du sie
ndung auf Dich? Weißt Du, daß Du doppelt
ne Augen auf die Klippen zu richten, weil Du
in der Welt bereiten mußt und also die Meinung
verscherzen darfst — die hier eben so sicher
die der Dummen. Dein Wert, mein lieber Junge,
sen Schimmer — Du verfehlst im Stolz die
er Dir giebt — die Liebe, die er Dir immer
nicht sichtbar wird. Deine stille Bescheidenheit,

sache. Jetzt mußt Du nun, glaub ich, eine Disputation schreiben*) und da bitt ich Dich inständig, arbeite wie auf den Tod — es gelingt ungleich besser, was wir in fliegender Eile hingeworfen und dann nur bedächtig nachgesehen wird. Laß Dich nicht antreiben und wende alle Kräfte auf, bald und gut damit zu stande zu kommen. Wenn Dir auch jetzt meine Bitte ein wenig überlästig ist, so weiß ich doch sicher, Du wirst Dich ihrer zuweilen erinnern und sie wird Dir ein Sporn sein. Du kannst so manches wieder ausgleichen."

Schon 1784 verheiratete sich Karoline mit dem Bergmedikus Böhmer in Clausthal. Die Rücksicht auf anständige Versorgung, die bei einer zahlreichen Familie nahe lag, war ohne Zweifel das Hauptmotiv dieses Schrittes, und während sie in ihrer Abgeschiedenheit unermüdlich in Lektüre aller Art Anregung suchte, war nach ihrem Geständnis ein Gefühl heiterer Ergebung, die Grundstimmung jener Jahre. 1788 starb Böhmer und nun erst treten eine Reihe von Seiten ihres Wesens zu Tage, die ihr von da an eigentümlich geblieben sind. Zunächst war es ein Gefühl der Befreiung, das sie erfüllte.

Am 1. März 1789 schrieb sie von Göttingen aus, wo sie mit ihren beiden Töchterchen Therese und Auguste zunächst sich aufhielt:

„Nur einem glaube ich mit festem Schritt nachgehen zu müssen, dem Wohl meiner beiden kleinen Mädchen, alles übrige liegt vor mir da wie die wogende See, schwindelt mich vor dem Anblick, so schließe ich die Augen, allein ich vertraue mich ihr ohne Furcht. Ich weiß nicht, ob ich je ganz glücklich sein kann, aber das weiß ich, daß ich nie ganz unglücklich sein werde. Sie haben mich in einer Lage gekannt, wo ich von allen Seiten eingeschränkt, durch den Druck meines eignen Gewichtes niedersank — grausam bin ich herausgerissen, doch fühle ich, daß ich es bin, denn es ist so hell um mich geworden, als wenn ich zum erstenmal lebte, wie der Kranke, der ins Leben zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue reine Frühlingsluft atmet und in nie empfundenem Bewußtsein schwelgt. Ein Schleier fällt nach dem

*) Ch. Philipp Michaelis wurde 25. September 1790 von der medizinischen Fakultät in Göttingen examiniert, promoviert den 30. Dezember.

andern, es ist mir nichts mehr sehr wichtig -- Erfahrung mindert den Wert der Dinge, denn es nimmt ihnen die Neuheit — ich schätze nichts mehr, als was mir mein Herz giebt, und erwerbe nichts, als was ich mir selbst bereite."

Es war Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, an den Karoline diese Worte schrieb. In der Litteratur ist er bekannt als Freund der Bühne und Biograph Schröders, als Mensch scheint er durch die hervorragende Eigenart seines Geistes und Charakters besonders auf die Frauen eine große Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Auch Karoline trat an ihn heran mit einer Offenheit, mit einer rücksichtslosen Wahrhaftigkeit in den Mitteilungen über ihr eigenes innerstes Wesen, die die Briefe an Meyer zu den kostbarsten Stücken der Sammlung machen. Für diese ihre Offenheit gegenüber ihrem Freund und zugleich für ihre Starkgeistigkeit, ihre Sehnsucht nach Leidenschaft und ihr stolzes Selbstgefühl gegenüber dem Schicksal sind die Worte charakteristisch, die sie an Meyer schreibt, nachdem sie 1791 in Gotha die Bewerbung eines Generalsuperintendenten Löffler ausgeschlagen hatte:

„Das ganze Lebensgewirr kreuzte sich in meinem Kopf — so oder so! 3 Tage lang wars mir ein Rätsel — es löste sich zuletzt in die Frage auf: Willst du gebunden sein und gemächlich leben und in weltlichem Ansehen stehen bis ans Ende deiner Tage — oder frei, müßtest du es auch mit Sorgen erkaufen. — Die träge Natur lenkte sich dorthin — und die reine innerste Flamme der Seele ergriff dieses — ich fühle was ich muß — weil ich fühle was ich kann — schelte mich niemand unvernünftig — ich habe wohl erwogen und kenne den ganzen Wert einer Lage, wie sie sich in die gewöhnliche Reihe der Dinge paßt — aber verblenden konnt er mich nicht über den wahren Wert des Lebens. Wer sicher ist, die Folge nie zu bejammern, darf thun, was ihm gut dünkt. Ich hätte mich freilich noch sehr nützlich für den Staat machen können, wenn ich ihm eine Haushaltung besorgt und ein halb Dutzend Kinder mehr erzogen hätte, wie mein einziges liebes Mädchen — aber es geschieht eben so gut ohne mich und keine Glückseligkeit wird dann dabei zerstückt — für des lieben Gottes Staat ists also besser." —

Zunächst freilich kamen für Karoline verworrene Zeiten und Zustände, in denen schwächere Naturen wohl rettungslos verkommen wären. 1792 ging sie nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin Therese

Heyne mit Georg Forster verheiratet war. Mit ihnen lebte sie, und fast allgemein machte man ihr zum Vorwurf, daß sie ihr redlich Teil dazu beigetragen habe, Forster und Therese auseinander zu bringen, zumal da sie nach Theresens Abreise bei Forster blieb, um ihm nach ihrem eigenen Ausdruck als moralische Krankenwärterin zur Seite zu stehen. Mag auch Karolinens Schuld in dieser Sache geringer gewesen sein, als die Mitwelt urteilte, die unnatürlichen Verhältnisse jenes Mainzer Aufenthalts haben sich bitter an ihr gerächt. Nicht nur, daß sie in einer Art von Überreizung, die durch die aufreibenden und undankbaren Bemühungen um Forster hervorgerufen war, an einen Franzosen sich hingab: als sie wieder in ihre alten Verhältnisse zurücktrat, mußte sie bemerken, wie sehr sie in den Augen der Gesellschaft eingebüßt hatte. In Gotha zog sich alles von ihr zurück, sie wurde gemieden wie eine Geächtete und nur eine so elastische Natur wie die ihrige konnte unter einem solchen Druck einen so geistesfrischen und selbstbewußten Brief schreiben, wie der ist, den sie von Gotha am 20. Februar 1794 an Meyer schrieb. Viel schwerer muß es ihrem Stolz gefallen sein, daß in jener kritischen Zeit auch hochverehrte Männer wie Meyer, Tatter ihr zurückhaltend gegenüber traten. A. W. Schlegel, von ihr früher mit seinen Bewerbungen zurückgewiesen, hat sich ihrer damals angenommen. Ihm warf sie sich in die Arme, ohne Illusionen, vor allem, um sich und ihrem Kinde (Auguste) in ihrer zerrütteten Lage einen Beschützer zu sichern. Am 1. Juli 1796 wurden die beiden in Braunschweig getraut. Sie trat durch diese Heirat in den Jenaischen Kreis der Romantiker ein und hat in den folgenden Jahren mannigfaltig als treibendes Ferment in demselben gewirkt. Es sind viel weniger ihre Rezensionen und Aufsätze, es ist viel weniger ihre direkte litterarische Bethätigung, was ihr eine Stelle in der Geschichte der Romantik sichert, als vielmehr ihre ganze Persönlichkeit, die in ihre Sympathien und Antipathien auch andere hereinzuziehen weiß, die mit klarem und scharfem Urteil so oft in litterarischen und ästhetischen Dingen den Nagel auf den Kopf trifft. Wie geistvoll ist ihre Würdigung der kritischen und philosophischen Bestrebungen der poetischen Halbtalente in ihrer Umgebung, wenn sie ihnen zuruft: „Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken

sein, die in das Haus Gottes gehen — dann erst kommt Finsternis." So sehr sie freilich oft die dichterischen Hervorbringungen ihres Gatten überschätzt, so gut war ihr Rat, daß er von der Shakespeare-Übersetzung durchaus seine Hand nicht abziehen dürfe, denn diese bilde den „Rumpf seines Ruhmes". Treffend und unbeirrt von allem romantischen Cliquengeist ist ihr Urteil über den zweiten Teil des Sternbald von Tieck:

„Wie ist es möglich, daß Sie ihn dem ersten vorziehn und überhaupt so vorzüglich behandeln? Es ist die nemliche Unbestimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft — man hofft immer auf etwas Entscheidendes, irgendwo den Franz beträchtlich vorrücken zu sehen.

Thut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargestellt. Der Verse sind nun fast zu viel und fahren so lose in- und auseinander, wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten, in denen gar viel leise Spuren von mancherlei Nachbildungen sind."

Ihre scharfe Beobachtungsgabe, ihr treffendes Urteil tritt uns besonders auch entgegen in der Beschreibung, die sie über die unglücklichen Verhältnisse im Hause Bürgers in Göttingen ihrem Freunde Meyer im Jahre 1791 giebt. Es ist die Rede von Bürgers Frau, jener Elise Hahn, die Bürger 1790 geheiratet hatte, um sich 1792 wieder von ihr zu trennen. Karoline fährt dann fort in ihrem Brief:

„Du kennst die Menschen, Du hast wahr profezeit! Es ist ein kleines niedliches Figürchen, mit einem artigen Gesicht und Gabe zu schwazen — empfindsam wo es not thut, intriguensüchtig im höchsten Grad — und die gehaltloseste Coquetterie — der es nicht um einen Liebhaber sowohl — ohngeachtet sie auch da so weit geht, wie man gehen kann — sondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu thun ist, die ihre ganze Zeit damit verdirbt und den Kopf dabei verliert. Mir thuts sehr weh für Bürger — eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht — aber jetzt droht seiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts bekümmert — nicht einmal um ihr Kind — den kleinen Agathon,

der seit die Leute sich nicht mehr über den Namen wundern von aller Welt und von der Mutter vergessen ist. Nicht ein Funken mütterliches Gefühl in ihr! Sehen Sie, Meyer — darum müssen Weiber keine Liebhaber haben, weil sie so leicht Kind und Wirtschaft darüber vernachlässigen. Ich könnte Ihnen hiervon Anekdötchen erzählen, die mir die Thränen in die Augen gebracht haben. — Mein innerster Unwille wird reg, wenn ein Weib so wenig Weib ist, das Kind vergessen zu können, und wär ich Mann, ich möchte sie nicht in meine Arme schließen. Bürger fühlt alles und weiß sich nicht zu helfen — ist es denn so schwer, Mann neben euch zu sein? sagte mir Tatter. — Er wird eigentlich stupide neben ihr — ist still — und starrt mit abgestorbnen Augen in das Wesen hinein. Neulich klagte ers mir bitterlich, daß er so gar keinen Geist mehr habe, kommen Sie doch ihn wieder aufzuwecken — vor ihrem Netz sind Sie sicher — ein gescheuter Mann war bis jetzt noch nicht darin." —

Karoline war freilich nicht die Natur, sich gänzlich rein zu erhalten von den Sünden, die ein reges litterarisches Treiben meist nach sich zieht. Ja es wohnt ihr eine gewisse Neigung zu klatschsüchtiger Gehässigkeit inne. Sie war es, die die Romantiker in den Gegensatz zu Schiller hineintrieb, und unermüdlich sucht sie seine poetische Thätigkeit in Mißkredit zu bringen, sie war es, die an ihr 14jähriges Töchterchen Auguste schrieb „über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen". Sie hat sich auch später nicht genug thun können in gehässigen Reden über Friedrich Schlegel und Dorothea Veit. Diese unsympathischen Seiten ihres Wesens haben ihr in dem Schillerschen Kreis den Namen: „Madame Luzifer" eingetragen. Nicht minder berührt unser Empfinden unangenehm ein echt romantischer Zug raffinierter Überbildung und unnatürlicher, geistreicher Manieriertheit, wie er besonders aus dem Verkehr Karolinens mit ihrem früh verstorbenen Töchterchen Auguste uns entgegenblickt. Uns erscheint es fast frivol, wie die Mutter das 14jährige Kind in ihre Herzensangelegenheiten und in die litterarischen Streitereien ihres Kreises hereinzuziehen sucht. Manchmal freilich scheint Karoline selbst ein Gefühl davon gehabt zu haben, wie hohl doch vielfach das Treiben war, in dem sie stand. So schreibt sie am 28. Oktober 1799 an Auguste:

„— Der Fromann Tante, Mad. Hanbury ist da mit vielen Kindern — der Hofrat Hufeland ist zurück nebst Frau und Kindern. Lauserei das alles. Bonaparte ist in Paris. O Kind, bedenke, es geht alles wieder gut. Die Russen sind aus der Schweiz vertrieben — die Russen und Engländer müssen in Holland schmählich kapitulieren, die Franzosen dringen in Schwaben vor. Und nun kommt der Bonaparte noch. Freue Dich ja auch, sonst glaub ich, daß Du bloß tändelst und keine gescheite Gedanken hegst."

Dann folgen wieder allerlei litterarische Mitteilungen: Schlegel und Tieck haben auf Merkel ein satirisches Sonett gemacht, Schelling rückt der A. L. Zeitung mit voller Kraft auf den Leib ꝛc. — — „Doch diese Händel gehen Dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber viel." —

1798 trat der junge Schelling in den Jenaischen Kreis. Sehr bald faßte Karoline für den trotzig und kräftig auftretenden Jüngling, der mit heldenmütigem Ehrgeiz seine wissenschaftlichen Entwürfe verfolgte, in dessen Kopf der Plan einer Eroberung der ganzen Natur durch die verbündete Macht des Gedankens und der Dichtung arbeitete, ein lebhaftes Interesse. Und sie kamen sich noch näher, als am 12. Juli 1800 das Töchterchen Karolinens, Auguste, einer rasch verlaufenden Krankheit erlag. Ihr Schmerz und Schellings Teilnahme trugen dazu bei, den beiden über ihre gegenseitige Neigung Klarheit zu geben. Herzlich war ja das Verhältnis zu Schlegel im Grunde nie gewesen, es fiel innerlich immer mehr auseinander. In ihren Briefen behält Karoline ihm gegenüber stets eine gute Haltung, manchmal allerdings blickt ihre Ungeduld deutlich durch, so wenn sie am 7. Juni 1801 ihren Brief an Schlegel beginnt: „Aus Deinem Schreiben will erhellen, als ob einige Stellen des meinigen Dir nicht allerdings angenehm gewesen — unterthänigst zu dienen —, solches haben mir dieselben wohl vergolten, denn große Strecken von Dero Brief haben mir eine fast unannehmliche Empfindung verursacht und wollen solches hiemit kurz abbrechen."

Es war eine Lösung unnatürlicher Zustände, als Schlegel und Karoline ihre Ehe auflösten und diese 1803 Schellings Gattin wurde. Geschickt und geistesstark hatte sie eine lange Zeit sich zwischen dem Gatten und Geliebten, zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Freundschaft und Liebe geteilt. Nun war sie da, wohin

ihr Herz sie gezogen. Unter dem Eindruck ihrer bisherigen Erfahrungen schrieb sie damals: „Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß, wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß und sich selbst das Gelübd ablegen, nichts zu thun, um es zu verscherzen." — Es folgen für sie Jahre der beseligten Ruhe, denn in Schelling hatte sie den Mann gefunden, der ihr Herz und ihren Geist befriedigte. Ihm giebt sie sich völlig hin, sein Geist ist ihr der unversiegliche Quell, aus dem ihr alles Herrliche und Tröstliche zuströmt.

Wie mannigfaltig und anmutig weiß sie ihre Liebe auszusprechen in ihren Briefen. Es klingt oft an die Redeweise hebräischer Poesie an, wenn sie ihm am 1. März 1801 schreibt:

„Deine Freundin ist ganz allein und kommt zu Dir. Sie möchte gern nicht daran denken, daß Du vielleicht schmerzlich damit beschäftigt bist, ihr zu schreiben, und was Du ihr wohl antwortest, aber eine andere Zuflucht sucht sie nicht vor dem Denken an Dich als Dich selber. — — Laß uns reden, mein süßer Freund, von großen Dingen — liebliches Unterreden heilet bittres Weh. Ich kann nun schon die Stunden zählen, bis wann ich Deine Stimme wieder hören werde und in Deine Augen blicken — —"

Wenig später beginnt sie einen ihrer Briefe an ihn:

„Wenn ich nur zu Dir kommen könnte diesen Abend und liebreich mit Dir schwatzen. Die Sonne und der blaue Himmel lockten mich heute unwiderstehlich an und mahnten mich an meinen Freund; ich wünschte zuletzt nur, es möchte recht schlecht Wetter sein und bleiben bis zum wahren Frühling, dann ist doch alles rund herum zu und man weiß, daß man nicht heraus kann."

Wie sie die letzten Stunden des scheidenden Jahrhunderts und den Anfang des neuen von nichts anderm erfüllt war als vom Gedanken an den Geliebten, das zeigt uns ihr Brief aus Braunschweig, den sie Anfang Januar an Schelling schrieb:

„Mein lieber Freund, wie bin ich doch in den letzten Stunden des Jahres so lebhaft bei Dir gewesen. Am Morgen bekam ich Deinen Brief vom Weihnachtstag noch und wußte also wo Du

jenen Abend sein würdest, das machte mir meine Einsamkeit recht heiter. Ich lebte nicht in mir, sondern völlig in Dir. Ich sah in das Zimmer hinein, wie Du gewiß hinein gesehen hast und dachte es müßte auch vor meinen Augen etwas vorgehen, aber so weit gingen meine Visionen nicht, daß ich Dir nun etwa schon erzählen könnte, was Du mir zu erzählen haben wirst. Ich weiß nichts, als daß bei Göthe etwas vorgegangen ist; ob ihr euch etwas habt aufführen lassen, oder selbst die Schauspieler waret, steht mir zu erfahren. Im letzten Fall kannst Du leicht um 12 Uhr Deiner Freundin Andenken in der tollen Gegenwart ertränkt haben. Ich will Dirs aber verzeihen, mein Liebling; der erste Augenblick, wo ‚Deine Intelligenz sich wieder durch freie Abstraktion losriß', gehörte doch wieder mein. Soll ich Dir auch mein 12 Uhr beschreiben? Es hatte bloß ein innerliches Dasein, rings herum kein Laut, kein einzig festlich Zeichen. Es gab allerlei Gesellschaften, aber ich hätte bei keiner sein mögen, auch die übrigen mochten nicht; Luise ging nur ein paar Stunden auf einen Ball und kam um 10 Uhr zurück. Schlegel befand sich nicht wohl, er schlief in meiner Stube auf dem Sopha den ganzen Abend. Ich war noch zu Luisen hinunter gegangen, denn zu Bett legen wollte sich doch keiner; wir brauten eine kleine Schale Punsch mit huile de Canele, der Schlag 12 überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns heruntergehen wollen, also begegneten wir uns, wie die beiden Jahrhunderte, auf der Treppe. — —

Es war nicht eine einzige öffentliche Feier hier angestellt, so daß sich außer dem Nachtwächter, der ein langes Lied sang, nichts vernehmen ließ. Siehst Du, diesmal hast Du es viel besser gehabt — und wirst es wohl oft noch besser haben, als Deine gute Freundin. —

Gestern haben wir doch etwas für die neue Zeit gethan. Herr und Madam Schlegel haben ein Souper gegeben von einer sehr feinen Gattung, feine Leute, feine Speisen, feine Weine, feinen Geist. Zuerst ist der Tristan*) vorgelesen, dann Paläophron und

*) Schlegels Umdichtung des ersten Gesanges. Werke I. S. 100.

Neoterpe*) und zum Nachtisch ein Hanssachsisch Fastnachtsspiel,**) das Schlegel in aller Eile machte, wodurch es nicht schlimmer gerieth; es geht ins Transszendente, ist aber doch sehr lebendig und gefiel ungemein. Er wird Dirs gern mitteilen. Höre, ich will Dirs nicht verbergen, auch der Pfarrer***) ist vorgelesen worden und es entgieng niemand der großen Wirkung dieses inkorrekten Gedichts. Anonym blieb es, wie es sich versteht; nur Luise ahndete, es möchte von Dir sein und sagte es mir nachher. Schlegel, der es vorlas, wurde selbst wieder ganz davon ergriffen und ich geriet in ein Zittern, an dem die Vorstellung, daß dies Dein Werk sei, wie gewöhnlich keinen kleinen Teil hatte."

Und als die beiden nun vereinigt waren, wie freuen wir uns über den behaglichen, lebensfrohen Bericht, den Karoline ihrer Freundin giebt von der Reise, die die Neuvermählten September 1803 nach München machten:

„Von Stuttgart giengen wir zuerst nach Tübingen, wo Schelling sich noch nicht präsentiert hatte vor den alten Karrikaturen, die sich dort Professoren nennen. Ich habe da alles gesehen wo er gelebt und gelitten, im Stipendium gewohnt, gegessen, wie er als Magister gekleidet gewesen, wie der Neckar unter seinen Fenstern vorbeigeflossen und die Flotzen darauf und alle alte Geschichten, die er so hübsch erzählt, ich habe auch Bebenhausen besucht, wo er seine erste Kindheit zugebracht; sein Vater war Professor der dortigen Klosterschule; es liegt mitten im Walde, die Hirsche kommen und fressen einem aus der Hand, Du weißts ja.

Von Tübingen gingen wir über die sogenannte Württembergische Alp nach Ulm, wo schon die Donau zwar nicht breit aber tief und reißend strömt, von da nach dem prächtigen Augsburg, das in einer schönen Ebene liegt und was ich möchte gekannt haben, ehe seine Kaufleute Grafen wurden — von dort nach München, alles auf Chausséen, über welche die Wagen wie mit Flügeln rollen.

---

*) Von Goethe.

**) Werke II., S. 149.

***) Schelling, Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning. Werke X., S. 431.

Hier ist nun eine ganz andere Welt, dergleichen ich noch nicht gesehen, nicht von Seiten der Natur, denn auch München liegt in einer unabsehlichen Ebene und die Tyroler Gebirge zeigen sich nur von einer Seite wie leichte blaue Schatten am Horizont, aber der Menschen, der Trachten u. s. w. das ist ein Blut und ein Fleisch und Bein!

Die Mädchen wunderschön, goldne Mützen, vortrefflichen Haarwuchs und dazu lange seidne Kleider für die eleganten, für die Philisterinnen Röcke mit hunderttausend Falten, lange Taillen, Kamisöler mit steifen Schößen, mit silbernen Ketten, das Brusttuch geschnürt, offne Busen und welche! Die Bauernweiber in Pelzkappen und steifen bunten Corsetten wie ein Panzer, in dem sie nur so drin stecken. Ich habe schon alles Volk durcheinander gesehen, denn heut ist eben ein Feiertag, und es gab eine Prozession, der fast die ganze Bürgerschaft folgte. Solche dicke Andacht ist mir denn doch noch nicht vorgekommen, die Leute scheinen in ihrer derben Leiblichkeit doch gar nichts mehr von ihrem Leibe zu wissen, wenn sich der hochwürdige Leib naht. Ihre Rosenkränze nehmen kein Ende, die Kugeln daran so dick wie welsche Nüsse und silberne Kruzifixe von 1/4 Elle. Dafür nehmen sie es in Franken etwas leichter."

Sechs Jahre, nachdem sie diesen Brief geschrieben, starb Karoline in Maulbronn bei ihren Schwiegereltern, die sie besucht hatte; dort ist sie auch begraben.

„Sie war," so schrieb damals ihr tiefgebeugter Gatte, „ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. — Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!" —

Es ist ganz unmöglich auch in einem ausführlichern Lebensabriß ein deutliches, plastisches Bild von der Eigenart dieser Frau zu geben; wir werden immer wieder auf ihre Briefe selbst gewiesen. Immerhin treten die charakteristischen Seiten ihres Wesens uns deutlicher entgegen, wenn wir ihren Briefwechsel mit dem von Raich herausgegebenen der Dorothea von Schlegel vergleichen.

Dorothea*), die älteste Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, wurde wie Karoline im Jahr 1763 geboren. Im Geist ihres Vaters erzogen, verkehrte sie während ihrer Jugend in den Kreisen, die der Geistesrichtung Mendelssohns nahestanden. Erst 15 Jahre alt, heiratete sie nach dem Willen ihres Vaters den Banquier Simon Veit. Von den vier Kindern dieser Ehe blieben zwei am Leben, Jonas geb. 1790 und Philipp 1793, sie wurden später Maler nnd bewegten sich in den Kreisen und Anschauungen der Nazarener. Die Ehe mit Veit gewährte jedoch Dorothea keine Befriedigung. Als daher Friedrich Schlegel in Berlin erschien und einen tiefen Eindruck auf Dorothea machte, trennte sie sich von ihrem Manne, um von da an ihr Schicksal an Schlegel zu binden, dem sie bis zu seinem Tode 1829 zur Seite blieb.

Dorothea wird ja meist neben Karoline genannt, wenn von jenen hervorragenden Frauen der Romantik die Rede ist, die für sich und ihre Lebensführung mehr Freiheit beanspruchten, als die Sitte erlauben wollte, aber wie die äußere Erscheinung der beiden eine völlig verschiedene war — Karoline hatte feine, anmutige, bezaubernde, Dorothea etwas derbe, grobe Züge, die durch große, brennende Augen geistig belebt wurden — so tritt auch in ihren Briefen eine vielfach verschiedene Geistesart zu Tage. Den Briefen Dorotheas fehlt das Geschmeidige, Elastische, Schlagfertige, das uns in Karolinens Briefen bezaubert. Dorotheas Art, das Leben zu nehmen und ihre Eigenart darzubieten, hat etwas viel Schwerflüssigeres. Sie steht trotz ihrer romantischen Lebensschicksale dem Mittelmaß bürgerlichen Empfindens viel näher als Karoline. Dafür spricht auch die Art ihrer Frömmigkeit, wie sie sich seit ihrem Übertritt zur katholischen Kirche 1808 immer mehr bei ihr herausbildete. Sie lebt sich ganz in die Redewendungen und Anschauungen der durchschnittlichen Kirchenfrömmigkeit ein. Dafür bewahrten sie ihre Eigenschaften wieder vor Gefahren, denen Karoline nicht entging. Während die Briefe der letztern an ihr Töchterchen Auguste oft einen ungesunden, manierierten Eindruck machen, spricht aus Dorotheas Briefen an ihre Söhne in schlichten und darum sympathischen Tönen mütterliche Liebe und Fürsorge. Recht plastisch und anschaulich tritt uns die souveräne Natur

*) Noch im dritten Jahrzehnt ihres Lebens nannte sie sich Brendel-Veronika.

Karolinens entgegen in den Schilderungen, die Dorothea von ihrem Wesen ihrer Freundin Rahel Levin im November 1799 von Jena aus entwirft.

„Mit Karoline bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr aufs Beste und das ist nicht so etwas Leichtes, denn sie schmeichelt nicht ein einziges Mal und thut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich mußte also von ihrer Seite eine etwas scharfe Prüfung ausstehen, eh' sie mir gut ward; freundlich war sie aber von Anfang an. Was mir aber sehr schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urteilt sie auch über jedes Werk der Kunst und über alles ganz dreist; was aber von andern arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbesonnenen Rücksichtslosigkeit des Charakters. Sie ist wirklich recht sehr brav und jedes Gute an jedem Menschen steht bei ihr am rechten Ort angeschrieben. Sie hat zwar eine sehr hohe Meinung von sich, eigentlich sollte aber jeder rechtliche Mensch diese von sich haben, besonders, wenn sie so neben der Gerechtigkeit für jedes fremde Verdienst steht als bei Karoline und so ganz naiv sich bei jeder Gelegenheit zeigt und niemals die hohe Meinung über sich selbst im Herzen versteckt, während sie eine für einen andern erheuchelt. Man ißt auch in ihrem Hause sehr gut, sie macht die Wirtin sehr gut und mit einem leichten Anstand. Wie sie sich aber in einem fremden Hause mit ihrer dreisten Zuversichtlichkeit und ihrem unbekümmerten Wesen ausnehmen möchte, ist schwer zu sagen; etwas sauer möchte sie es einem wohl machen ihre Wirtin zu sein. Ich bin ihr aber recht gut geworden und setze das unumschränkteste Zutrauen in sie. Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen W. Schlegel sagten, gab mir gleich anfangs die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun völlige Überzeugung habe."

Im Januar 1800 ist wieder in einem Briefe an Rahel Levin von Karoline die Rede: — — „Sie wollen," heißt es dort, „Karoline Schlegel nicht für hart erkennen. Darin haben Sie nun geirrt nnd hätten Sie sonst niemals geirrt. Hart, hart, wie Stein. Wir beide, Sie und ich, meine Liebe, wir sind sammetweich gegen Karoline. Sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, wenn sie will, aber sie muß nicht. Nein Liebe, sie hat inner-

liche Vorzüge vor den meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grad; in der Kieselhärte sucht sie aber ihres gleichen und wie Ihnen das entgehen konnte, ist mir unbegreiflich." —

Noch manche Äußerung ihrer Zeitgenossen könnte den tiefen Eindruck, den Karolinens Persönlichkeit machte, bezeugen. Auch Fr. Schlegel konnte sich's nicht versagen, einer der Frauengestalten in der Lucinde die geistigen Züge Karolinens zu leihen. In neuester Zeit hat Haym (Preußische Jahrbücher, November 1871) in eingehendster Weise ein Bild von Karolinens Lebensgang und Persönlichkeit entworfen. Ein gleiches, nur von geringerm Umfang, liegt von M. Bernays vor (Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte, zweiter Band). Seine zusammenfassenden Worte mögen uns noch einmal in kurzen Zügen die Eigenart ihres Wesens und ihrer Briefe vergegenwärtigen:

In diesen Briefen — „zeigt sich uns ein Wesen, auf das reichste mit allem Schmuck geistiger und körperlicher Anmut ausgestattet; wir empfangen das Abbild eines Seelenlebens, dem wir in allen seinen Regungen, wie unstät diese auch wechseln mögen, mit immer gleich gespannter Teilnahme folgen müssen; es enthüllt sich eine Natur voll von hinreißender Gewalt der Empfindung, der sie selbst erliegt, und zugleich voll dämonischer Kraft, mit der sie alle, die sich ihr hingebend nähern, im festen Banne hält — eine Natur, in welcher die übermächtige Leidenschaft die Klarheit der Einsicht weder verdunkeln noch die Deutlichkeit der Erkenntnis zerstören kann — eine Natur endlich, die von kecker Wagelust getrieben, sich in die Gefahr der Verirrung rücksichtslos hineinstürzt und wenn auch nicht unbefleckt, so doch mit ungeschwächter Geistes- und Gemütskraft aus ihr hervorgeht. — — —

Ihre Briefe sind ein fortwährendes Selbstbekenntnis. Nicht nur was sie sinnt und thut, wird hier offen ausgesprochen — — Klarheit über sich selbst bleibt ihr stets ein Bedürfnis. Ihre Briefe gleichen bald bewegten Monologen, in denen das Gemüt nur mit sich allein verkehrt, bald erscheinen sie als rückhaltlos vertrauliche Mitteilungen, als lebhafte Gesprächsäußerungen, mit denen sie sich an Gleichgestimmte wendet oder an solche, die sie in den Kreis der eignen Stimmungen und Anschauungen hineinziehen möchte. In beiden Fällen vernehmen wir von ihr die Wahrheit. Denn andern eine Täuschung vorzuspiegeln, verschmäht

sie und daß sie sich selbst ein Geheimnis bleibe, das duldet ihr scharfer Verstand nicht Die Leidenschaft führt sie nie zum Selbstbetrug. Solange der erregte oder bängliche Zustand dauert, in den sie durch eigne Schuld oder seltsame Wendungen des Geschicks versetzt worden, ist sie ganz in den Empfindungen befangen, die ihn begleiten müssen; sobald aber der Zwang dieses Zustandes gelöst und sie ihrer natürlichen Freiheit wiedergegeben ist, spricht sie sich selbst das Urteil, das wir, die nach so langer Zeit gleichfalls zum Urteil aufgerufen werden, selten verschärfen müssen. Sie spricht es freilich nicht im Ton büßender Reue aus; sie kann den Zustand, dem sie nun entronnen ist, klar auffassen und bezeichnen, weil, wie ihr Selbstgefühl sie glauben macht, sie sich mit ihrer geistigen Kraft auch wirklich über ihn erhoben hat und ihn von der gewonnenen Höhe deutlich überschaut — — mit den bewegtesten Seelenlauten, mit wahren Naturstimmen des Gefühls und mit den kräftigsten Geistesworten sprechen diese Briefe zu uns. Der Menschen- und Herzenskenner findet sich, so oft er auch zu ihnen zurückkehrt, hier immer von frischem angeregt zur Betrachtung und Ergründung der ewigen Rätsel, die jedem neuen Geschlechte immer neu aufgegeben werden."

Die jüngere Romantik.

Ungleich frischer, anschaulicher, naturhafter als bei den ältern Romantikern ist die Brieflitteratur, die den Kreisen der jüngern Romantik entstammt. Hier vermögen auch Größen zweiten Ranges einen Brief zu schreiben, der durch Farbe und Stimmung anspricht. Bei jenen finden wir — nur Karoline ausgenommen — selten Schilderungen und Naturstimmungen, noch seltener einen behaglichen Humor. Von der altdeutschen Sinnigkeit, die man so oft als Eigentum der ganzen Romantik verkündet, ist kaum eine Spur. In den Briefen der jüngeren Romantiker treten diese Elemente in Kraft. Auf den Briefen der Gebrüder Grimm liegt der duftige Hauch Eichendorffischer Naturstimmung. Die Briefe der Bettina bedeuten eine Epoche in der Entwicklung unseres Naturgefühls, Briefe wie die Mendelssohns und Schumanns in ihrer Aufgeschlossenheit für die schöne bunte Fülle des Lebens sind

ein Fortschritt gegenüber den abstrakt geistigen Interessen, um die sich in der Hauptsache die Briefe der älteren Generation drehen. Erst Varnhagen und die Rahel stellen wieder den Übergang zu einer andern Art des Briefstils dar, während das Beste, was wir von den Männern der schwäbischen Schule und den Dichtern der Befreiungskriege haben, ganz den geistigen Charakter trägt, der die Briefe der jüngeren Romantik auszeichnet.

Ein männlich frischer, tüchtiger Ton geht durch die Briefe Achim von Arnims; da treffen wir kaum auf die launenhaften Willkürlichkeiten, in denen sich die Geschwister Brentano gefielen. Wo nötig, kann sich die Frische zur respektablen Grobheit steigern, bei anderem Anlaß verfeinert sie sich zu poetisch stimmungsvollem Ton. Dabei erfreut immer wieder der Eindruck einer gesunden und verständigen Weltbeurteilung. An Görres schreibt er: „Zu einer ansehnlichen Stelle muß man so klebrig sein wie eine Schnecke, um hinauf zu kommen, und auf der Spitze muß man schlafen können auf einem Bein wie ein Vogel.“ Auch seinen Freund Brentano beurteilt er treffend in einem andern Brief an Görres: „— Beim Teufel fällt mir ein, daß der Clemens viel von ihm spricht, daß er ein katholischer Eiferer geworden, daß er Geistlicher werden will. Übrigens ist er nicht sonderlich verfallen. Er hat mehrere Monate bei einer kranken Nonne in Dülmen gelebt und will jetzt ganz zu ihr ziehen. Als vorübergehende Beschäftigung ist es merkwürdig genug und es freut mich für ihn, daß er einer gewissen Richtungslosigkeit entrissen. Allzulange wird er wohl so wenig wie sonst aushalten, und es ist mir interessanter, was er aus sich dabei entwickelt, als was die Kranke ihm an Visionen mitteilt, die ohnehin ihre Autorität durch die von ihm erhaltene Färbung verlieren.“

Clemens Brentano giebt uns ein deutliches Bild seines in Arnims Worten angedeuteten Wesens in seinen Briefen. Das Schönste von ihm ist uns erhalten in seinen Jugendbriefen an die Schwester Bettina. Sie sind von ihr veröffentlicht in dem „Frühlingskranz Clemens Brentanos aus Jugendbriefen ihm geflochten.“ Es ist in diesen Briefen kaum ein Unterschied zwischen seiner Schreibweise und derjenigen der Schwester. Nach ihrer Weise mag auch Bettina manches redigiert und komponiert haben. Auch was wir sonst an Briefen von Clemens haben, zeigt uns seine geistige Beweglichkeit und seinen barocken Humor. Über

Varnhagen schreibt er an Görres: „Er ist von hier zur Schlacht von Wagram als Volontär gelaufen und hat einen Schuß in die Lende erhalten. Er ist zugleich ein Mensch, der mit der Schere kleine Landschaften aus Papier schneidet und eine bis zum Unsichtbaren feine, zierliche Hand schreibt, er schreibt Sonette in den Raum eines Groschens, die nicht sechs Pfennige wert sind; er ist jetzt mit dem Kommandeur seines Regiments nach Italien gereist. Unbegreiflich scheint einem in ihm folgende Kombination: Dieser nonnenhafte Ausschneider, der hier den Damen Unterricht im Theemachen gab, rennt zu Fuß nach Wagram, wird blessiert von einer Kanonenkugel und schickt wöchentlich seinen hiesigen Bekannten sechs bis sieben ganz leere moderne Sonettchen in den Raum einer Spielkarte geschrieben.“ Originell wird Clemens meist, wenn er in Eifer gerät, dann kann er meisterlich über die Frechheit, Vatermörderei und Überbeinigkeit der Zeit und über alles, was ihm Unbehagen macht, perorieren.

Von Eichendorff ist uns leider nur wenig an Briefen erhalten. Als die Veröffentlichung des Varnhagenschen Nachlasses durch Ludmilla Assing soviel Staub aufwirbelte, verbrannte Eichendorff fast sämtliche Briefe, die er besaß, um Ähnlichem vorzubeugen. So sind nur vereinzelte Briefe da und dort in Sammlungen von ihm erhalten.

Eichendorffs treuherziger, braver Sinn, sowie die ihm eigene Stimmungswelt kommt anmutig und überzeugend zum Ausdruck in dem Schreiben, mit dem er das Manuskript seines Romans „Ahnung und Gegenwart“ an Fouqué begleitete.

„Es ist so traurig für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem Leben überhaupt ernsthaft und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Beratung darlegen und komme dabei natürlich auf die wenigen würdigen Repräsentanten derselben und Kernhalter deutschen Sinnes zurück. Ich wüßte unter diesen keinen, dem ich herzlicher vertraute, von dem ich den Beifall erfreuter und den Tadel demutsvoller annähme als von Ihnen, Herr Baron.

— —

Ich kann es nicht sagen, welche fromme Freude mich erfüllte, als ich aus den Zeitungen vernahm, daß Sie, Herr Baron, Gott

gnädig durch alle Gefahren dieses Krieges hindurchgeführt und uns erhalten hat. Es giebt noch so vieles, großes und freudiges zu vollbringen. Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend solcher großen Gnade des Herrn und der eignen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andre Kämpfer noch als bloße Soldaten. Wäre auch ich im Stande, zu dem großen Werke etwas rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit anerkenne und der Wille, das Beste zu erlangen, ist redlich und ewig.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit tiefer Rührung, Herr Baron, habe ich mich auch an Ihren neulich erschienenen Jugendgedichten erlabt. Das ganze Büchlein kommt mir vor wie jene wunderbaren blauen Vorfrühlingstage, wo ein leises Auferstehen auf den Feldern anhebt, Gras und Bäume sich rühren und einzelne Lerchen jubelnd durch den Himmel schweifen. Nur hin und wieder schlägt eine frühzeitige Nachtigall in dem Gebüsch, aber die Ahnung des überschwenglich reichen Frühlings erfüllt die ganze Seele."

Eigenartig ist der Eindruck, den die Briefe von H. v. Kleist machen. In den Briefen an seine Braut giebt er seinem didaktischen Hang ungemein nach. So werden dieselben oft förmliche Abhandlungen, dann geht er auch wohl in denselben auf die „Bilderjagd" und häuft in seinen Beschreibungen Bild auf Bild: Der Kronleuchter der Sonne sinkt hinab und versteckt sich hinter die Erde, die Türme ragen empor wie die Fühlhörner eines Insekts, der Fluß wandelt zwischen seinen Ufern wie das Kind zwischen Vater und Mutter, ein Weg schleicht um die Außenwerke der Festung wie ein Spion u. s. w. Das Innerste seines Herzens offenbart er in den Briefen an seine Schwester Ulrike und in ergreifender Einfachheit spricht hier sein heißes Ringen nach dem Höchsten und der Schmerz über enttäuschte Hoffnungen. Mächtig hat er in sich um die Ausführung der Normannentragödie Robert Guiskard gekämpft, aber er kann sich nicht genug thun; nun schreibt er an die Schwester: „Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike, wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden

Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte, ‚mein Gedicht ist fertig‘. Ich habe nun ein Halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu soviel Kränzen noch einen auf unsre Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsre heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben soviel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen. Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht."

Von den wissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit sagt Treitschke:

„Der trockene Staub, der so lange auf den Werken der deutschen Gelehrsamkeit gelegen, war wie weggeweht. — Die neue Wissenschaft fühlte sich als die Schwester der Kunst. Ihre Jünger hatten allesamt aus dem Becher der Schönheit getrunken, manche sogar in den Kreisen der Poeten die bestimmenden Eindrücke ihres Lebens empfangen. Sie schauten alle voll Ehrfurcht zu dem alten Goethe empor und scharten sich wie eine unsichtbare Kirche um diesen zentralen Geist, der aus der Hand der Wahrheit den Schleier der Dichtung empfangen hatte und das Ideal der Zeit, die lebendige Einheit von Kunst und Wissenschaft in seinem Leben wie in seinen Werken verkörperte. Sie alle bemühten sich, die Ergebnisse ihrer Forschung in edler, würdiger Form auszusprechen. An allen Werken dieser Forscher hatten das warme Herz und die schöpferische, das historische Leben nachdichtende Phantasie ebenso großen Anteil wie der Sammlerfleiß und der kritische Scharfsinn."

Diese Worte gelten vor allem dem, was die Gebrüder Grimm geschrieben haben.

Jakob Grimm liebte es, die wundervollen Ergebnisse seines rastlosen Entdeckersinnes in einer Sprache voll bilderreicher Anschaulichkeit und mächtiger Empfindung auszusprechen, Wilhelm Grimm stand der Dichtung fast noch näher als sein Bruder. Eine sinnige, zartfühlende Natur gab er den Hausmärchen ihre liebliche Form, und in dem liebenswürdigen Briefwechsel der Brüder mit der Familie Haxthausen sind es auch die Briefe Wilhelms, über denen ein besonders zarter, poetischer Duft liegt, während diejenigen Jakobs mit tieferen Tönen dazwischen klingen. Dieser Briefwechsel, herausgegeben unter dem Titel: Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm, von Dr. Alexander Reifferscheid, Heilbronn 1878, gehört zu dem Lieblichsten und Duftigsten, was die Romantik auf dem Gebiet der Brieflitteratur hervorgebracht hat.

Wie köstlich wissen uns Schwind und Ludwig Richter deutsches Land, deutsches Volk und deutsches Empfinden in ihren Gemälden und Zeichnungen vor die Seele zu zaubern: Die deutschen Städte mit ihren Giebeln, Erkern und Wasserspeiern. Hinter den Fenstern ein verschämter Mädchenkopf. Die deutschen Wälder mit ihren breitwipfligen Eichen und Buchen, ihren Farnkräutern und Schmetterlingen, und überall in den Städten in Feld und Wald kindlich sinnige oder harmlos behagliche Gestalten.

Die Töne, die Eichendorff in seinen Gedichten, Schwind und Richter in ihren Werken angeschlagen haben, sie klingen auch durch die Briefe der Gebrüder Grimm, denn niemand hat wie sie gelauscht am Born deutschen Volkstums. Die Haxthausen, an welche die Freundesbriefe gerichtet sind, waren eine katholische Adelsfamilie, ansässig in Westfalen. 1811 waren die Brüder in nähern Verkehr mit der Familie getreten. Oft saßen da die Hausgenossen und die Gäste im großen Gutshofe vor der Hausthüre. Hof und Allee wurden von dem Glanz des großen Kometen erhellt und die alten Lieder unseres Volkes erklangen hell in die Nacht hinaus. Von dieser Zeit an sammelte die Familie eifrig alte Volkslieder und Volkssagen und teilte froh den Brüdern mit, was ihnen zukam. Die Brüder waren jederzeit willkommene Gäste auf dem Edelhof und in der Zwischenzeit flogen die Briefe hin und her. Wie liebenswürdig, behaglich und humoristisch weiß da W. Grimm zu plaudern, so z. B. in dem Brief vom Mai 1821 an Fräulein L. v Haxthausen.

„Ihr freundlicher Brief liegt, seit ich ihn empfangen, in meinem Arbeitstisch, das schöne Kränzchen von Moos und Winterblumen mit den guten Sprüchen habe ich mehr als einmal betrachtet und gelesen. Ich dachte, wie ich voriges Jahr auch gedacht, die Antwort selbst zu überbringen, aber meine Gedanken scheinen auch nicht besser als voriges Jahr, wo ich keinen Tag aus der Stadt wegkommen konnte, in Erfüllung zu gehen. Dies auszuhalten würde mir schwerer fallen, wenn ich nicht von meinem Fenster den freien Himmel und die grünen Bäume sehen könnte. In diesem Frühling, der so warm und schön war, als er jetzt kalt und unfreundlich ist, blühte jetzt alles um mich herum wie ein Garten Gottes. Die armen Nachtigallen, die bis nah zu unserm Haus kommen, haben mitten in dem kalten Regen ihre Stimme erschallen lassen. Eigentlich bin ich dieses Jahr noch mehr gebunden als das vorige, da ich unserem Kurprinz Vorlesungen halten muß; ich könnte mich höchstens ein paar Tage frei machen, allein soll ich den einen Abend anlangen, um den Morgen des zweiten Tages wieder fortzugehen, das kommt mir zu unnatürlich vor.

Sonst geht es uns ziemlich wohl. Lotte, die Sie herzlich grüßen läßt, hat sich nach und nach gebessert, so daß wir hoffen dürfen, Gott werde ihr ihre völlige Stärke und Gesundheit wiedergeben. Der Maler ist mit einem Ölbild beschäftigt, einer heiligen Familie nach eigener Composition, das Ihnen vielleicht, wenn Sie es sehen, Vergnügen machen wird. Jakob arbeitet an der zweiten Auflage seiner Grammatik, einem an sich guten Buch, dennoch dürfen Sie sich glücklich schätzen, daß Sie darin nicht zu lesen brauchen.

Unsere Freundin, die GR. E. hat sich wie ein Phönix verjüngt. Nachdem sie ihr Haus verkauft und das viele alte Gerümpel, das ohne Zweifel darin gesteckt, zusammengetragen, angezündet und sich darauf verbrannt hat, ist sie jugendlich wieder daraus hervorgegangen. Eigentlich geschieht ihr durch das Gleichnis zu viel Ehre, sie würde es gern annehmen, da sie über ihre Dichtergaben selbst am wenigsten Zweifel hegt. Sie hat sich vor dem andern Thor in eine kleine Villa eingemietet, die ein französischer Baumeister sich erbaut, und die innen allerliebst eingerichtet ist, außen reizend in einem kleinen Boskett liegt. Wir waren einmal zum Thee eingeladen. In dem größten Zimmer

stand ein prachtvolles Sopha mit gleichen Stühlen von schwerem, weißem Seidenzeug, mit kleinen Blumen besät. Sie sagte mir, das ist mein Brautkleid, womit ich diese Möbel habe überziehen lassen; ich hatte es für den Fall, daß ich Wittwe würde und meine Kinder alle verheiratet sein würden, aufgehoben. Einen Herrn, der sich auf das Sopha niedergelassen, um sein Stückchen Butterbrot zum Thee zu genießen, rief sie ab, um ihn in ein dringendes Gespräch zu verwickeln. Sie gestand mir hernach, oder vielmehr sie sagte aus freien Stücken, denn sie sagt alles heraus, sie hätte ihn bloß weggelockt, damit nicht ein Bröschen Butterbrot auf das Sopha fiele, es konnte davon fleckig werden, es sei doch ihr Brautkleid. Sie hat beides, etwas von einer Hexe und einer wohlwollenden und gutmütigen Frau. In einer Kammer, in die ich geriet, fand ich ein Bett mit einer Unzahl von alten gewaschenen Handschuhen, die darauf trocknen sollten. Sie hat alle, die sie je gebraucht, ich glaube auch seit sie Braut gewesen, aufgehoben und wollte sie jetzt wieder in Stand setzen, um sich wahrscheinlich für die übrige Lebenszeit damit zu versorgen. So lebt sie beständig in geschäftigem Müßiggang. In einem der äußerst kalten Wintertage dieses Jahrs hat sie einmal, wie alles weggegangen war, in einem Windofen selbst Feuer anmachen wollen, es ist kein Stroh da und ihr fällt ein, daß in einer Bodenkammer unter anderm Bettzeug auch ein Sack stecke, dessen altes Stroh zu verbrennen eine löbliche Ökonomie wäre. Sie geht also hinauf, wirft alles Bettwerk, denn der Sack liegt unten, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auseinander. Es thürmt sich gegen die Thüre und drückt diese zu. Wie sie endlich den Sack gefunden und die Hand voll Stroh erbeutet hat, sieht sie, daß die Thüre, die nur von außen kann geöffnet werden, zugeschnappt ist, und so muß sie drei Stunden in der Kälte verweilen, wo erst jemand heimkommt, der ihr Pochen hört und sie erlöst. Sie hat mir das Stückchen selbst erzählt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wundervoll ist die Naturstimmung mit ihrem Anklingen ans Märchenhafte in einem andern Brief getroffen, den er von Kassel aus an Fräulein J. v. D. schreibt.

„Diesen Sommer ging ich einen Abend die Fulda hinauf, da hatte sich ein Schwan auf eine kleine Insel niedergelassen, saß da ganz stolz, dann ließ er sich in die Flut hinab und zog ein paar

Kreise, der ist gewiß aus der Aue hieher geflogen. Auch habe ich sie da einige Mal fliegen sehen. Sonst brauchen Sie mir keine Zuneigung zu diesen Tieren anzuempfehlen, ich habe sie immer gerne gehabt, das stille, ernste, ruhige und doch heitere, das geistige, denn man denkt, Meerschaum habe sich gebildet und belebt, das begeisterte, das sie neben dem ruhigen zu haben scheinen, gefällt mir immer von neuem. Am schönsten habe ich sie im Anfang der Aue gesehen, ich ging, wie ich gern thue, bei einbrechender Nacht, an einem von den lauen und milden Abenden hinab in die Aue zu dem Wasser, weil ich das besonders gerne betrachte, mich erfreut immer das reine, leicht bewegliche Element. Die Trauerweiden hatten noch all ihr Laub, nur war es hellgelb geworden und die dünnern Zweige trieben sich mit sichtbarem Vergnügen in der Luft langsam hin und her. Im Osten leuchteten durch die Fichten und Tannen ein paar dunkelrote Streifen, während die andern schon in tiefer Dämmerung steckten. Nun schienen die Schwäne erst recht lebendig zu werden, zogen auf dem Spiegel hin und her, ihr Weiß leuchtete durch die Dunkelheit und sie sahen wirklich wie übernatürliche Wesen aus, sodaß ich mir die Nixen und Schwanenjungfrauen lebhaft vorstellen konnte, bis es endlich finstere Nacht wurde. Damit will ich den Brief an einem Sonntagmorgen schließen, nur noch die herzlichsten Grüße von uns allen müssen Sie annehmen, ehe Sie ihn hinlegen.

W. G."

Wie manieriert sind die Briefe von Friedrich Schlegel an die kleine Auguste Böhmer. Aus Wilhelm Grimms Briefen an Fräulein M. v. Z. (wohl das Töchterlein der Frau v. Z. geb. von Haxthausen) spricht die wohlthuende Frische und Anmut eines reinen Gemüts, dem es leicht wird, den kindlichen Sinn zu verstehen und auf ihn einzugehen. So schreibt er:

„Liebes M., ich danke Dir recht schön für Dein Briefchen mit den hübschen Bildern, wenns nicht selbigen Tag zu spät wär geworden, so wär ich selbst gekommen und hätte Dich dafür in Deinem Stübchen besucht. Jetzt wirds so kalt bei uns, die Blumen können sich vor Frost nicht mehr aufrecht erhalten und legen sich nieder, und die Blätter mögen auch nicht mehr oben an den Ästen sitzen und fallen herab; es ist aber auch kein Spaß mehr oben und ich möchte in der Nacht selbst nicht da oben sitzen. Was Dir hier für ein Wind geht! Du kannst Dirs nicht vorstellen, er

meint gar, man sollt ihm den Hut abthun, neulich hat er mir meinen mit Gewalt abnehmen wollen, aber ich hab ihn fest gehalten. Was wärs für ein Spaß, wenn Du einmal zu mir kämst, ich wollte Dir auch allerlei Hübsches zeigen und wollte auch zusehn, daß ich Dir ein weißes Mäuschen schenken könnte, wie ich neulich eins gesehen habe. Wenn man ein schwarzes dazu thut, so meint man, es wär der Müller und Schornsteinfeger beisammen.

Nun leb wohl, liebes bestes Kind und vergiß mich nicht, zum Zeichen meiner treuen Liebe streue ich blauen Sand auf das Geschriebene.

Cassel, am 8. Nov. 1817.

Dein treuer

Wilhelm Grimm."

Zehn Jahre später schreibt er noch in ähnlichem Tone an M. v. Z., die kurz vorher eine Krankheit überstanden hatte:

„Ich käme gern jeden Tag ein Stündchen zu Dir und wollte Dir alles sagen und erzählen, was Du gern hörst. Ich habe mir schon oft eine Vorstellung von Eurer Wohnung gemacht. Von dem Markt in M. habe ich eine dunkle Idee, ich habe ihn einmal in einem Bilde gesehen, aber es ist schon lange, hohe aber schmale Häuser mit einem Schnabel in die Luft hinein, da gegenüber hinter einem Fenster, auch hoch und schmal, sitzt unser Liebes und denkt, heute ist mir wirklich etwas besser, es sage es nicht bloß, um die Andern zu beruhigen, und es sieht dem Schatten zu, der an den Häusern gegenüber in die Höhe steigt. Ich weiß recht gut, wie einem zu Mut ist; einmal ein ganzes Jahr durft ich das Zimmer nicht verlassen, ich hatte mir den Tag genau eingeteilt, nur zwei Stunden durfte ich zeichnen, weil ich nicht länger gebückt sitzen sollte, ich hatte einen kleinen viereckigen Tisch, dunkelbraun gebeizt und zeichnete in Sepia eine Madonna, die wurde ganz zart ausgeführt, in der Art, wie J. zeichnete, und ich hatte das feinste englische Papier und sehe noch den Rand mit zierlichen Arabesken. Das Wasser, um die Sepia anzufeuchten, hatte ich in einer kleinen Achatschale, von der ich noch alle Adern und Flecken weiß. Wenn ich mich Tags manchmal vor Müdigkeit legen mußte, betrachtete ich die Decke, die hatte weißen Grund und große und kleine Blumen darauf unter einander, und ich hatte eine Art Mitleid mit mir selbst, daß mich so etwas beschäftigen könnte, war es aber doch zufrieden."

Man glaubt alles vor sich zu sehen, was Grimm in diesem Briefe so anmutig erzählt und phantasiert, und tief ergreift uns die Herzensreinheit, die ungekünstelte Anmut, die teilnahmsvolle Gesinnung, die aus diesen Freundesbriefen der Gebrüder Grimm von Anfang bis zu Ende spricht.

Auch sonst fehlt es in dieser Zeit bei den Männern der Wissenschaft nicht an Briefdenkmälern, die von hohem historischem Wert sind und manchen Aufschluß geben über die litterarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit. Hier sei nur erinnert an den Briefwechsel der Boisserée, an die vielfach kraftvoll derben Briefe von Görres, an die Briefe Raumers und an die Briefe Böhmers, des unermüdlichen Historikers. Nach einer Jugend voll reicher Eindrücke, die ihm in Heidelberg und Rom besonders die altdeutsche Kunst wert machten, in regem Verkehr mit Passavant, Schnorr, Brentano, war die Liebe zur deutschen Vergangenheit immer stärker in ihm geworden und er widmete ihrer Erforschung ein Leben voll angestrengter aufopfernder Thätigkeit. Sein Schüler Johannes Jansen hat sein Leben beschrieben und seine Briefe herausgegeben und er urteilt über die letzteren:

„Diese Briefe zeugen nicht bloß für die Tiefe, Klarheit, Vielseitigkeit und selbstbewußte Bestimmtheit seines Geistes, für sein unbestechliches Rechtsgefühl, seinen sittlichen Ernst, seine Willenskraft und rastlose Arbeitsamkeit, sondern sie erschließen uns vor allem, trotz mancher Schärfen und Schroffheiten im Urteil, den Reichtum eines edlen Gemütes und sind in Wahrheit für ihn ein würdiges Denkmal, welches er der Liebe gegen seine Freunde, der lebendigsten Teilnahme an ihren Freuden und Leiden, der Belehrung und Warnung, der Tröstung und Aufmunterung, aufopfernder Hülfeleistung, hülfreicher Güte gegen strebsame junge Männer und zugleich seiner eigenen so großen Bescheidenheit und Dankbarkeit gesetzt hat, wie sie nur groß angelegten und reinen Naturen eigen sind." Ein deutliches Bild seines Empfindens giebt uns ein Brief vom Jahr 1820 an den Maler Mosler in Koblenz, in dem er schreibt: „Das Görressche Haus hat mir vor diesem Manne noch viel größere Achtung hervorgebracht, als ich schon hatte. Sein Haus gefällt mir noch besser als seine Bücher. Aber so sollte es überall sein. Solche häusliche Verhältnisse geben erst den richtigen Standpunkt und die wahre Kraft für Beurteilung

und Förderung des Öffentlichen. Das Leben des Einzelnen ist öde, selbst in der Widmung fürs Vaterland; was hilfts, wenn Einen die Volksgemeinde ehrt, er leibt und lebt am Ende doch hauptsächlich in seinem Hause und nicht auf dem Markte. Das häusliche Glück ist die ächte Basis alles menschlichen Strebens, ist die unerschöpfliche Stärkung dabei, stets mutig zu sein. Daß aber in dem schönen Kreise, von dem Du mich einige Proben sehen ließest und selbst eine ganz vortreffliche bist, Görres so dasteht, wie ich aus allem abnehmen kann, das flößt mir die allergrößte Achtung vor dem Manne ein. Glücklich alle die, welche solches Leben mitleben! Fräulein S. G. hätte mir unter andern Verhältnissen unfehlbar den Kopf oder vielmehr das Herz verrückt, und das ist, so ernst wie ich hier es meine, nicht so leicht bei mir. So aber darf ich mich nur freuen, daß es solche Jungfrauen in Deutschland noch giebt; so eine hatte ich noch nie gesehen. Meist sind es leider tändelnde Mädchen und wenigstens geistig verkrüppelte Geschöpfe. Nun aber, da wir gesehen haben, daß es auch andere noch giebt, dürfen wir vielleicht bescheiden auch für uns hoffen. Dieses auf Deine Bemerkung, daß ich Dir nicht scheine, genug bemerkt zu haben. Je weniger ich mir so etwas merken lasse, desto ärger ist es. Jetzt komme ich an Deine Braut. Ich danke Dir recht herzlich, daß Du mich mit ihr bekannt gemacht hast. Ich profezeie Dir und ihr alles Glück und Heil. Wenn ich Deine Irrfahrten bedenke (Ulysses war nur drei Jahre länger unterwegs, aber dafür auch bei der Circe, wo Du nicht warst), dann Deine vortreffliche Penelopeia, dann Dich mir vorstelle, dann ahne ich so etwas von Deinen seligen Empfindungen. Willst Du mir eine Freude machen, so teile mir den Tag Eurer Hochzeit mit, den ich im Stillen mitfeiern werde.

Summa: Jeder edle Mensch, den man neu sieht und schätzen lernt, ist uns eine neue Bürgschaft, daß das Gute auf der Welt doch nicht untergehen, sondern jetzt im Stillen wachsend künftig auch frei und stark gedeihen werde. So will ich mir denn auch das als das Hauptresultat der mit Dir verlebten Stunden herausnehmen und mutig sein. Mein Leben kommt mir manchmal doch sehr öde vor, zumal wenn ich so den fremden Reichtum bedenke. Vielleicht auch verdiene ich es nicht besser.

Aber entweder verdient es niemand oder doch alle, die es gut meinen. Und zu diesen darf ich mich doch rechnen. Aber am

Ende ists auch so übel nicht, wie mans wirklich hat und man sollte zufriedener sein. —"

Sein Herz gehörte der Vergangenheit seines Volkes, so schrieb er im Dezember 1826 an Brentano:

„Ich habe sehr angestrengt gearbeitet, und doch bin ich noch nicht an den Rand meiner Welt gekommen. Ich werde sie mir noch selbst mit Brettern zuschlagen müssen, um ein Ende zu finden. Aber zuweilen lebt es sich doch auch schön bei den Alten und es ist ein Segen im Betrachten der Saat dieses unendlichen frommen Willens, wie sie im Mittelalter vor uns in Kirchen und Thürmen emporsprießt, in guten Stiftungen sich belaubt, in Bildern und Gesängen blüht. Diese staubigten Pergamente sind voll Tropfen geweihten Thaus, in denen der Himmel sich spiegelt und die um so klarer zu sein scheinen, je länger sich kein Mensch, sondern nur Gott im Himmel, der alles weiß, daran erfreut hat."

Im Lauf der Jahre werden Böhmers Briefe freilich immer mehr Geschäftsbriefe, in denen er über Angelegenheiten seines Faches mit Fachgenossen verhandelt, aber nie fehlen trotzdem Äußerungen mehr persönlicher Natur und Beweise der Eigenschaften, die Jansen seinen Briefen nachrühmt. Jedenfalls aber gilt besonders von den Briefen, die der Verfasser der Kaiserregesten in seinen spätern Jahren geschrieben hat, das Urteil, das ein bedeutender Historiker über sie gefällt hat: „Wieviel läßt sich aus Böhmers Briefen über den rechten Geist und die richtige Methode historischer Forschung erlernen und wie sehr verdient das rastlose und selbstlose Schaffen Böhmers Achtung!" In der That, so eigenartige Wege Böhmer in seiner Art zu urteilen und zu empfinden oft eingeschlagen hat, seine Briefe geben uns das Bild eines Gelehrten, der in seiner Anspruchslosigkeit, seinem unermüdlichen Fleiße, seinem ernsten Wahrheitssinn in schöner Weise die Wissenschaft seiner Zeit vertritt. —

Auch auf die Musik hat die Romantik gewirkt, und so verschieden bei den einzelnen das Maß dieses Einflusses gewesen sein mag, die bedeutendsten Musikerbriefe dieser Periode reihen sich den übrigen Erzeugnissen der Brieflitteratur der Zeit ebenbürtig an. Besonders gegenüber Malerbriefen, wie denjenigen eines Schnorr von Carolsfeld, eines Steinle behaupten Briefe wie die Mendelssohns und Schumanns eine überragende Bedeutung.

Ein Mann, der gleichermaßen unter klassischen und romantischen Einflüssen stand, und es verstand, die beiden in seiner Person und seinen Werken harmonisch auszugleichen, war Felix Mendelssohn. In das Leben und den Geist der Familie Mendelssohn giebt uns das durch zahlreiche Briefe belebte Werk von Hensel, „Die Familie Mendelssohn". einen Einblick. Bürgte schon die Abstammung von Moses Mendelssohn dafür, daß in dem Hause Abraham Mendelssohns die besten Anregungen der Aufklärungszeit gepflegt wurden, so verschloß man sich doch in keiner Weise den fördernden Einflüssen, die von andrer Seite kamen, und es war der Wunsch Abrahams, daß seinen Kindern, unter ihnen auch dem jungen Felix eine möglichst vielseitige, harmonische Bildung zu teil werde. Und wir finden in der That in dieser Familie einen Reichtum und eine Wärme des Empfindens, eine frohe Empfänglichkeit für die mannigfaltige, bunte Fülle des Lebens, für seine harmlosen Freuden und seine edelsten Genüsse, die schließen läßt auf eine harmonische Veranlagung und Ausbildung des geistigen Wesens. Wir finden einen weltaufgeschlossenen Sinn, der aber nicht gewillt ist, sich zu verlieren an die Welt. Schon die äußere Gestalt, besonders der Schwestern von Mendelssohn, weist uns darauf hin, daß wir hier ungebrochene, sinnenfreudige Naturen vor uns haben, antik im besten Sinn, aber ohne die Herzenshärtigkeit der Antike. Besonders liebenswürdig berüht uns der ausgeprägte Familiensinn, den wir in diesem Hause finden, die zärtliche Liebe, die alle miteinander verbindet, ohne daß doch von irgendwelcher Sentimentalität oder Überschwänglichkeit geredet werden könnte.

Das war die Atmosphäre, in der Felix Mendelssohn aufwuchs, und zumal an ihm wurde keines der reichen Bildungsmittel, welche die Zeit gewährte, versäumt. Was Kunst und Wissenschaften boten, was durch Reisen, durch Geselligkeit, durch Umgang mit den besten unter den Zeitgenossen an Gewinn für Geist und Seele zu erhoffen war, das wurde ihm gewährt. Aber darüber wurde die Bildung des Gemüts und Charakters nicht hintangesetzt. Kindlichen Gehorsam, fleißige unablässige Arbeit verlangten die Erziehungsgrundsätze des Vaters nicht minder. Und kindliche Pietät den Eltern gegenüber, innige Liebe zu den Geschwistern, Abscheu gegen alles Niedrige und Gemeine, blieben Mendelssohn zeitlebens eigen, und ebenso hat er sich stets die im elterlichen

Hause eingepflanzte Verehrung alles Reinen und Guten bewahrt, den pietätsvollen Sinn im Leben und in der Kunst.

Daß er in seinem Leben und in seiner Kunst in die Abgründe unsres Daseins nie so viel hinabgeblickt wie andre Männer und Künstler unsres Jahrhunderts, ist wohl wahr, aber wer will ihm daraus einen Vorwurf ableiten? Sein ganzes Wesen ist auf Klarheit, Schlichtheit, Einfachheit angelegt. Er überrascht uns nicht durch neue, erstaunliche Offenbarungen, aber er wird auch nie geschmacklos, schwülstig, verschroben. Ein überaus charakteristisches Bild seines Wesens geben seine Briefe, besonders diejenigen, die er während seiner Reisen in Italien, der Schweiz und Frankreich in den Jahren 1830—32 den Seinigen schrieb.

Sein empfänglicher, aufgeschlossener, begeisterungsfähiger Sinn, seine farbenhellen, von harmlosem Humor durchzogenen Schilderungen, seine schlichte, durchsichtige Schreibweise machen diese Reisebriefe besonders anziehend. Mit Behagen und Humor schildert er auch die weniger erhebenden Eindrücke:

„Die Apenninen sind wirklich nicht so schön, wie ich mir eingebildet hatte, denn bei dem Namen dachte ich mir immer ein bewachsenes malerisches Waldgebirge, aber es sind lauter lange, fortlaufende Hügel, traurig weiß und kahl — das wenige Grün gar nicht erfreulich; an Wohnhäusern fehlt es; gar keine lustigen Bäche und Gewässer; nur hie und da mal ein breites, ausgetrocknetes Strombette mit einer kleinen Wasserrinne und dazu diese schändlichen Spitzbuben von Bewohnern. Mir wurde am Ende ganz schwindlig vor lauter Betrug, und ich wußte nicht mehr, wen sie eigentlich belogen; daher protestierte ich ein für allemal gegen alles, was sie vorbrachten, und sagte, ich würde nicht bezahlen, wenn sie anders als ich wollten; so gieng es denn am Ende erträglich. — Gestern Abend aber war ich wieder prächtig einquartiert. Mit dem Vetturin hatte ich für Essen, Schlafen und Alles akkordiert. Die natürliche Folge war, daß der Kerl mich in die gräßlichsten Wirtshäuser führte und mich hungern ließ. Abends spät kamen wir denn in der einzeln stehenden Schenke an, wo ein Schmutz war, den keine Feder beschreiben kann; die Treppe lag voll trockener Blätter und Holz fürs Feuer; kalt war es auch, und sie luden mich ein, mich in der Küche zu wärmen, was ich auch annahm; sie stellten mir eine Bank auf den Heerd; ein ganzer Rudel Bauern stand umher und wärmte sich gleichfalls;

ich thronte prächtig auf meinem Feuerheerd unter dem Gesindel, die mit ihren breiten Hüten und vom Feuer beschienen und ihren unverständlichen Dialekt plappernd sich ganz verdächtig ausnahmen; dann ließ ich mir meine Suppe unter meinen Augen kochen und gab heilsamen Rath dazu (eßbar wurde sie doch nicht), dann machte ich mit meinen Unterthanen Konversation vom Feuerheerd herab, und sie zeigten mir einen kleinen Berg in der Ferne, der unaufhörlich Flammen aussprudelte, was sich in der Nacht ganz seltsam ausnahm (Ratikosa heißt der Berg), und dann führte man mich in meine Schlafstelle. Der Wirt nahm die Sackleinwand des Lakens in die Hand und sagte: „sehr feines Zeug!“ Dann schlief ich aber doch wie ein Bär und sagte mir selbst vor dem Einschlafen, jetzt bist du in den Apenninen; und den andern Morgen, nachdem ich kein Frühstück bekommen hatte, frug mein Fuhrmann freundlich, wie ich mit der Bewirtung zufrieden gewesen wäre? Dazu kannegießerte der Kerl viel über den jetzigen Zustand von Frankreich, schimpfte sein Pferd auf deutsch „du Luder“, weil es aus der Schweiz gebürtig sei, sprach Französisch mit den Bettlern, die das Kabriolet umringten, und ich verbesserte ihm manche Fehler in der Aussprache.“

Treffliches leistet er, wenn es die Schilderung einer Haupt- und Staatsaktion gilt. So haben wir von ihm eine prächtige Beschreibung der Königskrönung in Preßburg im Jahre 1830 und nicht minder lebensvoll ist das Bild, das er uns von den Festlichkeiten in Rom entwirft aus Anlaß der Papstwahl und Papstkrönung im Februar 1831.

Rom, den 8. Februar 1831.

„Der Papst ist gewählt, der Papst ist gekrönt. Sonntag hat er in St. Peter die Messe gelesen und den Segen gegeben. Abends war Kuppelbeleuchtung und Girandola zugleich; Sonnabend hat der Karneval angefangen und rauscht in den buntesten Gestalten fort. Jeden Abend war die Stadt illuminiert. Gestern Abend war bei dem französischen Gesandten Ball, heut' giebt der spanische sein großes Fest. Neben meinem Hause verkaufen sie Confetti und schreien. Und nun könnte ich eigentlich aufhören, denn warum beschreiben, was unbeschreiblich ist? Diese göttlichen Feste, die an Pracht und Glanz und Lebendigkeit alles übertreffen, was sich die Einbildungskraft hervorbringt, die laßt Euch mündlich

von Hensel ausmalen; mit der kalten Feder kann ichs nicht. — Und wie sich denn alles in den acht Tagen gewendet hat, so scheint die mildeste wärmste Sonne und man bleibt bis Sonnenuntergang auf den Balkons im Freien. — O könnte ich Euch nur eine Viertelstunde von dieser Luft im Brief mitschicken oder mitteilen, wie das Leben ordentlich fliegt und jeder Augenblick seine eigene, unvergeßliche Freude bringt! Sie haben gut Feste geben hier, beleuchten sie die einfachen Architekturlinien, so steht der St. Petersdom brennend in der dunklen veilchenblauen Luft und glimmt ganz still — geben sie ein Feuerwerk, so erhellt das die dunklen, dicken Mauern der Engelsburg und fährt in die Tiber nieder, fangen sie ihre tollen Feste im Februar an, so scheint die hellste Sonne darauf nieder und verschönt alles — es ist ein unglaubliches Land. Aber beschreiben muß ich doch, wie es mit meinem Geburtstage so ganz anders kam, als ich dachte; nur kärglich aber, denn in einer Stunde gehts auf den Corso in den Karneval. Es gab Vorfeier, Feier und Nachfeier. Am 2. Februar saß Santini Morgens auf meiner Stube und sagte auf meine ungeduldigen Fragen nach dem Conklave mit diplomatischer Miene, vor Ostern dürfte es schwerlich einen Papst geben. Herr Brisbane kam dazu, erzählte, wie er seit Berlin auch in Konstantinopel, Smyrna u. s. w. gewesen sei, und frug nach allen Berliner Bekannten; da fällt auf einmal ein Kanonenschuß und noch einer und die Leute stürzen über den spanischen Platz und schreien aus voller Kehle. Wir drei stieben auseinander, Gott weiß wie, außer Atem aufs Quirinal, und eben ging der Mann wieder hinein, der aus dem durchbrochenen Fenster gerufen hatte: annuncio vobis gaudium magnum habemus papam R. E. dominum Capellari, qui nomen assumsit Gregorius XVI. Nun drangen aber alle Kardinäle auf den Balkon nach und schöpften frische Luft und lachten untereinander. Seit 50 Tagen kamen sie zum erstenmal ins Freie und sahen so lustig aus und die roten Käppchen glänzten hell in der Sonne; der ganze Platz war mit Menschen gefüllt, an den Obelisken und die Pferde des Phidias kletterten sie hinauf, aber die Statuen ragten weit über alles in die Luft. Nun kam Wagen bei Wagen und sie drängten und schrieen. Dann erschien der neue Papst, vor ihm her das goldene Kreuz; und er segnete die ganze Volksmenge zum ersten Male, während die Leute zugleich beteten und Juchhe

schrieen, alle Glocken in Rom läuteten, dazu Kanonenschüsse, Trompeten und Militärmusik — das war nur die Vorfeier. Denn als ich den folgenden Morgen früh der Menschenmenge die lange Straße hinunter folgte und auf den Petersplatz kam, der schön war, wie ich ihn nie gesehen hatte, von der Sonne hell beschienen, die Wagen hin und her schwärmend, die roten Kardinalskutschen im höchsten Staat nach der Sakristei zu rollend, mit gestickten Bedienten hinten auf, und die zahllosen Menschen aller Nationen aus allen Ständen, allen Lagen, und als über dem Allem die Kuppel und die Kirche ganz bläulich schwebten, denn es war starker Duft in der Morgenluft, so dachte ich mir wohl Capellari würde das auf sich beziehen, wenn er es sähe; aber ich wußte es besser — das war eben die Geburtstagsfeier, und die ganze Papstwahl und die Huldigung ein Schauspiel mir zu Ehren. Aber es war gut gespielt, und sehr natürlich und ich werde es mein Lebelang nicht vergessen. Die Peterskirche war gedrängt voll; der Papst mit den Pfauenwedeln wurde hineingetragen, auf den großen Altar gesetzt und die päftlichen Sänger intonierten: tu es sacerdos magnus. Ich habe nur 2 oder 3 Accorde gehört, aber es braucht eben gar nicht mehr; nur den Klang. Dann kam ein Kardinal nach dem andern und küßten ihm den Fuß und die Hände und dann umarmte er sie. Wenn man so ein Weilchen zugesehen hat, gedrängt unter den Menschen steht, sich nicht bewegen kann und dann auf einmal in die Höhe sieht, in die Kuppel bis zur Laterne hinauf, das giebt ein sonderbares Gefühl. Ich stand mit Herrn Diodati mitten unter einem Rudel Kapuziner. Die heiligen Männer sind aber gar nicht andächtig bei so etwas und sehr unappetitlich. Aber ich muß eilen; es wird Carnevalszeit und von dem darf ich nichts verlieren. Abends zu meinem Geburtstage verbrannten sie Pechtonnen auf allen Straßen und erleuchteten die Propaganda; wie die Leute glaubten weil es des Papstes ehemalige Wohnung ist; wie ich glaube, weil sie mir gegenübersteht und ich mich nur aus dem Fenster legen durfte um alles zu genießen. Dann kam der Ball von Torlonia und überall guckten da rothe Käppchen oben und rothe Strümpfe unten vor. Den folgenden Tag arbeiteten sie mit allen Kräften an Gerüsten, Verschlägen, Bühnen für den Karneval, die Leute schlugen Edikte an übers Pferderennen; Maskenproben wurden ausgehängt und als Nachfeier die Kuppelbeleuchtung und

Girandola auf Sonntag angesetzt. Sonnabend gieng man aufs Kapitol um zu erleben wie die Juden sich ausbitten wieder ein Jahr in der heiligen Stadt geduldet zu werden und wie man es ihnen am Fuß des Hügels erst abschlägt und dann oben nach wiederholter Bitte gewährt und ihnen den Ghetto anweist. Das Ding war sehr langweilig; man wartete zwei Stunden und verstand endlich die Rede der Juden ebenso wenig wie die Antwort der Christen. Ich gieng verdrießlich herunter und meinte der Carneval finge schlecht an. So kam ich in den Corso und dachte an nichts, als ich auf einmal mit Zuckererbsen beregnet bin. Ich sehe auf — so sind es junge Mädchen die ich auf Bällen zuweilen wohl gesehen hatte, aber wenig gekannt, und wie ich in meiner Verlegenheit den Hut abnehmen und grüßen will gehts Werfen erst recht an. Der Wagen rollt vorüber und im folgenden sitzt Miß T., eine zarte, schöne Engländerin Ich will wieder grüßen, aber sie wirft auch. Nun wurde ich wild, nahm Confetti und grüßte tapfer. Es wimmelte von Bekannten, mein blauer Überrock sah müllermäßig aus; auf einem Balkon standen Bs. und hagelten faustdicht herunter; und so mit werfen und geworfen werden unter tausend Neckereien, inmitten der tollsten Masken, mit dem Pferderennen ging der Tag zu Ende. — Den folgenden Tag war kein Carneval; aber zum Ersatz gab der Papst den Segen aus der Loggia am Petersplatz, wurde in der Kirche zum Bischof geweiht und Abends war Kuppelbeleuchtung. Wie die Veränderung der Beleuchtung des Gebäudes in einem Augenblick wirkt, laßt Hensel zeichnen oder erzählen, wie er will. Mir war besonders das plötzliche, überraschende Zeichen der Gegenwart so vieler Hundert Menschen, die man nicht sieht und die da in der Luft herumsteigen und wirken ganz betäubend. Und die göttliche Girandola! Aber wer mags fassen? Und nun gehts wieder los; lebt wohl, ich beschreibe nächstens weiter. Gestern auf dem Carneval wurde schon mit Blumen und Bonbons geworfen und ich bekam von einer Maske ein Bouquet und Prügel, die ich mir getrocknet habe, um sie Euch mitzubringen. — An Arbeiten ist jetzt nicht zu denken; nur ein kleines Lied hab' ich gemacht; in den Fasten will ich wieder fleißig werden; wer denkt jetzt an Schreiben und an Noten? Ich muß nun hinaus, lebt mir wohl, Ihr Lieben.

Felix."

In ergreifendster Weise kommt der zarte, innige Familiensinn, die kindliche Liebe zum Ausdruck in einem Brief, den er an seinen Bruder Paul nach dem Tode der Mutter im Jahr 1842 von Leipzig schrieb.

„Mein lieber Bruder!

Daß wir alle hier gesund sind und traurig hinleben wie wir können, eingedenk des Guten, was uns früher zu teil wurde, das habe ich den Tag nach meiner Ankunft an Euch geschrieben: es war an Fanny adressiert, aber an Euch alle geschrieben. Allein Du hattest nichts davon gehört und auch in dieser Kleinigkeit spricht sich wieder aus, was sich tagtäglich mehr und mehr aussprechen wird, tiefer und fühlbarer: daß der Vereinigungspunkt fehlt, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es nicht mehr den Jahren nach, so durften wir es dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch alle geschrieben und Ihr wußtet es auch; aber Kinder sind wir nun nicht mehr und haben es genossen, was es heißt das zu sein. Es ist nun vorbei. — Man hält sich in solcher Zeit an Äußerlichkeiten, wie in einer finstern Stube, wo man den Weg sucht — von einer Stunde zur andern. Sag mir, ob wir es so einrichten wollen, daß ich einen Tag der Woche abwechselnd an jeden von Euch schreibe und Antwort bekomme, sodaß wir doch wenigstens alle drei Wochen von einander hören, unbeschadet des öfteren, oder ob Dir eine bessere Einrichtung einfällt.

Schwer wird mir der nächste Besuch in Berlin fallen; — schwer fällt mir eigentlich alles, was ich thue und treibe, und was nicht ein bloßes Übermichergehenlassen ist. Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten, und das ist das Einzige, was mich ein wenig beschäftigt. Zum Glück hatte ich eine halb mechanische Arbeit, Schreiberei von vielen Bogen, Instrumentierung und dergleichen zu machen. Das ist so halb und halb ein tierischer Instinkt, dem man nachgeht, und wobei es einem doch wohler wird als ohne das. Aber gestern habe ich dirigieren müssen; das war schrecklich. Sie sagten, das erstemal würde immer schrecklich sein und ich müsse einmal durch; ich glaube es auch, aber doch wollte ich, ich hätte ein paar Wochen warten können. Mit einem Liede von Rochlitz fing es an; aber wie in der Probe

die Altstimmen piano sangen: „Wie der Hirsch schreit", so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf den Flur hinausgehen mußte und mich ausweinen. —

Heut' hab ich gottlob wieder einen Tag, wo ich keinen Menschen zu sehen und zu sprechen brauche, und mit dem Husten geht es auch besser. — So schleicht die Zeit fort; aber was wir gehabt haben, wird nicht weniger lieb, und was wir verloren haben nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.

Leb' wohl liebster Bruder, bleib mir gut.

Dein

Felix."

Wie zuwider ihm alles Forzierte, Erkünstelte, Unechte war, und wie er das Unfeine und Gewöhnliche, das in einem solchen Treiben steckt, haßte, das bezeugt er mannigfach; so wenn er sich über die deutschen Künstler ausläßt, die im Café Greco sitzen mit breiten Hüten, großen Schlächterhunden und gewaltigen Brillen, und dort von Tizian und Pordenone sprechen als säßen die neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhüte und machten so kranke Madonnen, so schwächliche Heilige, so Milchbärte von Helden wie sie.

Ein andermal beschwert er sich, daß, wie man höre, in Paris von den Künstlern nicht mehr bloß mit den Orden und der Halsbinde, sondern mit der Künstlerseele und der Begeisterung kokettiert werde. Dagegen scheinen ihm die deutschen Philistereien, Schlafmützen und Tabakspfeifen fast noch erträglicher, so wenig er ihnen das Wort reden möchte.

Wie glücklich und in sich befriedigt seine Existenz war, in der Hauptsache unbeschwert durch die Schmerzen und Leiden, die sonst wohl ein Künstlerleben zur Qual machen können, möge endlich ein Brief zeigen, der uns zugleich einen Einblick giebt in sein Innerstes, in seine Stellung zur Religion und zu seiner Kunst. Das Schreiben ist vom 21. November 1838 und von Berlin aus an Prof. Schirmer in Düsseldorf gerichtet.

„Berlin, den 21. November 1838.

Ich soll ein Frommer geworden sein! Wenn man darunter meint, was ich mir unter dem Worte fromm denke, und was auch

Du wohl nach Deiner Äußerung darunter verstehen wirst, so kann ich mir sagen, ich bin es leider nicht geworden, aber ich arbeite jeden Tag meines Lebens nach Kräften daran, mehr und mehr es zu werden. Freilich weiß ich, daß ich es niemals so ganz und gar werden kann, aber wenn ich mich auch nur nähere, so ist es gut. Wenn aber die Leute unter einem Frommen einen Pietisten verstehen, einen solchen, der die Hände in den Schoß legt und von Gott erwartet, daß er für ihn arbeiten möge, oder einen solchen, der statt in seinem Berufe nach Vollkommenheit zu streben, von dem himmlischen Berufe spricht, der mit dem irdischen unverträglich sei oder einen, der keinen Menschen und kein Ding auf dieser Erde von ganzem Herzen lieben kann — ein solcher bin ich nicht geworden, Gott sei Dank und hoffs auch nicht zu werden mein Leben lang. Und gerade, weil ich so gerne recht fromm leben und sein möchte, darum hats, hoff ich, mit dem Andern keine Not. Sonderbar ists wieder, daß sich die Leute diese Zeit aussuchen, so etwas zu sagen, da ich durch mein inneres und äußeres Leben, durch meine neue Häuslichkeit, sowie durch fleißiges Arbeiten so glücklich bin, daß ich immer nicht weiß, wie ichs anstellen soll, dankbar genug zu sein. Und wenn Du mich auf den Weg zu Ruh' und Frieden wünschest, so hab ich nie so ruhig und friedlich zu leben gedacht, als mirs jetzt zu Teil geworden ist. Hab tausend Dank für Deine guten Wünsche und sei nicht besorgt wegen der beiden Sachen. — Sehr lieb ist es mir, was Du mir über Dich und Deine Arbeit schreibst, und daß auch Du der Meinung bist, daß es mit dem, was die Leute so gewöhnlich Ehre und Ruhm nennen, ein mißlich Ding sei, während eine andere höhere geistige Ehre ebenso unentbehrlich als selten ist. Man sieht es eben am besten bei denen, die alle mögliche Ehre besitzen und nicht einen Augenblick Freude dadurch haben, sondern nur immer hungriger darnach werden. — — —"

Viel mehr poetischer Flug, jugendliches Stürmen und Brausen als bei Mendelssohn ist in Schumanns Jugendbriefen. Sein Wesen ist viel mehr auf Stimmungen gestellt, als die ruhigere, gleichmäßigere Art Mendelssohns. Im Ausdruck und Überschwang des Gefühls klingt seine Art oft an Jean Paul an, der auch zu seinen Lieblingsautoren gehört. Wie innig und zugleich poetisch ist der Brief zum Geburtstag seiner Mutter im November 1830.

„Meine geliebte Mutter!

Was kann ich Dir an diesem Tage geben, als Wünsche, die keinen Namen kennen und Hoffnungen für Deine und meine Zukunft? — Es stand jetzt über meinem Leben ein Gewitter — aber wie ein Regenbogen ruht der heutige Tag darauf und die Wolken träufeln nur noch. — Wie viel Wünsche und Ziele dieses letzte Jahr auch zu Grabe getragen haben mag, so darf Dir meinetwegen keines theurer sein, als dieses. —

Wirf die Schmerzen hinter Dich und schöne, große, ruhige Gestalten wachsen daraus, die Dir lächelnd nachsehen. So warfen einst Deukalion und Pyrrha Steine hinter sich und schöne griechische Menschen standen auf. Ich sags mir oft. —

Um mich Dir ganz wieder zu geben, wollt ich Dir meinen gemalten Doppelgänger schicken; er ist aber nicht fertig geworden und verspätet deshalb den Brief.

Lächle ihn freundlich an, wenn er kommt — und verlaß mich nicht, meine gute Mutter!

R.“

Gleichwertig reiht sich an diesen Brief das reizende Schreiben vom April 1832.

„Leipzig den 17. April 1832.

Gute Mutter,
Gute Therese, Rosalie und Emilie,
Guter Eduard, Karl und Julius!

Das Wetter ist heut gar so duftig und himmlisch und ich wünschte mir nichts als einen Wagen aus Rosen geflochten, den ein Heer von Schmetterlingen an Gold- und Silberfäden in die Heimat zöge, dann würde ich zu ihnen sagen: tragt die Papillons hin zu Theresen, Rosalien und Emilien, flattert und jubelt um sie, so leicht und selig ihr wollt, sagt der alten guten Mutter etwas von meinen Träumen und Gedanken und von meinem Schweigen, das wie eine stumme Sprache war, sagt ihr auch, daß mit der Taubenpost ein langer schöner Brief ankommt, der mein Schweigen zwar nicht entschuldigen, doch brechen soll, so sanft wie sich der Regenbogen in Prismen oder im Strome bricht — sagt auch den guten Brüdern, daß ich ihrer herzlich gedenke, und daß ihr Leben leicht wie Euer Flug und tief wie Eure Bedeutung sein möge. —

Sagt allen: daß ihr mich oft auf stillen Wegen und Wiesen fandet und daß ihr mich bald auf dem Wege nach der Heimat begleiten sollt, zwar nicht an den stillen Osterfeiertagen, doch am blühenden Pfingsten. —"

In andern Briefen spricht er es wieder aus, was als künstlerisches Streben in seinem Innern lebt, und wenn er sich dann an eine Arbeit macht die „alle, alle" seine Kräfte in Anspruch nimmt, dann fühlt er sich immer wieder so frisch, gesund und stolz, daß er es kaum sagen kann. Der Geist, der später in Nacht versank, ließ in der Jugend unter stürmischem Jubel zu allen Thoren Licht und Freude einziehen, und es beschleicht uns eine Ahnung von der tiefen Tragik des Menschenlebens, wenn wir diese Jugendbriefe Schumanns lesen mit ihrem Duft, ihrer Frische, ihrem übersprudelnden Frohgefühl, ihrer warmen Herzlichkeit, und erinnern uns dabei an sein düsteres Ende.

Gegenüber Mendelssohns und Schumanns Briefen stehen diejenigen von K. M. von Weber und Franz Schubert an litterarischer Bedeutung beträchtlich zurück. Bewegter und oft leidenschaftlicher Gefühlsausdruck findet sich in Webers Briefen an seine Braut, ohne daß jedoch die Schreibweise und der übrige Gehalt dieser Briefe sich zu höherer Bedeutung erhöben. Franz Schubert endlich liefert uns in den wenigen von ihm vorhandenen Briefen den Beweis, daß die universelle, moderne Bildung eines Schumann und Mendelssohn ihm fehlten, daß er aber als Mann von schlichtem geradem Sinn und gesundem Verstand sich stets frei zu halten wußte von Ziererei und Sentimentalität.

Ebenbürtig reihen sich an die besten Briefe dieser Zeit die Briefe M. von Schwinds an, der seinem sprudelnden, mitteilsamen Naturell in denselben kräftigen, oft derben Ausdruck giebt. Im persönlichen Verkehr war der Meister bekannt als einer, der sein Urteil in prägnanter, pointierter Weise zu prägen wußte, diese Eigenschaft verleugnet sich auch in den Briefen nicht. So schreibt er an den Bildhauer Schedler, seinen Freund: „Jeder soll thun wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heutzutage sehr schwer, denn bis man weiß, daß man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstoßen schon ganz verbogen." Unschätzbar sind Schwinds Briefe an Mörike, dessen geistiger Art er in so vielem verwandt war. Mörike selbst hat die bald derb lustigen, bald gutmütig polternden, bald sarkastisch heftigen Briefe des

Freundes zu seinen köstlichsten Schätzen gezählt. Wie Schwind mit seinen derben Aussprüchen über Kunst und Malerei so oft den Nagel auf den Kopf getroffen hat, so charakterisiert er in einem Brief an Mörike eine damals weitverbreitete Zeiterscheinung in seiner schlagenden Weise mit folgenden Worten:

„Mit der Geisterseherei ists am Ende wie mit dem Siegellack: wenn man es reibt, zieht es Papierschnitzeln an und dergleichen Dinge mehr, es ist aber zum Petschieren auf der Welt. So kann man aus des Menschen Geist auch allerhand herausfrottieren, aber vernünftig denken wird ziemlich das Gescheiteste sein, was er thun kann."

Herzerquickend tritt uns sein frisches Naturburschentum entgegen, wenn er nach Vollendung seiner Melusine an den Freund schreibt:

„Wenn einer eine so große Arbeit wie die Melusina anfängt, ist er eigentlich ein Narr und wenn er sie durchführt, ist er noch einmal einer. Aber was nützt es das zu wissen! Das Laster sitzt zu fest und läßt einem keine Ruhe. Heute habe ich den letzten Unterrock gemalt und einige grüne Blätter. Ex est, an die Wand gestellt und ein Tuch darüber! Herogegen das Ränzel gepackt und morgen gehts nach Wien! Seit dem neuen Jahr, also zwölf volle Monate hange ich nun, mit Ausnahme eines Ausflugs im Frühjahr und 6 oder 8 lausigen Zeichnungen, hange ich an diesem onus und opus, kein Wunder, daß ich vollständig auf dem Hund bin. ‚Non sono fiacco, ma sono mezzo morte,' schreibt ein italienischer Maler an den Herzog von Mailand."

In einem Briefe vom 30. März 1868 macht er seinem Ärger in folgender ergötzlichen Weise Luft.

„Sehr verehrter Freund!

Kennen Sie die großartige Geschichte von dem Offiziersburschen und den Zündhölzeln? Ein Lieutnant schickt seinen Bedienten um Zündhölzeln und fragt ihn, wie er sie bringt, ob er auch was Ordentlichs gekauft habe. Antwort: Ganz gut sein's, i habs alle probiert. So sind die H . . . . von Kunsthändlern. Sie können erst die probierten Zündhölzeln brauchen. Und von diesem Standpunkt aus sind mir auch meine Mörike-Zeichnungen als unverkäuflich zurückgeschickt worden. Jetzt hol' sie alle miteinander der Teufel. Abgedroschene Heilige und Weibsbilder mag

ich nicht machen und anderes mögen sie nicht, es sei denn Pferde und Hunde.

Ich werde sorgen und das baldigst, daß Sie es bekommen und das verehrungswürdige Publikum kann fressen, was es will. —"

Wir würden leicht manchen dickleibigen Briefwechsel entbehren, wenn das Bändchen, das die Mörike-Schwindschen Briefe enthält nur etwas umfangreicher wäre.

Noch ist endlich ein Mann anzuführen, der von der Romantik ausging, aber allmählich in andre Gedankenkreise einmündete. Es ist Varnhagen von Ense. Seine ausgebreiteten Beziehungen und seine Freude, diese Beziehungen in brieflichem Verkehr zu pflegen, haben die große Zahl der Briefe veranlaßt, die in den verschiedensten Sammlungen von ihm herrühren. Seine Stärke lag in einer feinsinnigen Empfänglichkeit, in einem kühlen Raffinement gesteigerter Bildung, in einem äußerlich behutsamen und abgezirkelten Wesen, hinter dem er auch innere Abneigung und Verstimmung zu verbergen verstand. Das Wort von „temperamentsarmer Überkultur" läßt sich wie auf den ganzen Mann, so auch auf seine Briefe anwenden. Wie seiner feinen, gleichmäßigen Handschrift alle kräftigen Züge fehlen, so auch seinem Stil. Mit vielen eleganten Worten und wohlabgewogenen Wendungen, wenig oder nichts zu sagen, ist eine Kunst, die sich sonst bei den deutschen Briefschreibern selten findet. Varnhagen hat sie besessen. Bezeichnend ist, was er an den von ihm so gänzlich verschiedenen Justinus Kerner schreibt:

„Ich freute mich recht wahrhaft aus diesen Briefen doch wieder einmal die Gewißheit vor die Augen zu bekommen, daß es doch wirklich in diesem Weltwirrwarr noch Leute giebt, deren Leben ganz gutartig dahinfließt, und wenn auch nicht die höchste Gunst des äußeren Glücks doch ebensowenig dessen tiefste Ungunst zu empfinden hat, sondern in ziemlicher Übereinstimmung der Seelen und der Welt ein Los trägt, das man vor vielen andern ein zufriedenes nennen darf. . . . Und daß diese Leute meine Schwester und mein Schwager sind, das ist ein Umstand, der mir als ein Glückszug für mich selbst erscheint, für den ich dem Himmel nicht genug danken kann.

Sei mir innigst gegrüßt mein teurer Justinus! Mit herzlicher Freude habe ich durch Deinen litterarischen Freund ein un-

verhofftes Zeichen Deines liebevollen Andenkens empfangen. Glaube mir, daß auch ich mit aller Wärme der Freundesliebe fortwährend Deiner gedenke, oft und oft Deine Gegenwart anrufe und meine klagenden Empfindungen auf eine Zukunft vertröste, die für unser Wiedersehen und für unsere Mitteilungen günstiger sein möge als diese Zeit es sein wollte! Beschuldige mich nicht wegen meines Schweigens, ich würde gern schreiben, und Briefe könnten mir Ersatz bieten für so manche Entbehrung; allein die Umstände lassen mich nur täglich mehr in dem Vorsatze beharren, allen Briefwechsel auf die unausweichlichsten Fälle zu beschränken; mein Aufenthalt hier ist unsicher, meine Verhältnisse unentschieden, die Entfernung groß, meine Freunde zahlreich, die Gegenstände schwierig zu behandeln: lauter Gründe, um lieber gar nicht zu schreiben, wenn man nicht alle Zeit und Mühe dem einen und jetzt sehr unfruchtbaren Geschäft widmen will." —

Vielleicht am meisten charakteristisch tritt seine Eigenart uns entgegen in seinen Briefen an eine Freundin. Hier hat die formelle Glätte, die durchdachte Eleganz, die geschmeidige Verbindlichkeit einen gewissen Höhepunkt erreicht. —

Wie die Rahel wurzelt er zu einem guten Teil noch in der Romantik, aber schon machen sich bei beiden die ersten Anzeichen einer neuen Lebensstimmung fühlbar.

Eine der Quellen, aus denen die Ursprünge einer neuen Richtung in der Litteratur, im Empfinden und Denken gespeist wurden, war der Kreis, der sich in Berlin um Rahel, die geistreiche Gattin Varnhagens, versammelte.

Rahel Levin wurde im Jahr 1771 in Berlin als Tochter eines reichen jüdischen Geschäftsmanns geboren. Im Hause ihres Vaters pflegte sich eine Reihe der angesehensten Vertreter der Berliner Gesellschaft zu versammeln, meist Offiziere und Diplomaten der aristokratischen Kreise, die in ihren Allüren geistreiche französische Emigranten sich zum Vorbilde nahmen. Unter ihnen war auch Friedrich Gentz und Gustav von Brinkmann, ein Mitglied des Chamissoschen Nordsternbundes. Schon in früher Jugend mußte Rahel hier die Pflicht der Repräsentation für ihre kränkliche Mutter übernehmen und bald übte ihr geistreiches Unterhaltungstalent eine große Anziehungskraft aus. In weitgehendster Weise wurde ihr von den jungen Kavalieren der Hof gemacht, aber bald nahmen ihr schmerzliche Erfahrungen, die sie mit einem

und dem andern dieser Männer machte, die Unbefangenheit. Sie hatten in ihrem leidenschaftlichen Herzen Liebe geweckt und genährt, wandten sich aber dann von ihr ab — wohl zumeist ihrer Abstammung wegen. In den Seelenkämpfen, die an diese Erfahrungen sich anknüpften, stärkte sich bei Rahel jener kritische Blick, mit dem sie fortan alle Lebensverhältnisse, alle Forderungen des konventionellen Übereinkommens maß, aus dieser Zeit stammt jener rücksichtslose Drang nach Offenheit und Wahrheit, nach Klarheit in den Lebensverhältnissen, der sich von da an durch ihre Äußerungen hindurchzieht. So schreibt sie einmal: „Ich muß Freiheit haben und Gewißheit. Das Ungewisse tötet mich. So war ich immer." Und einige Jahre später spricht sie es aus: „An sich arbeiten, klar machen, was nur verwirrt uns drückt, und wären es die größten Schmerzen, zum größten Bankrott führend heißt ja gut sein."

In die inneren Krisen, in welche in jener Zeit Rahel geworfen wurde, giebt uns ein Brief einen Einblick, der zugleich das hastig Aufgeregte, Abrupte ihres Briefstils vergegenwärtigt, der Brief vom Juli 1800 an Frau von Boye in Stralsund:

„Heute ist Donnerstag, ich reise Mittwoch; — das ganze Herz, im tiefsten Grunde, voll Liebe für alles, was ich liebte; was beschlossen ist, ist nicht wieder anzusetzen, wie ein abgehauener Kopf — mein Schmerz ist daher nicht mehr von Spitzen, sondern drückend und dumpf; und in der Brust ist mir wie ein gedämpftes Trommeln — wie ich aber, während Scenen und die Nacht im Bette, einsah und beschloß, daß ich gehen mußte; o! da war ich außer mir! und jeder Schmerz und jede Beleidigung, und jede Kränkung, und alle verflossenen Jahre tobten losgelassen in mir. Ich habe etwas Schreckliches erlebt; eben weil es mich nicht umbrachte. Daß man die Unschuld und ihr Bewußtsein nicht zusammen haben kann!! Das ist das Unheilige in der Welt — ich nenne Unschuld, wenn man das rechte Unglück nicht kennt: diese Bekanntschaft infamiert: ich laß es mir nicht ausreden! Man ist kein reines Geschöpf der Natur mehr, kein Geschwister der stillen Gegenstände mehr; wenn man einmal aus Schmerz, Erniedrigung, zusammengeängstet, in Verzweiflung gern seine Existenz gegeben hätte, um nicht schmerzfähig zu sein: wenn man alles, die ganze Natur, für grausam gehalten hat. Nun hab ich zwei Ansichten der Welt. — wehe! — und die mir am

natürlichsten ist, die natürliche, ist eine künstliche geworden! Wehe! wehe! O, verstehst Du das?! Wieviel Frauen können wohl dadurch unglücklich werden? und die dummen Dirnen sprechen alle. Dabei, steh' ich der Welt — man sagt sonst umgekehrt, ‚die Welt mir' — noch offen: die ganze Skala steht da; und läßt sich reiner angeben, vielfältiger, williger als bei irgend einem Geschöpf, das ich kenne."

Ihre vorurteilslose, verständnisvolle Aufrichtigkeit gab ihr bald in ihrem Kreise die Stellung einer Vertrauten für die Sorgen und Leiden in Herzensangelegenheiten. Zu ihren Freundinnen gehörten Dorothea Veit, Henriette Herz; das Schicksal einer Charlotte von Kalb, Karoline Michaelis ꝛc. wurde ihr vertraut, dem Prinzen Louis Ferdinand stand sie nahe in den Wirrungen, die eine leidenschaftliche Neigung für ihn brachte. In all diesen Verhältnissen machte sie die Lebensauffassung geltend, die sie selbst in inneren Kämpfen sich errungen hatte: „Menschen und ihr Glück sind Bestandteile des großen Alls, warum sollten sie nach der größten Zerrüttung und Trennung sich nicht zu einem glücklich Organischen auch wieder zusammenfinden zu neuen weiteren Beziehungen" oder ein andermal schreibt sie:

„Sehe jeder wie ers treibe, sehe jeder wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle.

Ist man aber gefallen, setze ich hinzu, und sei's eine Mamsell, so stehe man mit Anstand und Freimut auf und suche sich zu heilen, wenn man nicht tot."

In ihrer eigentümlichen Lage lernte sie besonders auch Goethe schätzen, dem sie ihr Leben lang eine hohe Verehrung gewidmet hat. Ihr späterer Gatte Varnhagen schreibt darüber: „Schon sehr frühe, weit früher als irgend eine litterarische Meinung derart sich gebildet hatte, war Rahel von Göthes Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urteilen des Lebens enthusiastisch angepriesen. Jetzt erscheint das sehr leicht und natürlich und niemand will Göthes hohes Hervorragen verneinen, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftsteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andre weit voranstanden, wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der

geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urteilte und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Übereinkommen hing; damals war es kein Geringes, mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Überschätzungen sogleich das Echte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Mute zu bekennen."

Neben Goethe zollte sie die größte Verehrung dem Philosophen Fichte. Wie hoch sie ihn stellte und was sie an ihm schätzte, das zeigt am besten der Brief, den sie auf die Nachricht von seinem Tode hin an M. Th. Robert schrieb. Es ist zugleich einer ihrer besten und schönsten Briefe.

„Prag, 14. Febr. 1814.

Obgleich tausend Dinge mich umgeben, die alle mit Ungeduld mich abrufen vom Schreiben, obgleich tausend andere sich vordrängen und gleich zuerst geschrieben sein wollen, obgleich ich seit Freitag von unserer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, so daß ich ganz mich und alles Leid vergaß: so laß uns doch zuerst von unserem verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehen; dem ich das tausendmal in die Augen hineindachte, und nie sagte, welches ich jetzt grimmig bereue, weil einem Menschen von andern edeln, denkenden nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Mut hatte! Laß uns von Fichte sprechen! — Deutschland hat sein eines Auge zugethan, wie ein Einäugiger zittre ich nun erst für das andere!*) Ich nenne keinen; wie die Griechen die Furien umgehen, und wahre Herzensangst es immer thut! Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrtum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen; keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus den reinen nährenden Waizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! Fichte kann umfallen und faulen! Das ist nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgestern unvermutet in der hiesigen Zeitung „aus Berliner Blättern". Ich weiß nicht, ich war beschämter, als erschrocken; so gedemütigt! Fast beschämt, daß ich leben geblieben und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist

*) Goethe.

niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode; wer lebte mehr als der? Todt ist er aber nicht, gewiß nicht. — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten, Zaune wieder aufgebaut wurden, dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wieder herstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! Daß Gesetze erfunden und ausgeteilt würden, daß die Denker frei, ohne den Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen durften; dies selbst ein Glück zu aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden durfte, nur einzig und allein beabsichtigte, mißverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehn sehn, was er aus dunklen Schluchten, im Schweiße seines Angesichts in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb? — Lessing! Lessing liegt auch; von wenigen nur nicht vergessen; und mußte kämpfen um das, was jetzt glatt in jeder Zeitung stehen darf um das, was solcher Gemeinplatz geworden ist, daß sie den Erfinder vergessen und es in stupider Albernheit vor ihm nachsprechen dürfen. Und was würde er jetzt wieder den andern vorsprechen! Wie würde er sie über ihren Dünkel abkappen; sie polemisch, lebendig überführen, ihnen zur rechten Minute Völker und Geschichte vorrücken, in die blinde Aufgeblasenheit Löcher reißen, und ihnen die Aussicht für That und Sache öffnen und frei machen, mit Ernst und Spott. Dieser Mann mußte sich mit einem Goeze abringen und Schutt wegräumen, der damals fest und gerade stand wie unsere Gebäude. So auch Racine und Voltaire und all die andern, die sie jetzt verachten wollen, weil sie die Zeit nicht fassen, in der jene leben mußten. Racine mußte große Kränkungen erleben, große Korrespondenzen führen, weil sein Sohn Manschetten angehabt hatte und in einer gewissen Schule darum nicht mehr geduldet werden sollte, und mußte diesen jungen Menschen deßhalb schelten und sich anklagen und entschuldigen! Eine vornehme Dame wurde krank und von ihrer Tochter verfolgt, weil diese rechtgläubig und die Mutter es nicht war! Mit Gewalt schickte man einem Dichter, welcher krank wurde, die Sakramente! Und diese Leute sollten davon sprechen und schreiben, was jetzt vorgeht? Die Religion der jetzigen ist prahlerischer, als der Abscheu jener vor den nun herrschenden Ceremonien derselben. Lessing,

Fichte! und ihr Ehrlichen alle, möget ihr unsere Fortschritte sehen und uns mit euren starken Geistern segnen! So denke ich mir Heilige, begabt von Gott, geliebt von ihm, ihm treu. Selig sei unser ehrlicher Lehrer!"

Seit 1814 war Rahel die Gattin Varnhagens; er war ziemlich jünger als sie, aber seine Geistesart stand der ihrigen mannigfach nahe. Als Varnhagen 1819 infolge des reaktionären Umschwungs in Preußen von dem Posten eines Ministerresidenten in Karlsruhe abberufen wurde und mit seiner Gattin nach Berlin übersiedelte, da wurde ihr Salon der Mittelpunkt einer stillen Opposition gegen die Tendenzen der katholisierenden Romantik und der politischen Reaktion jener Tage. Rahel selbst stammte aus Kreisen, in denen die Gedanken der Aufklärung, die Ideen eines Mendelssohn und Lessing hochgehalten wurden, und im Gespräch mit Männern wie Alexander von Humboldt, Böckh, Gans brachte auch Varnhagen die Unzufriedenheit mit den deutschen Zuständen lebhaft zum Ausdruck, die er schriftlich nur seinem Geheimtagebuche anvertraute. Hier verkehrten Heine, Börne, hier fand der Fürst Pückler-Muskau Fühlung mit der bürgerlich-freisinnigen Schriftstellerwelt. Hier trafen sich geistige Größen der verschiedensten Art. Und weil Rahel überall alles bekämpfte, was nach hergebrachten Vorurteilen aussah, weil sie über die Ehe, die Stellung der Frau, über die verschiedensten andern sittlichen Fragen in blendender, überraschender, paradoxer Weise zu reden wußte, weil ihr kritischer Geist vor nichts Halt machte, erlangte sie durch ihre Unterhaltung einen so weitgehenden Einfluß auf die jüngere Schriftstellergeneration. Einen Einblick in die unruhige Betriebsamkeit dieses Haushalts, in den Gesundheitszustand der Rahel, der immerhin manche Überreiztheit und Überspannung in ihrem Wesen erklären mag, giebt der Brief an die Fürstin von Pückler Muskau.

„Berlin, den 6. Dezember 1828.

Wie Recht haben Ihre Durchlaucht den Zufall „den Gebieter menschlicher Schicksale" zu nennen! Wenn wir nämlich das um uns bewegte All so nennen, auf dessen Strom wir getrieben, von dessen Wellen wir verschlungen und gereckt, die nur durch seltene, große Geschicklichkeit oder einen solchen Charakter durch-

schifft und bezwungen werden. Mich bezwingen sie ganz. Jeden Tag mehr: meine Einsicht steigt; mein Charakter sinkt: Die Kräfte, die Detail-Mut beleben, aus denen er besteht. Und so ist es möglich geworden, soviele Tage Ihren mich überraschenden, lieben, geehrten, mich beschämenden Brief nicht zu beantworten. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, verehrte Frau Fürstin! wenn Recht vor Unrecht ginge: das heißt, wenn wir unserem Innern folgten, anstatt auf jenem Meer uns treiben zu lassen. Ich mag Ihnen nicht Welle vor Welle nennen; es waren auch nicht immer sonnen beschienene, reizende, die mich aus meinem Meere führten! Meine drei Domestiken waren einer nach dem andern krank; fast zugleich; Gäste und Fremde häuften sich zu der Zeit; mein Kind, Elschen, hatte den Keuchhusten und war öfters in Pension bei mir. Musiker — obligées — bei mir; drei Stück, wo Fürst Radziwill Dilettantinnen hören mochte, und auch sie mit Kompositionen und Gesang belohnen wollte. Zwei neue Stücke von meinem Bruder Ludwig, der viel darauf giebt, wie sie mir gefallen, oder nicht: viele Damen, die scheel von mir denken, weil ich sie nicht mit Besuchen abwarten kann, andere, denen ich das doch leistete: Und ich — todtkrank an Nerven; an du rhumatisme délayé sur les nerfs. Ein leidender Barometer! Sonnabend eine Migraine, nach der ich bis heute nicht schreiben konnte. Dies die nur zu nennenden Hindernisse! Mit diesen allen hinter mir, wage ich, um Vergebung zu bitten!"

Als Rahel 1833 starb, gab ihr Gatte 1834 eine reiche Auswahl aus ihrem Nachlaß heraus: Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde (3 Bde.). Später erschien aus Varnhagens Nachlaß von Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagens herausgegeben: Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit, ferner: Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Rahel (6 Bde.) und: Aus Rahels Herzensleben, Briefe und Tagebuchblätter. Neben vielen Äußerungen ihrer geistigen Tapferkeit, — Denken, sagt sie einmal, ist so vielen unangenehm wegen der Resultate. Sie haben sie in der größten Bequemlichkeit zu beliebigem Gebrauche schon im Vorrat — findet sich eine Reihe von feinen psychologischen Beobachtungen. So hat sie das wahre Wesen ihres Gemahls offenbar ganz richtig durchschaut, wenn sie einmal in glücklichem Bilde von einem Briefe desselben an eine Dritte schreibt: „Welch einen Katzenbrief hast Du der Guten geschrieben! Ja er ahmt die glatten, kleinen

Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Teilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nach und könnte der Mensch aus einem Briefe eine Katze machen, wäre es ihm vergönnt, Deiner finge Mäuse."

Ein Sammler von „Lichtstrahlen" oder „Geistesblitzen" fände eine reiche Ausbeute in den Aufzeichnungen und Briefen der Rahel, aber doch macht uns ihr Wesen mannigfach einen ungesunden, überreizten Eindruck. Sie war schwer leidend, und die Berichte von ihren Krämpfen, Nervenzufällen und unzähligen andern Leiden finden sich reichlich in ihren Briefen. Ihre nervöse, überfeine Sensibilität äußert sich in ihrer großen Abhängigkeit vom Wetter. Ganze Reihen von Briefen beginnen mit einem Wetterbericht: „Heißes, helles Wetter, mit dezidiertem Ostwind", oder: „Sonnenhelles, seit drei Tagen, warmes Wetter, nur noch leichtes Knospengrün, die Straßen immer breiter immer heller. Jedoch heute erfrischender und viel Morgenthau auf der Erde." Wenn wir die geistige Betriebsamkeit der Rahel, ihre oft wie in krampfhafter Emotion herausgestoßenen Bonmots richtig verstehen wollen, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß wir im Grunde ein unbefriedigtes Weib vor uns haben, die ein Gefühl der Leere und entbehrten Glücks herrisch in sich zu unterdrücken strebt. Als einst in ihrem Kreise von einer glücklich verheirateten Freundin geklagt wurde: „Aber sie ist gar nicht witzig mehr!" fiel Rahel lebhaft ein: „Was hat sie noch nötig witzig zu sein, sie ist ja glücklich!" Dieses Wort giebt uns einen Schlüssel für so manchen geschraubten, manierierten Zug in Rahels Wesen. Die häufigen orakelhaften Halbwahrheiten, zahlreiche halbgedachte Geistreichigkeiten haben ihre Wurzel in dieser geistigen Unruhe, die nach einem „reifen, ironischen, lächelnd-traurig-ruhigen Wesen" strebt und doch immer noch zu ringen hat nach herzerfüllendem Glück. Es ist wohl nicht zufällig, daß sie unter Goethes Werken den Tasso besonders ins Herz geschlossen hat, und daß die meisten Shakespearezitate, die in ihren Briefen sich finden, dem Hamlet entnommen sind. In ihrem Wesen ist etwas von dem, was Goethe unter einer problematischen Natur versteht, dabei ein Hang zur Selbstbespiegelung, der sie verführt, die Bildwerke der alten Ägypter und den Wiener Walzer in Beziehung zu bringen und in erkünstelt witzigem Gerede diese beiden Erscheinungen einander gegenüber zu stellen. Oder ein andermal, wenn ihr ein Wort aus der

Unterhaltung wiederholt wird, kann sie sagen: „Sehr gut was ich da gesagt, das hatt' ich erst ganz überhört."

Diese Charakterzüge bringen es mit sich, daß die äußere Form ihrer Briefe keine harmonische ist. „Ihr Geist sprach sich oft stammelnd, oft schlagend, stets in orgineller Weise aus. Aber Schriftstellerin war sie keine, ihr fehlte jedes Darstellungstalent. Sie griff mit vollen Händen in ihre geistigen Schätze und streute sie aus; es wäre ihr unmöglich gewesen, die Perlen mühsam an einen Faden zu reihen. Durch ihre Form war Rahels Einfluß unheilvoll."

Ihre Briefe sind meist hastig, abspringend, ungleichmäßig, wir müssen suchen, bis wir einen finden, der einheitlich stimmungsvoll durchgeführt wäre, einer der schönsten und geistvollsten ist der oben angeführte Brief über Fichtes Tod. Alles in allem weht in Rahels Briefen Stubenluft. Wenn wir bei anderen Briefsammlungen, etwa den Briefen der Gebrüder Grimm an die Familie Haxthausen frische Wald- und Wiesenluft zu atmen meinen, so ist es uns hier, als träten wir in eine eingesperrte mit Essigäther geschwängerte Zimmeratmosphäre. Ein beengender Dunst von Überbildung, von unnatürlich gesteigerten Kulturbedingungen liegt über den Äußerungen Rahels.

Unserm Empfinden von heute kommt am nächsten, was bei verschiedenen Gelegenheiten Gottfried Keller an befreundete Persönlichkeiten geschrieben hat, von dem Eindruck, den ihm die Lektüre dieser Briefe gemacht hat:

„Die Briefe Rahel-Veit sind mir sehr interessant und kurzweilig, obgleich mich die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, im Denken, Wissen ꝛc. choziert. Ich glaube, diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn oder scharfsinniger Tugendhaftigkeit, so breit ausgehängt, ist jüdisch und hat die gleiche Quelle, wie bei den ordinären Juden der Luxus mit Schmuck und schreienden Farben."

An Emil Kuh, den Biographen Fr. Hebbels, schrieb er: „Eine rechte Menschenstudie könnte man jetzt an den 4 Bänden Briefwechsels zwischen Rahel und Varnhagen machen, die vor einiger Zeit herausgekommen sind aus dem bekannten Nachlaßtorfmoor. Haben Sie dieselben gesehen? Sie sind an Interesse dieser Art von erstem Rang. Wie Sonnenschein leuchtets, und blitzt es in das verjährte Verhältnis hinein. Sie die absolute

Natur, Wahrheit, Selbstlosigkeit, Genialität, der absolute Lärm, die absolute Stille, das Meer, die Bescheidenheit, das göttliche Selbstgefühl rc. rc. und zugleich die fortwährende Pose, Selbstbeschreibung, Selbstverzehrung, Beschwörungssucht, Überredungslist, höchste Naivität des Selbstlobs rc. bis ins grob Körperliche hinunter. Er immer der Varnhagen."

In einem spätern Brief läßt er sich vernehmen: „Jetzt will ich Ihnen nur die Briefwechselbände Rahel-Varnhagen zuschicken, eh' Sie verreisen. Es sind seither noch zwei dazugekommen. Diese Briefe sind eine Fundgrube von Geist und Geistesaufwand und sonst allerhand Interessantem. Die darin wuchernde Eitelkeit, Ureitelkeit der Menschen in allen Nüancen, steckt auch meine Eitelkeit an, daß ich die einbildnerische Phrase nicht unterdrücken kann: erst jetzt weiß ich recht, was mir bei den Reden der Züs Bündlin in den „Gerechten Kammmachern," namentlich bei dem Abschied auf der Höhe für ein Ideal vorgeschwebt hat. Ich hatte beim Schreiben auch hochstehende Werke im Auge, glaubte aber nicht, daß es so hoch hinaufginge. So ein unausgesetztes, gegenseitiges Sichanrühmen findet man nicht sobald zusammengedrängt wie in diesen Bänden. — — Lassen Sie sich durch den Tenor des Obigen Ihre Freude nicht verderben, wenn Sie ein großer Rahelverehrer sind! Es ist gewiß Positives genug in den sechs Bänden."

Zu den interessantesten Erscheinungen der Zeit seltsam mitteninne stehend zwischen der Empfindungswelt der Romantik und den Gedankenkreisen des jungdeutschen Liberalismus gehört Bettina von Arnim und ihre schriftstellerische Thätigkeit. Es war eine litterarische Familie, der Bettina entstammte. Ihre Großmutter war Sophie Laroche, die uns aus Wielands und Goethes Leben bekannt ist und die auch selbst schreibend und dichtend in die Litteratur der Zeit eingriff. Ihre Mutter war Maxe Laroche, die nachherige Gattin Brentanos. Es ist bekannt, wie sie und ihr Gemahl für die Gestalten in Goethes Werther einige Züge leihen mußten. Der Bruder Bettinas ist Clemens Brentano, in vielem ihr ähnlich. In der abspringenden, oft fahrigen Art, in der Koboldnatur, die seltsam neben den hingebenden und schmelzenden, duftigen Zügen des Naturells waltet, in der Abneigung gegen alles Spießbürgerlich-Philisterhafte. Aber Bettina war die elastischere Seele, sie kroch nie zu Kreuze, sie blieb eine unge-

brochene, federkräftige Existenz und wenn sie einmal an den Bruder schrieb: „Mich durchzureißen, ich selber zu bleiben, sei meines Lebens Gewinn,“ dann muß man ihr das Zeugnis geben, daß sie diesem ihrem Vorsatz treu geblieben ist. Aus derselben Stadt gebürtig wie Goethe trat sie 1807 — sie war damals 23 Jahre alt — durch seine Mutter mit ihm in Berührung und stand mehrere Jahre in persönlichem und brieflichem Verkehr mit dem von ihr hochverehrten Dichter. 1811 verheiratete sie sich mit dem Freunde ihres Bruders, Achim von Arnim. Schon Anfang der zwanziger Jahre entstand in Frankfurt der Plan, Goethe dort ein Denkmal zu setzen. Bettina entwarf damals die Zeichnung eines Goethemonuments, als dann aber 1831 ihr Gatte und 1832 Goethe starb, und ihr die Briefe aus Goethes Nachlaß gesandt wurden, die sie einst an ihn geschrieben, da kam der Gedanke über sie, ihm in ihrer Weise ein Denkmal zu errichten. Auf Grund ihres Briefwechsels entstand 1835 „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Was Goethe hatte schreiben und sagen wollen, ohne es ausgesprochen zu haben und zugleich, was er selber ihren Gedanken nach hätte schreiben können, das sollte nun gesagt werden. Dazu verlieh sie ihrem Verhältnisse zu Goethe eine Färbung, die ihrer exzentrischen, überschwänglichen Natur entsprach. Wie schildert sie das erste Zusammentreffen mit dem angebeteten Dichter? Wieland hatte ihr ein Billet mitgegeben an Goethe. „Mit diesem Billet ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauschte mir das Wasser so betäubend — ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gyps, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte Dich nicht: sagten mir die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein, und nicht mehr sein wollen wie Du — und da gieng die Thür auf und da stand er feierlich ernst und sah mich unverwandten Blicks an; ich streckte die Hände nach ihm, glaub ich — bald wußt ich nichts mehr. Goethe fing mich rasch auf an sein Herz. Armes Kind, hab ich Sie erschreckt, das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf den Sopha gegen sich über. Da waren wir beide stumm.“

Es ist eine eigentümliche Mischung von knabenhafter Keckheit und mignonartiger Hingebung und Grazie, von kindlicher Verehrung und weiblicher Glut in dem Verhältnis zu Goethe, wie sie es in diesem Buche schildert. Es überkommt sie süße Schwärmerei, wenn sie an ihn denkt, alles in ihrem Sinnen und Empfinden ist auf ihn und nur auf ihn bezogen:

„Ich wollt, ich säß an seiner Thür wie ein armes Bettelkind und nähm ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, weß Geistes Kind ich bin, da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Gewiß, er hieß mich nicht wieder gehen, ich dürfte fort und fort im Haus herumwandeln und so vergiengen die Jahre und keiner wüßte, wer ich wäre und niemand wüßte, wo ich hingekommen wär, und so vergiengen die Jahre und das Leben, und in seinem Antlitz spiegelte sich mir die ganze Welt, ich brauchte nichts anderes mehr zu lernen.

Es war voriges Jahr im Eingang Mai, da ich ihn sah zum erstenmal, da brach er ein junges Blatt von den Reben, die an seinem Fenster hinaufwachsen und legts an meine Wange und sagte: das Blatt und Deine Wange sind beide wollig — und ich saß auf dem Schemel zu seinen Füßen. O, wie oft hab ich an dieses Blatt gedacht, und wie er damit mir die Stirne und das Gesicht streichelte, und wie er meine Haare durch die Finger zog und sagte: ich bin nicht klug; man kann mich leicht betrügen, Du hast keine Ehre davon, wenn Du mir was weis machst mit Deiner Liebe. -- Das alles war kein Geist und doch hab ichs tausendmal in Gedanken durchlebt und werde mein lebenlang dran trinken, wie das Aug das Licht trinkt — es war kein Geist und doch überstrahlte es mir alle Weisheit der Welt.“

So oft sie auch der Überschwang der Wonne und des Enthusiasmus über die Linie der Wahrheit im historischen Sinne hinüberriß und so wenig es angeht, die Briefe des Buches der Bettina in ihrem ganzen Umfange als streng historische Dokumente zu betrachten, so darf man hinwiederum dem trauen, was sie von ihrem Verhältnis zu Frau Rat mitteilt, was sie erzählt von ihrem Eifer, Beiträge zur Geschichte Goethes in seiner Kindheit von seiner Mutter zu erfahren, was sie überliefert von Beethoven und seinem Verhältnis zu Goethe.

Wie ein Frühlingsregen kam, nach dem Ausdruck von Hermann Grimm, der neue, auf dem Briefwechsel Goethes mit einem

Kinde beruhende Ruhm auf Bettina herab. In weitern Briefwechseln ähnlichen Charakters fuhr sie fort, die Geschichte ihrer Jugend im Goldschimmer der Poesie verklärt darzustellen. 1840 erschien ihr Briefwechsel mit der Günderode, einer Dichterin romantisch-katholisierenden Charakters, die mit der Bettina befreundet gewesen war und 1806 wegen verschmähter Liebe ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hatte.

1844 gab sie ihre und ihres Bruders Jugendbriefe heraus: „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte.“ Auch dies Buch sollte ein Denkmal sein. Ein Denkmal für ihren Bruder Clemens und darum waltete sie auch mit dem Material, das ihr vorlag, mit einer gewissen Freiheit. Sie hielt Störendes fern, ordnete und gruppierte anders, füllte wohl auch da und dort Lücken aus durch nachempfindende Phantasie.

Den Ruhm, den die Dichterin durch diese Werke gewann, der sprühende, duftende, taufrische Stil, der jeden fesselte, die kecke Originalität Bettinas schufen ihr eine bedeutsame Stellung in Berlin, zumal besonders Friedrich Wilhelm IV. durch ihr Wesen sehr angezogen wurde. So durfte Bettina in dem Berlin vor 1848 manches heraussagen, was andre nicht hätten wagen dürfen.

Zu ihrem Ruhme muß es gesagt werden, daß sie besonders für die Notleidenden und Bedrängten ihre Stimme erhob. Zu den Armen und Beladenen im Volk zog sie von jeher ihr warmes Empfinden und mit Rührung beobachtete sie wohl die naiv-unbeholfenen Äußerungen ihres Gefühls- und Seelenlebens. Ihre sociale Gesinnung, ihr freudiger Optimismus, ihr Drang zu wirken und eine bedeutungsvolle Sache zu betreiben, führten sie dazu, 1843 die Schrift: „Dies Buch gehört dem König“ herauszugeben, in welchem sie den Notstand der Bevölkerung darstellte und den König zur Abhilfe aufrief. Das Buch ist in Gesprächsform geschrieben. Aber wie sich leicht erwarten ließ, war man in den höchsten Kreisen sehr wenig erbaut von Inhalt und Tendenz der Schrift. Besonders die Begeisterung für die Freiheit, die überall darin zum Ausdruck kommt, mußte als gefährlich erscheinen.

Freilich war die Freiheitsbegeisterung Bettinas aus ganz andern Wurzeln erwachsen als der Liberalismus der vormärzlichen Zeit. Es waren viel weniger politische Gedankengänge, als ihr

lebhafter Individualismus", der sie die Freiheit so hoch preisen lehrte. „Krieg den Philistern", war ihr Feldgeschrei und ‚der heilige Orden der eignen Natur', wie sie sich einmal ausdrückt, ihr Panier. Sie möchte die Philister strafen für die Rutenstreiche, mit denen sie blind alle Begeisterung verfolgen, und das Höchste im Menschen dünkt ihr ein freies Gemüt. Viele der Exzentritäten, mit denen sie ihre Umgebung verblüffte, oft wohl auch beschwerte und belästigte, finden ihre einfachste Erklärung in ihrer Freude, allem konventionellen Wesen recht toll ins Gesicht zu lachen. Kurz nachdem das Königsbuch erschienen war, redete sie in einer Abendgesellschaft bei ihrem Schwager, dem Justizminister Savigny, davon, der Schrift eine Fortsetzung geben zu wollen. Als Savigny meinte, es sei an einem Band schon viel zu viel, da erwiderte sie vor der ganzen Abendgesellschaft: „Ich muß doch dem König vollkommen klar machen, daß er Esel zu Ministern hat, das kann ich nicht in aller Kürze." Das ist ganz Bettina, die sich alles erlaubt, die sich aber auch viel erlauben darf, weil jedermann weiß, daß sie keine berechnenden Hintergedanken hat, daß sie eben hervorsprudelt, was ihr der Augenblick auf die Zunge legt und was im Moment vor ihrer Phantasie aufsteigt.

Alles soll spontan, unreflektiert, aus dem Innersten hervorquellen, alles was wir sind und thun, soll freie, kühne Bethätigung des wahrsten Wesens sein. In diesem Sinn schreibt sie:

„Ewig Kind sein, als Kind schon Mann und Sklave des Guten sein, Gott anbeten in Ehrfurcht und mit ihm scherzen und spielen in seinen Werken, die selbst ein Spiel seiner Weisheit, seiner Liebe sind." —

Die Gesetze, die ihrem Wesen als die höchsten gelten, möchte sie zu Gesetzen des Weltwesens machen:

„Fühlst Du nicht? Das Göttliche, was den Geist des Erschaffens giebt, sei die ungebändigte Leidenschaft? Und glaubst nicht, daß Gottes Geist sei nur lauter Leidenschaft? Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben, Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei Dir nah, Du könnest es erreichen, Du könnest zusammenströmen mit ihm? — Was ist Dein Glück, Dein Seelenleben, als Leidenschaft und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deiner Brust, von denen Du vorher noch nicht geträumst hattest? Was ist Dir zu schwer?

Welches Deiner Glieder würde sich nicht regen in ihrem Dienst — wo bleibt Dein Durst, Dein Hunger? — siehst Du wohl, da fängst Du schon an von der Luft zu leben, leicht wie ein Vogel übersteigst Du Unersteigliches, und in die Ferne hinüber sendest Du Deiner Unsterblichkeit Flammen, und sie entzünden Ewiges, und es weiht sich Deinem Dienst, ergießt sich auch in Leidenschaftsströmen, in den großen Ozean, über dem die ewigen Sterne Dir leuchten und die Nacht in ihrem Glanz erbleicht und die Morgenröten freudig aufwachen. — Ja drum! — Der Irrtum der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben; denn Gott ist die Leidenschaft. Groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ozean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft die höchste Ruhe."

Voll Leben und Bewegung ist ihre Rede in solchen Ausführungen, aber seinen feinsten Duft, seine berückendste Farbenpracht entfaltet ihr Stil, wenn es gilt Stimmungsbilder aus dem Leben der Natur zu zeichnen, Naturgefühlen Sprache zu verleihen. Bettinas Naturempfinden ist geradezu epochemachend in der Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls in unsrer Litteratur. Sie lebt ganz mit der Natur, sie hat ein persönliches Verhältnis zu ihr, am liebsten aber sind ihr die frühen, hellen, taufrischen Morgen und die kühlen, friedsamen Abende mit ihrem Mondschein, da sieht sie dann wohl wie in einer Vision die Gestalten ihrer Phantasie, die lebenden Verkörperungen ihrer Naturstimmungen traumhaft durch die Gegend ziehen. Aber am regsten ist ihr Eigenleben in der heiligen Frühe des Morgens: „Manche Leute, schreibt sie, sind nur gescheut zwischen Licht und Dunkel, am Abend verstehen sie alles, morgens haben sie lebhafte Träume, am Tag sind sie wie die Schaf; so geht mir's, mein Wachen ist früh, ich muß dem Sonnengott zuvorkommen, dann kehrt er ein bei mir und lehrt mir Orakelsprüche."

Das Leben mit der Natur ist ihr wie ein heiliger, weihevoller Dienst:

„Heut Morgen kam ich dazu wie der Gärtner mit einem Nelkenheber die dunkelroten Nelken in einen Kreis um einen Berg von weißen Lilien versetzte, in der Mitte stand ein Rosenbusch. Diese Früharbeit gefiel mir wohl und hab mit Andacht dabei geholfen, der Dienst der Natur der ist wie Tempeldienst. Wenn

der Knabe Jon vor die Tempelhalle tritt und die ziehenden Störche bedeutet daß sie ihm die Zinne des Tempels nicht verunreinigen sollen, wenn er dann die Schwelle mit kühler Flut besprengt, die Halle fegt und schmückt, so fühl ich in diesem einsamen Tagewerk ein hohes Geschick, vor dem ich Ehrfurcht habe. Ach ich möchte ein Knab sein, Wasser holen in der Morgenfrische wenn alles noch schläft, den Marmor polieren, meine Götterbilder still bedeutsam waschen und alles reinigen vom Staub, daß es leuchte im Dämmerlicht. Dann, nach der Arbeit die heiße Stirn auf die kühlen Stufen legen und ruhen, in heimlichem Genügen, ruhen die Brust, die schwillt von Thränen, daß es so schön ist in der dämmrigen Stille im Tempel; so scheint mir auch die heutige Arbeit ein Tempeldienst der Natur; denn ihre Blumen im Kreise schön verschlingen, ist das nicht ihr gedient? — Die Blumen, die ihren Duft unter einander in so dichter Fülle mischen, ist denen nicht ein schönerer Frühling bereitet? — Denn was uns schöner ist in der Natur, ist das nicht auch ihr selber schöner? — Und ihre Bäume vom Moos reinigen, in nachbarliche Reihen pflanzen, ihre Blumenkelche füllen, ist das nicht ihrem Willen sich hingeben? — Tempel und Natur, friedliche Nachbarn und Freunde! wie ich und Du, teilen ihre Gaben wie ich und Du."

Der ersten eine, durch welche die Schönheit und der poetische Duft der rheinischen Landschaft und des Treibens in ihr in ausgedehnterer Weise erschlossen worden ist, war eben Bettina. Die Briefe, in denen sie uns auf die Höhen um den Rhein führt und mit leuchtenden Augen hinauszeigt auf den ruhigen Strom, auf die rebenduftigen Hänge, gehören zu den schönsten in ihren Schriften und so möge einer derselben aus dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" folgen:

„Hier sind noch tausend herrliche Wege, die alle nach berühmten Gegenden des Rheins führen; jenseits liegt der Johannisberg, auf dessen steilen Rücken wir täglich Prozessionen hinaufklettern sehen, die den Weinbergen Segen erflehen, dort überströmt die scheidende Sonne das reiche Land mit ihrem Purpur und der Abendwind trägt feierlich die Fahnen der Schutzheiligen in den Lüften und bläht die weitfaltigen weißen Chorhemden der Geistlichkeit auf, die sich in der Dämmerung wie ein rätselhaftes Wolkengebilde den Berg hinabschlängeln. Im Näherrücken ent-

wickelt sich der Gesang; die Kinderstimmen klingen am vernehmlichsten, der Baß stößt nur ruckweise die Melodien in die rechten Fugen, damit sie das kleine Schulgewimmel nicht allzuhoch treibe und dann pausiert er am Fuß des Berges, wo die Weinlagen aufhören. Nachdem der Herr Kaplan den letzten Rebstock mit dem Wedel aus dem Weihwasserkessel bespritzt hat, fliegt die ganze Prozession wie Spreu auseinander, der Küster nimmt Fahne, Weihkessel und Wedel, Stola und Chorhemd, alles unter dem Arm, und trägts eilend davon, als ob die Grenze der Weinberge auch die Grenze der Audienz Gottes wär; so fällt das weltliche Leben ein, Schelmenliedchen bemächtigen sich der Kehlen, und ein heitres Allegro der Ausgelassenheit verdrängt den Bußgesang, alle Unarten gehen los, die Knaben balgen sich und lassen ihre Drachen am Ufer im Mondschein fliegen, die Mädchen spannen ihre Leinwand aus, die auf der Bleiche liegt und die Burschen bombardieren sie mit wilden Kastanien; da jagt der Stadthirt die Kuhheerde durchs Getümmel, den Ochs voran, damit er sich Platz mache; die hübschen Wirtstöchter stehen unter den Weinlauben vor der Thür und klappen mit dem Deckel der Weinkanne, da sprechen die Chorherren ein und halten Gericht über Jahrgänge und Weinlagen, der Herr Frühmesser sagt nach gehaltener Prozession zum Herrn Kaplan: Nun haben wirs unserm Herrgott vorgetragen, was unserem Wein Not thut: noch acht Tage trocken Wetter, dann Morgens früh Regen und Mittags tüchtigen Sonnenschein, und das so fort Juli und August! wenns dann kein gutes Weinjahr giebt so ists nicht unsere Schuld.

Gestern wanderte ich der Prozession vorüber, hinauf nach dem Kloster, wo sie herkam. Oft hatte ich im Aufsteigen Halt gemacht, um den verhallenden Gesang noch zu hören Da oben auf der Höhe war große Einsamkeit, nachdem auch das Geheul der Hunde die das Psalmieren obligat begleitet hatten, verklungen war, spürte ich in die Ferne; da hörte ich dumpf das sinkende Treiben des scheidenden Tages; ich blieb in Gedanken sitzen — da kam aus dem fernen Waldgeheg von Vollratz her etwas Weißes, es war ein Reiter auf einem Schimmel, das Tier leuchtete wie ein Geist, sein weicher Galopp tönte mir weissagend, die schlanke Figur des Reiters schmiegte sich so nachgebend den Bewegungen des Pferdes, das den Hals sanft und gelenk bog; bald in lässigem Schritt kam er heran, ich hatte mich an

den Weg gestellt, er mochte mich im Dunkel für einen Knaben halten, im braunen Tuchmantel und schwarzer Mütze, sah ich nicht gerade einem Mädchen ähnlich. Er fragte, ob der Weg hier nicht zu steil sei zum Hinabreiten, und ob es noch weit sei bis Rüdesheim. Ich leitete ihn den Berg herab, der Schimmel hauchte mich an, ich klatschte seinen sanften Hals. Des Reiters schwarzes Haar, seine erhabene Stirn und Nase waren bei dem hellen Nachthimmel deutlich zu erkennen. Der Feldwächter ging vorüber und grüßte, ich zog die Mütze ab, mir klopfte das Herz neben meinem zweifelhaften Begleiter, wir gaben einander wechselweise Raum uns näher zu betrachten, was er von mir zu denken beliebte, schien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen, ich aber entdeckte in seinen Zügen, seiner Kleidung und Bewegungen eine reizende Eigenschaft nach der andern. Nachlässig bewußtlos, naturlaunig saß er auf seinem Schimmel, der das Regiment mit ihm teilte. — Dorthin flog er im Nebel schwimmend, der ihn nur allzubald mir verbarg; ich aber blieb bei den letzten Reben, wo heute die Prozession in ausgelassenem Übermut auseinander sprengte allein zurück: Ich fühlte mich sehr gedemütigt, ich ahnete nicht nur, ich war überzeugt, dies rasche Leben, das eben gleichgültig an mir vorüber gestreift war, begehre mit allen fünf Sinnen des Köstlichsten und Erhabensten im Dasein sich zu bemächtigen." — — —

Bei so viel Poesie möchte man fast bedauern, daß Bettina die Fülle ihrer Phantasie und ihres Empfindens nie zusammengefaßt und zusammengedrängt hat in einer eigentlichen Dichtung. Aber dazu fehlte ihr die Konzentration, die Geduld, auch die Kraft, plastische Gestalten zu formen.

Sie selbst kennt ihre Art genau und schreibt darüber in ihrer Weise:

„Wenn mir so Gedanken kommen, da möchte ich sie zwar gern behalten oder aufschreiben, aber sie ziehen mich immer weiter und um den nächsten nicht zu versäumen, muß ich den früheren aufgeben. — Das frische Licht verdrängt immer das frühere, wie im Strom eine Welle die andere, so mag es denn hingehen, daß ich kein Buch schreiben kann, wie der Clemens will; ich müßte ein Herbarium machen und sie trocknen, daß ich sie könnte nebeneinander hinlegen, unterdessen würden so manche Blumen verblühen, das will ich nicht. — —

Die Gedanken hängen sich an mich wie Schmetterlinge an die Blumen, will ich sie haschen, so merken sies gleich und fliegen davon, und fasse ich einen, so hab ich bald seine schöne Farbe abgewischt mit dem Schreibefinger, oder seine Flügel erlahmen. Und so ein Gedanke in der Luft flattert so lustig, aber auf dem Papier kann er sich nicht wiegen wie auf der Blume; und kann sich nicht auf die Rosen setzen von einer zur andern, er sitzt da wie angespießt."

Wir mögen ihre Anlage bedauern, aber näher liegt uns das Gefühl der Freude darüber, daß Bettina ihre Natur so deutlich erkannte und sie darum nicht zu Aufgaben zu zwingen suchte, die nicht in ihrem Bereich lagen, und noch mehr können wir uns darüber freuen, daß sie im Brief eine Form der Mitteilung und des Ausdrucks gefunden hat, die es möglich machte, daß die glänzendsten Seiten ihres Talents ungehemmt und ungetrübt sich entfalten konnten.

Die schwäbische Schule.

Der jüngern Romantik steht die schwäbische Schule sehr nahe. Uhland war freilich meist nur ein karger Briefschreiber. Eine gewisse Trockenheit und Schwerfälligkeit, die ihn oft im persönlichen Verkehr behinderte, ist auch vielfach seinen Briefen eigen, und in späterer Zeit mehren sich die Klagen seiner Freunde über seine spärlichen Briefe. Dabei fehlt es aber in denselben nicht an stimmungsvollen Partieen, an sinnigen Äußerungen, an harmlos trockenem Humor. An Justinus Kerner schreibt er nach dem Tode seines Bruders, Georg Kerner: „Über das große Leid, das Dich betroffen, gehe ich hinweg, wie man über Gräber hinschreitet, stumm, aber tiefbewegt." Ein andermal finden wir das treffende Bild: „Es geht mit Freunden wie mit den Figuren der laterna magica, je kleiner und ferner sie werden, um so leuchtender." Er schließt auch wohl einen Brief: „Sonst weiß ich von schönen Künsten und Wissenschaften nichts zu schreiben als daß in diesem Augenblick ein Bärentanz vor meinem Haus ist." In jüngern Jahren berichtet er wohl auch an Kerner gerne barocke Erlebnisse im Stil der Reiseschatten. So verleugnen sich seine liebens-

würdigen Eigenschaften in seinen Briefen nicht, er steht aber doch als Briefschreiber zurück hinter seinem Freunde Justinus Kerner, dem hierin seine mehr bewegliche, sprudelnde Art zugute kam. Unter seinen Briefen sind viele, die uns ganz in die Stimmungswelt der jüngern Romantiker einführen und uns oft anmuten wie Vorarbeiten zu den Reiseschatten. Die Studentenliebe, die Kerner mit seiner nachmaligen Gattin, seinem geliebten „Rickele" verband, hat in einer Reihe von Briefen einen innigen und phantasiereichen Ausdruck gefunden. Wie oft verließ Kerner im Abendlicht sein Tübingen und lag stundenlang auf der Anhöhe bei Lustnau, von der er in die Fenster seiner Geliebten blicken konnte. An einem solchen Abend schrieb er an diese:

„Lange sah ich heute voll Sehnsucht vom Berge auf das weiße Kreuz herunter, das die Flügel Deines geschlossenen Fensterleins bilden, bis es sich endlich auseinanderbreitete und Du Liebe, ein freundlicher Engel, an ihm erschienst. O genug, genug Belohnung für zwei Stunden, die ich harrte. Dein Brieflein fand ich und las es im Scheine des Mondes. — Ach es hat mich so traurig gemacht, daß Du um zwei Uhr wieder, um zu waschen, aufstehen mußtest, wo ich noch im Bette liege. Ich kann nicht schlafen, wenn ich an dieses denke, es macht mich so betrübt, daß ich fast wie ein Kind weine. — Im Heimweg verkam mir ein Kind, das sich verirrt hatte, das nahm ich in meinen Schutz und ließ es mit mir laufen, es hatte so Angst vor den Bären, die es fressen würden, daß es am ganzem Leib zitterte. — — — Ich gab es unter dem Thore ab.

Es ist nichts so eigen und so schön, als des Abends im Mondschein durch die Straßen einer alten Stadt zu wandeln. Wenn die hohen Häuser so schwarz und ernst dastehen, und der Mond mit freundlichem Scheine die engen Straßen hellt. Die Leute sitzen so friedlich vor ihren Häusern nach des Tages Last, Kinder, Mann und Weib, Magd und Geselle, und Annäherung und Vertrauen spricht da aus manchem Auge. Es ist nicht mehr so das besorgte, geizige Rennen nach Erwerb auf den Straßen, das mühsame Tragen, Hämmern, Fahren und Treiben. Es ist mehr das Leben in einer glücklicheren Welt; Ruhe und Stille ist auf der Straße und in den Häusern, eine Stille, die nur das Rauschen eines Brunnens unterbricht oder die dumpfen Töne einer alten Thurmglocke, oder hie und da aus

einem Haus herab eine Flöte oder das Flüstern zweier Liebenden unter der Hausthüre. Ach Gott, wie oft beneide ich manchen Handwerksburschen, der ohne Scheu mit seinem Liebchen im Mondschein durch die Straßen wandelt, der, wenn er auch den ganzen Tag im Schweiß dastand, um sein karges tägliches Brot arbeitend doch den süßen Trost hat, Abends am Arme seiner Liebe auszuruhen." — — —

Am meisten Ähnlichkeit haben Kerners Briefe mit denen der Gebrüder Grimm an die Familie Haxthausen. Dieselbe treue Sinnigkeit, dieselbe Kunst romantische Naturstimmungen wiederzugeben und anzueignen. Oft klingt auch ein Brief Kerners in ein Gedicht aus, von einer Reise auf dem untern Neckar schreibt er an Uhland:

„An vielen Kapellen und alten Schlössern fuhr ich vorüber als da sind: Wimpfen, Ehrenberg 2c. Das Ufer stand schon recht grün mit Büschen, darin schlugen die Nachtigallen und schlugen recht schön, denn es war der erste Mai, darum man auch das Schiff mit Blumen umhängt und mit grünen Zweigen umsteckt. Das Abendrot kam und darin stunden viele Burgen und Kapellen; da erklangen von ihnen die Glocken und das Schiff gieng recht stille.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet
Stiller da das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle.

Schiffer sinkt dann betend nieder —
Und wie aus dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.

Eines ist dann Wolk' und Welle
Und die Engel tragen gerne
Umgewandelt zur Kapelle
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein frischer Briefschreiber mit keckem Humor ist Alexander Graf von Württemberg, der der schwäbischen Dichterschule sehr nahe stand. An Kerner schreibt er einmal in liebenswürdiger

Selbstpersiflage: „Lenau fiel während des Vorlesens eines meiner Gedichte schlaftrunken in den Theekessel des ästhetischen Klubs in Stuttgart. Die Hofrätin (Reinbeck) zog ihn für tot, wie eine Fliege mit dem Grundierpinsel heraus.“ Wie er hier die Langeweile eines ästhetischen Thees ironisiert, so schreibt er ein andermal: „Soeben komme ich von einem verdammt langweiligen Ball nach Hause! Die Fräulein tanzten mit den schwarz bejackten schwarzen Herrn herum wie weiße bissige Wieselein mit plumpen Ratten. Pfui Teufel über das verdammte manierirte Pack!“ Das frische Naturburschentum des Grafen hebt sich vorteilhaft ab von dem schwülen pathologischen Hauch, der über den Briefen Lenaus liegt. Auch er stand durch regen Verkehr und langjährige Freundschaft den schwäbischen Dichtern nahe. Aber der nahende Wahnsinn wirft oft seine Schatten voraus: „Ja Bruder,“ schreibt er an Kerner, „ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum, wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumfliegt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohen Eichbaum worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.“ Der peinliche innere Zwiespalt, in den Lenau durch die Liebe zu Sophie Löwenthal versetzt wurde, hat wohl nicht wenig zur Beschleunigung der schließlichen Katastrophe beigetragen. Aus den Briefen Lenaus, die diesem Verhältnis entstammen, spricht allenthalben eine unheilbare Zerrüttung des Nervenlebens. Bald tritt seine Leidenschaftlichkeit, bald seine Gereiztheit, bald seine düstere Melancholie in den Vordergrund, und soviel poetische Anschauung sich in diesen Briefen findet, man liest sie mit peinlicher, innerer Beklemmung. Der ganze Lenau steht vor uns in dem Brief vom 11. August 1837:

„Ein sehr heftiges Gewitter begleitet mich, indem ich Dir schreibe. Ein ununterbrochenes Wetterleuchten, wie ein stehender Blitz erhellt die Nacht. Ein ganz vollendeter Porträtmaler müßte ein Bild malen können bei diesen Blitzen. Ich habe mir wenigstens Dein Bild in mein Herz gemalt, bei aufflackernden Lichtern meiner Leidenschaft. Und ich habe es getroffen das liebe schöne Bild. Das war ein entsetzlicher Donner, ein schmetterndes, grimmiges Krachen, so boshaft, als ob dem Teufel ein Zahn ausgerissen würde. Ein starker Kiefer, eine starke Faust. Der Regen jammert ordentlich herunter, es ist eine ganz wilde Nacht. Ich möchte mit Dir sterben in einer solchen Nacht. Bei diesen Blitzen Dein

Gesicht noch einmal sehen und dann nichts mehr. O Gott, gieb mir meine Sophie."

Die Dichter der Befreiungskriege.

Ein neues, frisches, kräftiges Leben brachten die Befreiungskriege, und allenthalben in der Brieflitteratur der Zeit finden wir die Spuren dieses Aufschwungs. Eines der schönsten Dokumente jener Zeit ist zweifellos der Brief Theodor Körners, in dem er den Seinen den Entschluß ankündigt, bei den Freiwilligen einzutreten. In seiner Dichtung hat der Krieg das Beste hervorgerufen, so stellt sich auch unter seinen Briefen dieser Brief über die andern und beansprucht in der Geschichte des deutschen Briefes seine Stelle als eines der schönsten Vermächtnisse einer großen Zeit.

Wien am 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kraft seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, seis auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenns nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Feld Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen

schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! —

Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen und fühl ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegen drücken. —

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebt, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. —

Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch H. als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatz, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich giebt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es giebt in der Kunst keine Ancienneté; und komm ich wieder nach Wien, so hab doch ich das sichere Versprechen des Grafen Palfy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen.

Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, denn Du wirst mich Deiner würdig finden.

Humboldts, Schlegels und die meisten meiner Freunde haben bei meinem Entschlusse zu Rate gesessen. Humboldt giebt mir Briefe. Ich schreibe Euch auf den Montag noch einmal."

Wenn Schenkendorf in jenen Tagen schreibt: „ich fühle gleichsam den Hauch der Verjüngung und sehe den lebendigen Gott durch die Welt schreiten," so hat sich diese Vereinigung eines frischen, thatenfrohen, lebenskühnen Sinns mit ungekünstelter Frömmigkeit bei keinem Manne schöner gefunden als bei Ernst Moritz Arndt. Unter den Dichtern der Befreiungskriege ist er derjenige, der auch auf dem Gebiete des Prosastils seine Eigenart kräftig bewährt hat, und diese Eigenart tritt uns auch in seinen zahlreichen Briefen deutlich entgegen. Die frische, derbe, oft polternde Sprache nennt die Dinge immer beim rechten Namen, dabei liebt er es oft, durch Einmischung altertümlicher Worte und Wendungen der Rede Kraft und Nachdruck zu verleihen. Gleich kräftig im Lieben und im Hassen ist er in allem eine biedere, aufrechte Bauernnatur von naturwüchsiger Unverwüstlichkeit. Alles Nebeln und Schwebeln ist ihm zuwider. In diesen Eigenschaften zeigt ihn uns der Brief, den er von Frankfurt a. M. an Karoline v. Wolzogen schrieb. Er war im Januar 1814 dorthin den Heeren gefolgt:

„Ich bin vor zwei Tagen hier angekommen, und finde die Geister der Menschen nicht so freudig brausend als die Wasser des Mains und des Rheins, weil man sie nicht brausen läßt. Meine Reise nahm ich absichtlich, daß ich fröhliche Erinnerungen meiner Jugend wieder erneuete durch den Thüringer Wald längs der Werra durch Meiningen, dann am Main hin durch Würzburg und den herrlichen Spessart. Welche Männer habe ich wiederum in einzelnen Bauren gesehen, solche, die mir das Zutrauen geben, daß dieses Volk nicht untergehen kann, welche aber zugleich eine wehmütige Empfindung in der Seele zurücklassen, wenn sie fühlt, welcherlei die sind, die solchen Männern befehlen.

Sie verzeihen mir vortreffliche Frau mein Urteil über den Dalberg (Fürstprimas, der vor den Verbündeten aus Frankfurt geflohen war). Wer unter solchen Menschen und in solcher Natur der Nichtigkeit und der Fülle des Lebens, wo sie sind, nicht inne wird, der ist von Natur oder durch Ausschweifungen ein Schwächling. Ich hasse in der Welt nichts so sehr als diese ästhetischen Scheinlinge und Zierlinge die, in einer unseligen Mittelwelt hinwankend, weder etwas thun noch machen können: diese Art heißt

bei uns Legion und keine schwächt und verdirbt das brave teutsche Volk mehr als sie. Alles scheinen wollend, ohne etwas zu seyn, allen schmeichelnd damit ihnen geschmeichelt werde, müssen sie immer an dem Glockenstrang der Minute ziehen, und hören nimmer den Wunderschall, der durch die Ewigkeit hinläutet. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch sonst hat diese Zeit des nationalen Ringens bedeutsame Briefdenkmäler hinterlassen. Da haben wir die Briefe eines Stein und Gneisenau. Da ist der berühmte Brief von Gentz an Joh. v. Müller, den er ihm sandte, als Müller sich an Jerome anschloß, oder das energische und entschlossene Schreiben, das York nach der Konvention von Tauroggen an General von Bülow sandte. Überall fühlen wir die Bereicherung des Lebensgefühls durch die nationale Erhebung.

Die Philosophen der Zeit.

Die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts waren auch Zeiten eines gewaltigen Lebens in der Philosophie. Da waren die großen idealistischen Systeme. Am meisten tritt uns Fichte in seinen Briefen persönlich nahe, und wie so oft sind es die Briefe an die Braut, in denen wir das Beste finden, was er in Briefen gab. Hier tritt uns sein überaus starkes, ernstes Empfinden vor Augen, das besonders das ganze Verhältnis zur Geliebten mit Bewußtsein unter ethische Gesichtspunkte stellt. Und wenn auch in der Wahl der Worte und Wendungen und in dem überschwenglichen Ausdruck der Gefühle hin und wieder noch die Art früherer Zeiten anklingt, so spricht doch immer ein starkes männliches Herz aus diesen Briefen. So schreibt er an die Geliebte:

„Und nun theuerste Geliebte zu Dir, nachdem ich kurz über Dinge hingeschlüpft bin, die nicht da sind und mich also nicht interessieren können. Ist es wahr, oder ist es ein süßer Traum, daß ich dem einzigen dem süßesten Glück meines Lebens so nahe bin, die herrlichste Seele, die unter allen Seelen für mich auserwählte und vom Schöpfer mir bestimmte Seele zu besitzen; daß mein Glück, meine Ruhe der Gegenstand ihrer Wünsche, ihrer Sorgen, ihres Gebetes sein wird? Könnte ich Dir doch meine

Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem Augenblicke meine Brust durchströmen und sie zu zerreißen drohen!

Nimm mich hin, theures Mädchen mit allen meinen Fehlern. Es wird mir wohl zu denken, daß ich mich einer Person gebe, der ich mich noch mit diesen Fehlern geben kann; die Weisheit und Mut genug hat mich mit diesen Fehlern zu lieben, sie mir austilgen zu helfen, daß ich einst an ihrer Hand gereinigter vor dem erscheine, der uns beide für einander schuf. Nie hat mich dies Gefühl meiner Fehler lebhafter durchdrungen, als seit Erhaltung Deines letzten Briefs, der mich an alle die Armseligkeiten erinnerte die ich Dir in meinem vorigen mag gesagt haben; der mich an die schwankende Gemütsverfassung erinnert, in der ich ihn mag geschrieben haben. O was bin ich doch bis jetzt für ein Mensch gewesen!

— — — — — — — — — — — — —

Doch indem ich meine Unbeständigkeit anklage, wie glücklich bin ich, daß ich diese Klagen in ein Herz ausschütte, das sich und mich zu wohl kennt, um mich mißzuverstehen. Eine meiner Empfindungen kann ich von Unbeständigkeit ausnehmen. Ich darf es sagen, daß ich Dir nie, auch nicht in Gedanken ungetreu gewesen bin; und es ist mir ein rührender Beweis Deiner edlen Denkungsart, daß Du, bei allen Deinen zeitlichen Besorgnissen um mich, nie etwas dem Ähnliches besorgt hast."

Wenig litterarisch Bedeutsames findet sich in den Briefen Schellings und Hegels. Sie dienen eben bloß dem Bedürfnis der Mitteilung, und hin und wieder wird die Ausdrucksweise nicht bloß trocken, sondern wohl auch gewunden und schwerfällig, wie in der folgenden Auslassung Schellings in einem Brief an Fichte:

„Was die persönlichen Beleidigungen betrifft, deren Sie mich anklagen, so bitte ich Sie, es für keine zu halten, wenn ich nicht verhehle, daß alles, was in meinem Briefe dieses Ansehen haben kann, mir nur den Geist ihres eigenen Tones gegen mich wiederzugeben schien, indem ich dennoch meine, mir nichts verstattet zu haben, das z. B. Ihrem Anerbieten des Einlenkens noch im letzten Briefe gleich zu setzen wäre und gebe Ihnen übrigens zu bedenken ob nicht, alles andere beiseite gesetzt, jede unumwundene Äußerung in Ansehung eines Freundes, wie die in der Ankündigung der Wissenschaftslehre, die gerechte Empfindlichkeit desselben allerdings stärker erregen muß, als alles was auf geradem Wege geschieht."

Ein Meister der Sprache und des Stils war der Antipode der idealistischen Philosophen Arthur Schopenhauer. Doch treten seine glänzenden Eigenschaften mehr in seinen Schriften als in seinen Briefen zu Tage. Trotzdem fehlt es auch nicht an Briefen, in denen aus der Ausdrucksweise seine intellektuelle Entschlossenheit und Unerbittlichkeit hervorleuchtet und die als Dokumente seiner hagebüchenen Grobheit dienen können. So schreibt er 1855 an Frauenstädt:

„In meinem Letzten schrieb ich, daß ich erwartete der Dr. Büchner würde für sein „Kraft und Stoff“ suspendiert werden. Mit hoher Befriedigung ersehe aus der gestrigen Postzeitung daß dies schon eingeleitet ist. Ihm geschieht recht, denn das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisierens. So ein Mensch hat nichts gelernt als ein Bischen Klystierspritzologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben: und damit wagt er sich dummdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen Recht: erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.“

Von den 30er Jahren an stand die junghegelsche Schule im Vordergrund des geistigen Lebens. Zu ihr wird auch David Friedrich Strauß gezählt. Zeitlebens hat er in seinen Schriften auf eine klare, durchsichtige, verständige Ausdrucksweise viel gehalten, und seiner Darstellung kam die poetische Ader, die seinem Wesen nicht fehlte, mannigfach zu gute.

In den Briefen von Strauß, die E. Zeller herausgegeben hat, finden wir nichts von dem unruhigen Streben geistreich zu sein, wie bei so vielen Schriftstellern jener Zeit. Ruhig, ernst, sachlich redet er mit seinen Freunden über die Fragen des Tages und des Lebens. Er verschmäht alles Blendende und erträgt lieber den Schein schulmeisterlicher Lehrhaftigkeit, wenn es gilt, sich über eine Sache klar zu werden.

Die meisten Briefe der Sammlung sind an Pfarrer Rapp gerichtet, der in verschiedenen Dörfern Württembergs sein Leben verbrachte. In einem derselben giebt uns Strauß einen tiefen Einblick in seine Natur:

„Lieber Rapp, es ist die allerirrigste Vorstellung, die Du Dir von mir machen kannst, wenn Du Dir mich als eine Gelehrten-

natur vorstellst. Das bin ich auch in meiner wissenschaftlichen Zeit nicht gewesen. Dazu habe ich, wie Du weißt, mit Stimmungen, Empfindungen rc. zu viel zu schaffen, nicht Objektivität, Abstraktion von mir selbst, Versenkungsfähigkeit in die Gegenständlichkeit genug; ich habe auch das Wissenschaftliche, was ich gearbeitet habe, immer aus Leidenschaft gearbeitet und ohne Leidenschaft, Besessensein kann ich gar nichts. Von dieser Seite bin ich ein Poët, in der That aber bin ich dies noch weniger als ein Gelehrter, weil mir dazu die Produktivität der Phantasie und die schöpferische Kraft durchaus fehlen. Ich las in der Rahel ein Urteil von ihr über Veit, das ich ganz auf mich anwende. Es heißt: „Er war nicht reich, seine Natur nicht ergiebig genug, nicht saftig, nicht üppig, nicht genug mit willkürlichen Einfällen begabt; im Sichgehenlassen konnte bei ihm kein Schönes werden — —; er hatte aber große Gaben, Gaben des Lernens und des Sichtens, — und war sehr gebildet, wußte, was ihm abging, und konnte es oft fühlen — und darum war ich (warst Du Rapp) ihm so lieb und notwendig."

Wir bewundern diese Klarheit der Selbsterkenntnis bei Strauß, denn in der That hat sein späteres Leben oft die Richtigkeit dieser Beobachtungen bestätigt. Eine andere Seite seines Wesens, die ihn in manchen Konflikt brachte, enthüllt er uns in einem Brief an F. Th. Vischer. Der Brief ist aus den bewegten Tagen des April 1848:

„Ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. Odi profanum vulgus et arceo ist und bleibt mein Wahlspruch. Eine solche Versammlung auch nur als Zuhörer zu besuchen, wäre mir unmöglich. Eben deßwegen kann es mir auch nicht einfallen jetzt nach Stuttgart zu gehen, um mich gleichsam in Erinnerung zu bringen. Ich wünsche weder eine Stelle im württembergischen noch im deutschen Parlament. Wenn ich auch für Beides einige Fähigkeiten habe, so ist doch eine solche Stellung kein Element für meine Natur. Und wenn Du mir nun das allgemeine Beste entgegen hältst, so beharre ich auf meinem Individualprinzip und sage: nur wenn und wo mir wohl ist, wo ich mir genüge,

kann ich der Welt genügen und wohlthun. Auch die verwünschten Merkurartikel, welche diese Geschichten mir abnötigen, mache ich nur, um mich ihrer zu erwehren. Ich lese so wenig Zeitungen als möglich, spreche so wenig Menschen als möglich, aber das Zeug steigt einem aufs Zimmer und so muß mans doch wieder los zu werden suchen. Das alles ist bei Dir anders und besser; Du hast eine Karte auf die Zukunft, die mir fehlt."

Seinen klaren, psychologischen Blick, seine Fähigkeit, ein anschauliches Bild eines Menschen in ruhigen Linien zu zeichnen, bewährt er in seinen Biographien und kleinen Schriften und im kleinen nicht minder in seinen Briefen.

Wie weiß er seinen Freunden das geistige Wesen seiner Mutter zu beschreiben, und manche Zeiterscheinung charakterisiert er mit wenigen starken Strichen. Prächtig und treffend ist, was er an Rapp über einen lang und vielverkannten Zeitgenossen schreibt:

„Hast Du gelesen, daß Hermann Kurz so plötzlich gestorben ist? Der Mann thut mir doch recht leid. Persönlich habe ich nur wenig, obwohl durchaus freundliche Berührung mit ihm gehabt; aber sein Talent habe ich immer hoch geschätzt. Und gerade, wo es mangelhaft oder schadhaft war, hat es mir, wegen des spezifisch Württembergischen dieses Schadens, besondere Teilnahme eingeflößt.

Die Talente, besonders die poetischen in Württemberg, haben das Eigene, daß sie so gern im besten Wuchse stecken bleiben. Oder sie bekommen gleichsam die ersten Zähne ganz schön, wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus. Diese Talente bringen einen ganz hübschen Vorrat an Kindheitseindrücken, Jugenderinnerungen u. dergl. mit, und wenn sie ins Alter der ersten Produktion treten, gelingt es ihnen wohl, jenem mitgebrachten Stoffe eine ansprechende poetische Form zu geben: so Mörike im Maler Nolten und im Schatz, H. Kurz in verschiedenen kleinen Novellen und Schillers Heimatjahren. Nun aber haperts; denn es sollte neuer Stoff zur poetischen Gestaltung aufgenommen werden. Es sollten jetzt nicht bloß persönliche, subjektive Erfahrungen, sondern objektive Beobachtungen und Forschungen gemacht werden, an Land und Leuten, an Welt und Ereignissen, und diese sollten zu einem zweiten Schub der poetischen Produktion benutzt werden. Allein dergleichen Beobachtungen und Forschungen werden entweder nicht gemacht, weil

sich das Talent in ein vereinzeltes Stillleben einspinnt, oder sie sprechen und regen dasselbe nicht poetisch an. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweise weiter. Hierin hat Auerbach vor seinen christlichen Landsleuten einen großen Vorsprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hülfe.

Einen dicken schwarzen Strich machte durch Ks. Produktion auch die Politik, das Jahr 1848. Ich erinnere mich noch lebhaft der Freude, die ich hatte, als im Jahr 1846 etwa die zwei ersten Kapitel des Kurz'schen Sonnenwirts im Morgenblatte kamen. Das war das Meisterstück einer Exposition, einer psychologischen Grundlegung. Nun war aber die Produktionskraft des Mannes schon damals im Stocken, und so stand es mit der Fortsetzung an, bis das gedachte Jahr dazwischen kam. K. war nichts weniger als eine politische Natur, aber er war entzündlich für politische und soziale Ideen, denen er nicht gewachsen war, Pektoralpolitiker wenn irgend einer. Hiegegen war nun Mörike durch seine ausgeprägtere Dichteranlage, freilich auch durch seine größere Weltunfähigkeit geschützt. Kurz dagegen wurde von der Sache gepackt, war eine Zeitlang sogar in der Redaktion des Beobachters. Damit ist einer als Dichter für Lebenslang verloren. Als die wilden Wasser der nächsten Jahre abgelaufen waren und K. nach seinem poetischen Gärtchen wieder sah, waren die vorher so hübsch grünen Plätze von Sand und Kies bedeckt und unfruchtbar gemacht. Die Fortsetzung des Sonnenwirts geriet höchst unerquicklich. Weiteres wollte gar nicht mehr gedeihen. Aber Friede seiner Asche! Er war ein schönes Talent und ein harmloser Mensch.

Doch ich muß aufhören. Mit herzl. Grüßen

Dein Str."

Eine Anfrage Rapps gab ihm Gelegenheit, über Schopenhauer sich zu äußern:

„Wenn E. meine Tochter wäre, würde ich ihr den Wunsch, den Schopenhauer zu lesen, ausreden. Er ist bei all seiner hohen intellektuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüt einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen. Oder, wenn ihr die Kraft nicht fehlt, so fehlen ihr sicher die technisch-wissenschaft-

lichen Mittel, die uns eine solche Herausschaffung erleichtern. Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüt eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist, — und in welchem wäre keine dergleichen? — da setzt sich das Zeug hinein und der Kukuk mag sehen, bis mans wieder herausbringt."

Viel hat sich Strauß mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt, und als eine der wichtigsten Aufgaben seines Standpunktes erschien es ihm immer, zum Tod das richtige Verhältnis zu gewinnen. Oft kehren Betrachtungen über die Unsterblichkeit u. s. w. wieder, und man erkennt das eifrige Bemühen, sich mit dem Verzicht auf diese Hoffnung abzufinden, ohne doch den Optimismus preiszugeben, der ihm als Lebenspflicht erschien. Eben durch dieses Bemühen bekommen die Briefe aus den letzten Wochen und Tagen seines Lebens einen so ergreifenden Charakter. So schreibt er am 1. August 1873 an Rapp:

„Daß Du bei dem eigenen Leid*) noch soviel Mitgefühl für mich übrig hast, ist doppelt und dreifach schätzenswert. Doch überschätze den Freund nicht; er ist wie ein anderer Mann, trägt seine Gaben in irdenem, zerbrechlichem und mangelhaftem Gefäß, das seiner Wirksamkeit auch wieder im Wege steht. Darum sieht auch er selbst seinem Zergehen mit Ruhe entgegen. Gestern war mein Neffe hier, er traf gerade mit Fritz zusammen. Mir wurde — mit den beiden frischen Jungen — wieder jung zu Muth. Auch dieses Wiederaufleben des Geschlechts in frischen Sprossen, wie beglückt es. Überhaupt wie Unrecht haben die Pessimisten; ich werde durch meine Leiden selbst in meinem frommen Optimismus jeden Tag bestärkt. Wie hübsch das Enkelchen, das Dich, den bekümmerten Großvater, zu seinem jungen Kätzchen führt. So heilt und ersetzt die Natur. Wir verstehen uns. Adieu. Schulter an Schulter bis ans Ende

mit Deinem

D. F. Strauß."

*) Rapps jüngste Tochter war kurz vorher von vier kleinen Kindern weg gestorben.

Wehmütig, aber mit vollen, reinen Tönen klingt mit dem Leben von Strauß auch sein Briefwechsel aus:

An Rapp. Ludwigsburg, den 21. Dezember 1873.

Wie herzlich bedaure ich, daß Du gestern nicht mehr rechtzeitig auf den Zug kamst! Aber das ist ja eben das Elend mit den auswärtigen Besuchen bei mir, daß die Frist zwischen den Zügen entweder zu kurz ist oder zu lang. — — —

Ich habe heut einen elenden Tag, Du wirst es an den beiliegenden Versen merken, die aber nach einer recht frommen Melodie gehen. Gute Nacht! Dein St.

Du finstre Nacht, du tiefes Meer
Darin ich treibe hin und her
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen schroffe Klippen rings
Bald Stürme rechts und Stürme links
Dem müden Schiffer bange.
Blicke
Schicke
Ich den Fernen
Ich den Sternen
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Schon weicht die Schwäche der Gewalt
Ich wanke schon und sinke bald
Und sinke bald in Schlummer.
Dann wie im weichen Mutterarm
Lieg ich entnommen jedem Harm
Entnommen jedem Kummer.
Gaukeln
Schaukeln
Mag der Nachen
Wellen lachen;
Süßer Schlaf und kein Erwachen.

An Rapp. Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Wir haben beide schwere Feiertage gehabt: Du durch gemütliche Leiden im Andenken an die geliebte Tochter; ich durch

körperliche. Mein schwacher Kräftevorrat geht zu Ende und ich sehe den Tag kommen, wo der Leib über dem Geist vollends zusammenstürzt. Nicht gleich zum Tode denke ich mir; sondern so, daß mir dann nur noch passive, halbbetäubte Geduld ohne Reaktion übrig bleibt. Nehmen wirs an, wie es kommt.

In der That scheints das Schicksal mit mir genau zu nehmen, mir keine der Stationen des Todeswegs erlassen zu wollen. In um so vollerem Sinn werde ich dann sagen dürfen· „Denn ich bin ein Mensch gewesen."

Adieu l. Rapp, von Herzen gegrüßt von Deinem

St."

Am 4. Februar 1874, nur wenige Tage vor seinem Tode, schließt er seinen Brief an Rapp, (es ist der letzte der Sammlung):

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung. Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden." —

Der Herausgeber der Straußschen Briefe, Eduard Zeller, rühmt Strauß als den geistvollen, vielseitig gebildeten, ebenso feinfühligen als scharf denkenden Mann, den kühnen, epochemachenden Kritiker, den Meister in der Kunst anziehender und lichtvoller Darstellung. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn er über seine Briefe urteilt: „Unsere Sammlung erfreut uns durch einen Reichtum von Gedanken und Bemerkungen, welche bald den Schriften des Briefstellers zur Erläuterung und Ergänzung dienen, bald auf weitere, in diesen nicht besprochene Gegenstände sich beziehen. Sie erfreut uns aber auch durch die ungemeine Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Anmut, mit der Strauß als geborener Stilist die Form der brieflichen Darstellung handhabt und uns in jeder rasch hingeworfenen Zeile die Hand des Meisters erkennen läßt, und nicht minder durch jenes liebevolle und sinnige Eingehen in das scheinbar Kleine, worin der Dichter in ihm sich nicht weniger bethätigt als in den Gedichten, die er auch in seine Briefe nicht selten eingestreut hat." Strauß als Stilist ist allerdings von einem Sprachvirtuosen wie Nietzsche in schärfster Weise angegriffen worden. (Unzeitgemäße Betrachtungen. David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller). Der Stil der Straußschen Schrift, „Der alte und der neue Glaube", ist vor allem Gegenstand dieser Anfechtungen, und Nietzsche wirft Strauß eine

Vorliebe für kleinbürgerliche Bilder, einen häufigen Abfall zum Zeitungsstil, eine gewisse Nüchternheit und Trockenheit der Darstellung vor. Er vermißt in der Prosa, die Strauß schreibt, die straffe Gedrungenheit, die feurige Energie der Bewegung, die Fülle und Kraft des Muskelspiels. Es ist wohl zuzugeben, daß diese Vorwürfe mannigfach auf den Stil der letzten Straußschen Schrift zutreffen; sie trägt nicht wenige greisenhafte Züge an sich, und auch das Geständnis wird sich nicht umgehen lassen, daß die Briefe von Strauß neben ihren großen Vorzügen manchmal ein kleines schulmeisterliches Zöpfchen tragen, ein Studierstubengeschmäckchen an sich haben. Großer Wurf, packende Intuitionen, elementare Kraft des Ausdrucks, — die Eigenschaften, die den großen Klassikern des deutschen Briefes eigen sind, liegen nicht in der Anlage von D. Fr. Strauß.

Eine Freude an derbem Ausdruck, an kecken Bildern und Wendungen zeigt sich in den Briefen, die von F. Th. Vischer, dem langjährigen Freunde von Strauß, bekannt geworden sind. Er schreibt einmal: „Die Menschheit hat ja kein Feuer. Es sind wandelnde Wassersteine, woran eine halbfaule Plätsche (Kohlblatt) herunterhängt.“ Oder ärgert er sich über die Menschen „die wie Raubvögel seine Zeit in Fetzen zerzausen,“ da soll dann der Besuch eines Freundes „ein Ruhepunkt gesammelten Austauschs, ein Stück gediegenen Landes im flutenden Wasser seines Lebens sein.“ Oft steigert sich wohl auch der Ausdruck zu Schubartischer Derbheit, aber immer sind diese Briefe frisch aus der Stimmung des Augenblicks heraus geschrieben, es ist an ihnen nichts gefeiltes und nichts zurechtgestrichenes.

Einer der keckſten Kämpen des Junghegelianismus war Arnold Ruge. In seinen Briefen zeigt er sich als frische, kampflustige Natur, die besonders im Anfang viel von Regieren, Totschlagen, Abschlachten redet und einen gewissen Fanatismus der philosophischen Überzeugung entwickelt Seine Briefe sind frisch hingeschrieben, — er nimmt nirgends ein Blatt vor den Mund — aber auf bleibenden Wert machen sie keinen Anspruch, dazu ist Ruge vielzusehr hastiger Macher und schnoddrig-selbstbewußter Parteimann.

Noch seien zum Schluß zwei Theologen erwähnt. Richard Rothe mit seinen inhaltsreichen, gemütswarmen Briefen, die wir in seiner Biographie von Nippold finden, und Karl Hase.

Auch dieser Kirchenhistoriker, der in seiner Wissenschaft als Meister einer pointenreichen, eleganten Darstellung bekannt ist, hat uns Briefe hinterlassen: „Erinnerungen an Italien, in Briefen an die künftige Geliebte.“ Am Vorabend der Abreise in froher Gesellschaft tauchte der Plan auf, dem Freunde die Aufgabe zu stellen, seine Berichte an den Freundeskreis in der Heimat in diese Form zu kleiden, und Hase konnte um so freudiger auf diesen Vorschlag eingehen, als eben in diesem Kreise die „künftige“ Geliebte weilte.

So sind eine Reihe von liebenswürdigen Briefen entstanden, in denen sich Schilderung und Betrachtung, Scherz und Ernst, Geistliches und Weltliches anmutig mischt.

„Daß die Italiener, schreibt er von Rom aus, wie sie sind den Katholizismus brauchen wie er ist und daß sie auch dann, wenn die edlen Keime ihrer Entwicklung wieder aufgebrochen sein werden, unsern Protestantismus, wie er jetzt ist, nicht brauchen können, dieses sehe ich ein; aber wie ein halbweg vernünftiger Deutscher zum Abfalle von der Kirche und von der Vernunft seiner Väter durch den Eindruck des römischen Kultus bestimmt werden kann, dieses ist mir unbegreiflich und ich mag dieses Hereinziehen in den Schoß der allein seligmachenden Kirche weit eher als dem Kultus der Bezauberung jener schönen Augen zuschreiben, deren Rom vielleicht mehr hat, als ganz Deutschland zusammengenommen. Ich bin gewiß, daß nicht irgend ein heimisches Vorurteil mich den Eindrücken kirchlicher Feier verschließt, und im Hingeben an die Eindrücke der Sinne und an die Schmeicheleien der Phantasie habe ich nur zu gern das Herz eines Künstlers; aber bei der vollen Hoffnung darauf, ja bei dem Wunsche mich davon anziehen zu lassen, um, wie ichs überall liebe, aus Erfahrung diesen vielversprechenden Zauber des römischen Kirchenwesens zu verstehen, bei alledem habe ich nicht das Geringste davon merken können.

Die Peterskirche ist durch ihre Größe und durch ihre Bauart nicht dazu geeignet das Gefühl und den Anblick einer von einem gemeinsamen Geist beseelten Gemeinde hervorzubringen. Es sammeln sich in dem weiten ebenen Raume auch bei den großen Kirchenfesten nur einzelne Haufen um einzelne Altäre. Eine Kirchenmusik welche vielleicht allein diese Gemeinschaft vermitteln könnte, hat man nicht; die päpstliche Kapelle, welche an den hohen

Festtagen hier singt, füllt diese Räume bei weitem nicht aus; eine vollständig besetzte Musik wird nur in der Seitenkapelle des Chores aufgeführt, wozu die Sänger aus der Oper genommen werden. — —

Den feierlichsten Anblick gewährt noch die Sixtinische Kapelle. Nur sieht mans den Kardinälen gar zu sehr an, wie sehr sie sich langweilen bei diesem einförmigen Herrendienste. Einige schlafen, andere sprechen untereinander. Ihre Schleppenträger reichen einander die Schnupftabaksdose und sperren gähnend die Mäuler so weit und sorglos auf, daß sie im stande wären eine Versammlung von Heiligen ins Gähnen zu bringen. Überall drückt sichs aus, daß dasjenige, was einst natürlich und innig aus dem Geiste hervorgieng zur toten Formel geworden ist und man nimmt sich gar nicht die Mühe es zu verbergen." — —

Aus diesen Betrachtungen spricht der protestantische Theologe, aber nicht minder geistreich und feinsinnig weiß er seiner künftigen Geliebten zu erzählen von den Beziehungen zwischen Michel Angelo und dem kriegerischen Papst Julius, von den anmutig farbenreichen Volks- und Kirchenfesten des italienischen Volks, oder von dem Leben der Lazzaroni; und wie er in Neapel eine deutsche gelehrte Zeitschrift in die Hand bekommt, da nimmt er sich im Angesicht des Meeres und des Vesuv vor, im Andenken an diese große Natur sich künftig über gelehrte Katzbalgereien nicht mehr als billig aufzuregen. In allen diesen Briefen tritt uns das Bild des feinen, geistreichen Gelehrten mit der überlegenen, vornehmen Art der Darstellung, mit der Fähigkeit in kargen aber charakteristischen Linien, die wahre Gestalt der Dinge vor unsern Geist zu zaubern, in liebenswürdigster Weise vor das Auge. Dabei liegt vielfach ein leichter Hauch schalkhafter Ironie und graziösen Humors über diesen Briefen, die weit emporragen über die landläufige Reisebrieflitteratur jener Zeit, und wenn wir allenthalben durchspüren, wie Hase seinen Stil an Göthe gebildet hat, so wirkt die Ähnlichkeit doch nie als öder Abklatsch oder geistlose Nachtreterei.

Der Übergang von der Romantik zum Pessimismus und Realismus.

Unter gänzlich veränderten Bedingungen begann sich seit den dreißiger Jahren auch ein neuer Stil herauszubilden. Die Eigenart desselben führt ihre Ursprünge auf verschiedene Quellen zurück. Da war die Dialektik und Begriffssophistik der Hegelschen Schule die zu der spitzfindigen Geistreichigkeit des Ausdrucks ein gut Teil beitragen mochte. Da war das Vorbild Jean Pauls, dem die Zeit wieder von neuem Verehrung zollte. Seine barocke von subjektiven Ergüssen überall durchbrochene Darstellung, sein oft gesuchter manierierter Witz, seine weithergeholten Anspielungen schienen den Zeitgrößen köstlich. Und wenn Börne die Augen die „Windspiele des Geistes“ nannte oder Heine Herwegh als die „eiserne Lerche des Völkerfrühlings“ pries, dann war man entzückt. Wieviel auch die Rahel auf die Vorläufer und Vertreter des jungen Deutschlands wirkte mit ihrer Art, ist vielfach zu spüren. Dazu kam als ein nicht zu unterschätzender Faktor die Wirkung der Censur. Freytag schreibt darüber:

„Täglich unter dem Druck der Censur kam der Schriftsteller in Versuchung, ironisch, mit versteckten Stacheln wehe zu thun; wo er nicht mit offenem Wort kämpfen durfte, schlau zu verhüllen und doch boshaft anzudeuten. Und ebenso waren Millionen deutscher Leser gewöhnt, zwischen den Zeilen zu erraten und gehässig auszumalen. Da hingegen, wo der Schriftsteller ungestraft sich ergehen konnte, brach der Eifer in übermäßig gesteigertem Ausdruck hervor; weil man der Sache nicht auf den Leib gehen durfte, half man sich mit allgemeinen, hochgespannten, heftigen Redensarten. Das verdarb manchem den Charakter, vielen den Stil. Noch heut ist zuweilen an Männern, welche ihre Schule unter der Censur durchgemacht haben, etwas von den Eigenheiten des Censurstils zu erkennen, von furchtsamer Zurückhaltung, kleinem Witz und Phrasen.“

So entstand jener Stil, der in den dreißiger und vierziger Jahren vielfach herrschte und für modern galt, und dem Treitschke nicht zuviel thut, wenn er von ihm sagt: „Die Journalisten wetteiferten miteinander in unsinnlichen Bildern, verrenkten Wörtern, überfeinen Anspielungen, sie verliebten sich in ihre eigene Unnatur und freuten sich ihrer Künsteleien ebenso herzlich wie einst Lohen-

stein und Hoffmannswaldau. Noch bei Goethes Lebzeiten begann die Sprache zu verwildern; nur die Männer der Wissenschaft und einige rein gestimmte Dichterseelen widerstanden den Versuchungen der Überbildung."

Auch in den Briefen der Zeit macht sich dieser Stil mannigfach geltend, doch hat sich hier überall auch ein gesunder Realismus zu behaupten gewußt, und neben recht gezierten manierierten Briefen finden wir auch andre, die sich dem besten in der Brieflitteratur anreihen.

Heines Prosastil tritt uns in seiner Eigenart auch in seinen Briefen entgegen. Auch hier finden wir die humoristisch abspringende Manier, die Kunst, mit scheinbar harmloser Miene Bosheiten zu sagen, die Fähigkeit, tote Gegenstände durch frappante Beiwörter zu beleben oder durch Zusammenstellung heterogener Dinge komisch zu wirken. So spricht er in seinen Prosaschriften von „dicken mürrischen Fichtenwäldern", auch wohl — schon weniger überzeugend — von „sehnsüchtigen Misthaufen" oder wir finden die Wendung: „Wehmut, dein Name ist Kattun." Luther ist „der Mann Gottes und Katharinas" und bei einem Aufenthalt in Wandsbeck erzählt er in einem Briefe, er habe „seit 10 Tagen mit niemand gesprochen als mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nemlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des andern Verfassers." Doch zieht Heine im großen und ganzen in seinen Briefen nicht alle Register seiner Eigenart. Die eigentümliche Mischung von romantischen Bildern und von Wendungen, die aus dem Geschäftsleben genommen sind, führt oft die charakteristische Wirkung Heineschen Stiles herbei. Wir finden sie auch in dem Briefe an Rahel:

„Ich reise nun bald ab und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien anwenden und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: ‚Du willst Frau von Varnhagen vergessen!' es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Kontrakt geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelsthäler wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde

ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen."

Mehr für Heines Persönlichkeit als für seinen Stil ist der Brief an Varnhagen vom Jahr 1846 bezeichnend:

„Mein Freund, Herr Lasalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, mit der reichsten Begabnis der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lasalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das 1000jährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode und Ihnen hab ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja wir haben sie zu Tag gefördert und erschrecken. — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!"

Eine andre Natur als Heine war Börne. Wenn jener ironisiert, so zetert dieser. Wenn jener sich gerne als Weltmann giebt, so fühlt sich dieser vorwiegend als der Volkstribun, der erregt mit gellender Stimme für Recht und Freiheit kämpft. Sein ganzes Wesen wurde aufgerührt durch die Julirevolution. Als er hörte, daß in Paris der Thron der Burbonen zusammengebrochen war, da litt es ihn nicht mehr in Deutschland, er mußte an den Schauplatz dieser Ereignisse. Auf dem Weg nach Paris und in Paris schrieb er an seine Freundin in Frankfurt, Madame Jeanette Wohl die Briefe, die nachher vervollständigt als die zwei ersten Bände der „Briefe aus Paris" erschienen. Ihre politische Tendenz, die im Geschmack der Zeit „witzige" Besprechung der politischen und litterarischen Tagesereignisse, die satirischen Ausfälle gegen die heimischen Zustände, die radikalen Urteile über politische und sociale Institutionen, das alles gefiel ungemein und machte das größte Aufsehen. Weniger gefiel es manchen, wenn Frankreich auf Kosten Deutschlands so hoch erhoben wurde, wenn die Rede war von der „Drehkrankheit der deutschen Schafherde und Lakaiennatur des Deutschen", wenn Goethe als der „graue Star im deutschen Auge" bezeichnet wurde, den man beseitigen müsse. Doch nahm die große Menge solche und ähnliche Ausfälle gern in den Kauf und man schätzte es besonders an den spätern Bänden der Briefe, daß Börne eifrig die Niederträchtigkeiten und Geschmacklosigkeiten der Reaktion verzeichnete und kräftig Front dagegen machte.

Heutzutage ist der Stil dieser Pariser Briefe ungenießbar. Wenn jemand die Freiheit eine Nachtigall mit Riesentönen nennt, oder Paris preist als den Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, das Fernrohr der Zukunft, so empfinden wir das als abgeschmackt. Und als widerliches Marktgeschrei berührt es uns, wenn Börne nach der Ankunft in Paris schreibt:

„Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen, wahrlich nur barfuß sollte man dieses heilige Pflaster betreten. — Gott segne dieses herrliche Volk und fülle ihm die goldenen Becher bis zum Rande mit dem süßesten Weine voll, bis es überströmt, bis es hinabfließt auf das Tischtuch, wo wir Fliegen herumkriechen und naschen. Summ, Summ, — wie dumm."

Diese Überschwänglichkeit, diese Selbstwegwerfung, diese Bilder: das alles erscheint uns heute recht geschmacklos.

Eine charakteristische Erscheinung jener Übergangszeit war der Fürst Pückler-Muskau mit seinen „Briefen eines Verstorbenen". 1817 hatte sich der 1785 geborene Fürst mit der verwitweten Gräfin Pappenheim, einer Tochter des Fürsten Hardenberg, verheiratet, trennte sich aber 1826 wieder von ihr. Trotzdem blieben die geschiedenen Gatten in bestem Einvernehmen, und als 1828 der Fürst auf Reisen ging, vor allem auch um eine reiche Erbin in England zu finden, durch deren Heirat er seine zerrütteten Finanzen hätte sanieren können, schrieb er seiner Luzie eifrig Briefe. 1820 bekam er den Einfall, diese Briefe anonym herauszugeben.

„Der in der deutschen Litteratur so seltene Weltton dieser Briefe, die reizende Nachlässigkeit der Darstellung, welche darauf beruhte, daß die Briefe nicht für den Druck berechnet waren, das Gemisch von geistiger Überlegenheit und Frivolität sprach im höchsten Grade an. Viele hielten Heine für den Verfasser. Der Autor war bis zum äußersten modern, gründlich blasiert, politisch weitgehend liberal, im großen wie im kleinen völlig vorurteilsfrei." (Brandes).

Mehr noch als in seinen Reisebriefen und den Werken, die auf solchen beruhen, treten die unerfreulichen Seiten des Zeitgeistes und des Fürsten in seinen Privatbriefen zu Tage: Das kokette Posieren, das hysterische Zurschautragen der eignen Launen, Migränen und Nervenzustände, die affektierte Anloberei der Briefempfänger und Empfängerinnen, die blinzelnde, schmunzelnde Entblößung der eignen Seelenzustände und Seelenschäden, — das alles können wir einem Manne nur schwer verzeihen.

Ludmilla Assing (die „Nachlaßhyäne") hat es sich trotzdem nicht nehmen lassen, aus seinem Nachlaß neun Bände Briefe zu veröffentlichen und als historische Dokumente der unerfreulichsten Eigenschaften der Epoche haben diese Briefe immerhin ihre Bedeutung.

Ein Produkt raffinierter Unnatur ist besonders der Briefwechsel zwischen Pückler und Bettina. Gleich einer der ersten Briefe Pücklers beginnt: „Du bist ein schöner Geist, weil Du so demütig bist, denn in der Demut liegt die Größe! In mir siehst Du mehr als ich bin, aber vielleicht hast Du so den besten Weg eingeschlagen, etwas aus mir zu machen." Niemandem liegt es

freilich ferner als dem Fürsten, anders werden zu wollen als er ist, aber diese lernbegierige Miene gehört zu seiner Pose, mit der er sich das Interesse der Bettina sichern will, so schreibt er später:

„Ich habe keinen schaffenden Geist, sondern nur einen empfänglichen. Sie sind das männliche Prinzip in unserm Verhältnis, ich das weibliche. Daher würde es, als umgekehrte Welt eine Weile dauern, ehe wir uns ganz gemächlich einrichten. Ich mache es mir bequem, denn ich habe als Weib mehr Verstand als Sie, wenngleich weniger Geist, ich darf Launen haben und inkonsequent sein, Sie vernachlässigen, wieder zu Ihnen zurückkommen, wie es mir beliebt. — Sie aber haben den Beruf, etwas aus mir zu machen und mögen sehen, wie Sie es zu Wege bringen. Es ist beim Himmel kein leichtes Stück Arbeit, soweit ich es zu beurteilen imstande bin."

In der Folge charakterisiert er sich und seine Art dann ganz gut, indem er schreibt:

„Du hast aber doch im ganzen fast zu viel, was ich zu wenig habe, nämlich Poesie, und ich zuviel, was Du zu wenig hast, nämlich Ruhe. Es wird sich alles schwer verschmelzen, aber wenn Du Dich wirklich ganz selbst vergessen, nur mir dienen willst, so kann Dir, was, wieviel, oder wie wenig ich dazu thue, Nebensache bleiben. Ich bin eine kaltblütige Eidechse, liebe Betti, die einem immerfort aus den Händen fährt, der näheren Berührung wie Eis bedünkt und nur fasziniert, wenn sie, ihre Farben in der Sonne schillernd, Dich mit diamantenen Augen lebendig anfunkelt und graziös umher schwänzelt, oder unbeweglich im Gebüsche lauscht — vielleicht auf Beute. Ist das klarer Tag? Ist das wahr oder nicht? Beim Himmel, ich kanns am wenigsten beantworten. Ich bin ein Findelkind, gestrenge Frau, und kenne meine Eltern nicht. Doch hat einst jemand mir vertraut, Mephistopheles habe einmal betrügerischer Weise statt Faust bei Gretchen geschlafen und ich sei die Frucht davon."

Er redet Bettina an als: „Guter Mann, meine treue Sklavin, lieber Tiger" und bedauert gelegentlich, daß er nicht in traulichem Dunkel der Grotte seine Seele mit der ihren in einem ewigen Kusse verschmelzen kann, oder schreibt er ihr: „Hast Du es auch schon ausgefunden, daß in der Phantasie nur wahres seliges Glück blüht und daß es vielleicht die raffinierteste Wollust des Geistes ist, der Opiumrausch dichterischer Gemüter, nur diese

Speise zu kosten und der groben irdischen Wirklichkeit beim höchsten Grade ganz zu entsagen."

In diesem Tone waren die Briefe Pücklers gehalten; bei der exzentrischen Natur Bettinas ist es kaum verwunderlich, daß dieser Briefwechsel zu der tragikomischen Episode führte, die uns die Herausgeberin desselben erzählt.

Pückler hat es auch später nicht lassen können, in seinen Briefen mit geistreichen Damen anzubinden und sie in einem höheren Sinn zum besten zu haben, das tritt auch in dem Briefwechsel zwischen Pückler und der Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Tage und es ist bemerkenswert, daß diese Dame in ihrem Briefwechsel mit ihrer geraden, ernsteren Haltung gegenüber der Koketterie des Fürsten weit mehr Sympathie als dieser beanspruchen kann.

Noch im Jahre 1868, als Pückler schon 82 Jahre vorüber war, begann er mit der Marlitt, deren Romane damals einen gewissen Ruf genossen, einen Briefwechsel. Es reizte ihn besonders, zu erfahren, wer hinter diesem Inkognito sich verbarg. So gerne Pückler aus dem brieflichen Verhältnis ein persönliches sich hätte entspinnen lassen, so scheiterte dieses Verlangen an der standhaften und entschiedenen Weigerung der Marlitt, die keine seiner Einladungen, ihn auf Schloß Branitz zu besuchen, annahm. Die Herausgeberin des Briefwechsels sagt nicht zu viel, wenn sie von den Briefen der Marlitt rühmt, sie seien „voll feinem, weiblichem Takt, einfacher Natürlichkeit, mit Verstand und Geist gepaart." Dazu bietet der Briefwechsel ein besonderes Interesse insofern, als wir hier zwei Vertreter verschiedener Bildungsepochen einander gegenüber stehen sehen: Pückler, der Vertreter der vormärzlichen Stimmungswelt, die Marlitt ein Typus der nüchtern-realistischen Periode von 1850 an, in der die praktischen Interessen des Lebens im Vordergrund stehen. Aus diesem Grunde möchten wir auch einzelne spießbürgerliche Züge und Allüren in den Briefen der Marlitt nicht entbehren.

Viel haben dem Fürsten seine Parkanlagen zu schaffen gemacht und zeitlebens hat er sich für landschaftliche Schönheiten eine lebendige, unerkünstelte Begeisterung bewahrt. So schreibt er 1817 an seine Braut:

„Wenn Du Waldesschatten und Einsamkeit liebst und den tausendstimmigen Gesang zahlloser Vögel, und wenn mit sinkender Sonne auch die lebende Natur in Schlaf versinkt, das geheimnis-

volle Rauschen und Flüstern der Bäume, die hoch über Dir ihre Wipfel kosend zu einander neigen — dann komme hierher, und Du wirst selige Augenblicke verleben. Auf üppig grünen, sammetweichen Teppich von Heidelbeerkraut und Moos gelagert, von wildem Rosmarin und Farrenkräutern umrankt, habe ich hier schon manche Stunde meines Lebens süß hingeträumt, bis ein schüchternes Reh, vorüberrauschend, mich an die Heimkehr erinnerte. Gewiß, Du meine süße Freundin bist dazu geschaffen, solche Freuden auch zu genießen und dadurch ihren Genuß für mich um das doppelte zu erhöhen!"

Als Greis schreibt er noch an Ludmilla Assing.

Branitz, den 30. Dezember 1864.

Beim Tode des Jahres, es liegt in den letzten Zügen, schon im weißen Leichenhemde, umgeben von entfleischten Gerippen (die Bäume meines Parks) und doch noch mit Anmut vor mir — und diese erinnerte mich an Sie, und Sie erinnerten mich wieder an Italien, wo ich eine Villa kaufen möchte. In warmer Lage, geschützt gegen Nord- und Ostwind, in paradiesischer Gegend, wie Sie sie so verführerisch zu beschreiben wissen, sonst aber klein, bescheiden, nur mit einigen alten Schattenbäumen und einem Blumengarten versehen, wo eine Fontaine springt, und einige Lauben zur Ruhe, zum dolce far niente auf schwellenden Kissen einladend oder auch zu Liebe und Wollust „if the spirit moves" wie die Quäker sagen. Können Sie mir, geliebte Love, ein solches Natur- und comfort-bijou zuweisen? Aber fast schäme ich mich das philiströse garstige Wort auszusprechen — der Schatz muß auch „wohlfeil" sein!

Denn meine Oasis in der Wüste, die jetzt schon nahe an 2000 Morgen bedeckt, mit Seen, Fluß und Bächen, hochbewaldeten Hügeln und Thälern, Pyramiden nach dem Muster Ägyptens, stolzen Gebäuden und ländlichen Hütten, Geselligkeit und Einsamkeit mit weiser Kunst in der weiten Landschaft zu abwechselnder Anregung verteilt — alles das aus Nichts zu schaffen hat den in Glücksgütern zu niedrig gestellten Schöpfer verhältnismäßig zum armen Mann gemacht und des Großen müde und unfähig geworden, hat ihn die Sehnsucht nach dem Kleinen ergriffen, in dem er die letzten Jahre seines Lebens fern von Eitelkeit und Prunk, wohlthuend versenken will und dann im Traum schlafend

sterben, wie soeben draußen in der Welt der (auch achtzigjährige) Erzherzog Ludwig von Östreich, aus dem Lande ihrer Liebe, das vergebens zum Himmel ruft: Vergieb uns unsere Schulden.

Also dear Love gedenken Sie meiner Villa, wenn Sie nicht zu sehr von anderen Dingen erfüllt sind — denn ein Freund hat mir geschrieben, daß er Ihnen in bester Laune, in reizender Toilette und geführt von einem wunderschönen Italiener begegnet sei.

So schwelgen Sie im sonnigen Paradiese Italiens, und vergessen Ihre alten Verehrer aus der kalten öden Nacht des Nordens. Ach wie Recht haben Sie, das Leben edel zu genießen, wo es so rosig blüht!

Aber wenn es einem jener Greise vom achtmonatlichen Winter einmal gelänge, über Land und Meer sich in Armidens Garten zu flüchten, so empfangen Sie ihn wenigstens mit edlem Mitleid, und überschütten Sie sein weißes Haupt mit Rosen, daß er sich einen Augenblick dem süßen Wahn ergeben möge: es sei wieder Frühjahr und wiedergekehrt die alte Zeit der Jugend. Auch ich war in Italien und süße Erinnerungen erklingen mir noch heute aus jenen längst vergangenen Jahren.

Der Ihrige."

Es ist dieser Brief einer der anmutigsten und liebenswürdigsten, die Pückler geschrieben hat. Um so größer ist das Bedauern, daß er nicht öfter solche Töne angeschlagen und sich freier gemacht hat von den seltsam unerquicklichen Gepflogenheiten seiner Epoche. — —

An Heine, Börne und Pückler schließt sich eine ausgedehnte Reiselitteratur an, die sich mit Vorliebe der Briefform bedient. Es lag dieser Generation ein Drang nach der Fremde, nach neuen Eindrücken im Blute, der durch die Erleichterung des Verkehrs und des Reisens noch gestärkt wurde. Nach dem Vorbild der genannten Schriftsteller liebte man es dann, seine Eindrücke in feuilletonistischer Weise darzustellen. Aber diese Litteratur ist so ziemlich verschollen.

Auch zur Erörterung politischer Fragen bediente man sich wohl der Briefform. Durch seinen politischen Weitblick ist hier besonders der Briefwechsel zweier Deutschen bedeutsam, der aus einer Korrespondenz zwischen Paul Pfizer und Friedrich Notter hervorgegangen ist, auch an die historisch merkwürdigen Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen mag hier erinnert sein.

In einer völlig verschiedenen Atmosphäre befinden wir uns, wenn wir an Immermanns Briefe herantreten.

Seine tüchtige, männliche Art verleugnet sich in diesen Briefen nicht. Ernste Dinge behandelt er ernsthaft und geht gerade aufs Ziel los. Wie prächtig und gediegen ist der Brief an F. Mendelssohn, mit dem er wegen der Düsseldorfer Theaterangelegenheiten auseinander gekommen war:

„Bei Mißstimmungen über Dinge und Umstände bemächtigt sich unsrer wohl ein Gefühl der Verlegenheit, ein Unbehagen, welches uns den Schein der Kälte, ja der Abneigung geben und Hand und Fuß fesseln kann. Es ist möglich, daß nur dieses hindernd zwischen uns gestanden hat; ja ich muß es sogar voraussetzen, denn ohne diese Voraussetzung würde ich gewiß nicht an Dich schreiben. Ist es nun so, so kann ich Dir die Versicherung geben, daß wenigstens meinerseits nichts geschehen wird, was dieses Gefühl des Unbehagens bei einem persönlichen Zusammentreffen nähren oder steigern könnte. — Geschehene Dinge sind geschehen und nicht zu ändern, die Aussicht, durch einige Engagements bald aus der herben Verlegenheit befreit zu werden in welcher ich mich in den letzten Monaten freilich habe abmühen müssen, hat meine Empfindung gemildert und beruhigt, so daß ich mich frei und leicht gestimmt fühle.

Es ist so die moderne Weise, eine schöne Gleichgiltigkeit in allen Dingen, welche Gemüt, Neigung, Herzliches betreffen, zu haben, oder wenigstens zu affektieren. Was mich angeht, so strebe ich nicht nach solchem Ruhm, werde vielmehr nie mich schämen einzugestehen, daß mir der Verlust eines Freundes äußerst bitter ist. Du kamst mir mit schönem Vertrauen entgegen, Deine Neigung begleitete mich erquickend, unmöglich kann ich glauben, daß das alles Dir kein rechter Ernst gewesen sei.

Die Absicht dieser Zeilen ist eine ganz einfache, nämlich zu erfahren, ob Du noch etwas mit mir zu thun haben willst, oder nicht. Auf etwas Konventionelles, auf einen Schein kommt es mir bei Dir nicht an. Hast Du Dich während dieser drittehalb Monate wohl ohne mich befunden, kein Verlangen nach mir gehabt, so wäre es ein Irrtum und eine uns Beiden verderbliche Thorheit, mit mir wieder anzuknüpfen, Du wirst dann ferner ohne mich fertig werden können. Ist es aber anders bei Dir, ist Dir, wie mir zu Mute gewesen, so komme vertrauensvoll wie sonst zu

mir. Ich glaube zwar eigentlich nicht, daß es noch einer solchen Versicherung bedürfe, indessen will ich sie doch hier noch geben, nämlich, daß ich nach den stattgehabten Vorfällen und von Dir ausgegangenen Erklärungen Dein Verhältnis zur hiesigen Bühne als für immer gelöst betrachte und weder selbst den Versuch machen, noch durch andere machen lassen werde, Dich wieder mit Dingen in Berührung zu bringen, die Dir nicht zusagen. Du kannst also in dieser Beziehung, wenn Du mit mir umgehst, völlig ruhig sein.

Wieviel mir an Dir liegt, ersiehst Du aus diesem Briefe. Auf der andern Seite weißt Du auch, daß ich um Niemandes Liebe bettle und meine Neigung zu gut halte, um Jemanden nachgeworfen zu werden der ihrer nicht achtet. Ein höheres Gefühl und eine zarte Pflicht haben mich getrieben, an Dich zu schreiben, ich wünsche und hoffe, daß in Dir eine edle Bewegung entstehen werde, bin indessen auch gefaßt auf Deine Einbuße, über welche dann die Mächte, die bisher mein Leben geschirmt haben, mir auch hinaushelfen werden." —

Dieser Brief ist ein erhebendes Dokument aufrechter, gerader Männlichkeit. Immermann sagt einmal von sich: das handelnde Element liege bei ihm im Kampf mit dem ästhetischen; „ich glaube, daß ich unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden wäre, mein ästhetischer Bestandteil würde sich dort in dem formell Schönen, welches das Leben damals hatte, absorbiert haben." So finden wir auch in seinen Briefen neben den Zügen kräftiger Tüchtigkeit die Beweise seiner ästhetischen Veranlagung. Seine Briefe sind inhaltreich, gerne und gründlich erörtert er besonders mit seinem Freund Beer geistige und poetische Interessen. Auch der Humor glänzt hin und wieder in denselben auf, so in einem Brief an die Mutter, in dem er schreibt: „O Gott, Mutter, wäre dein Sohn nur kein Stockfisch und Holzapfel, sondern gutes, mürbes Lagerobst, er könnte wahrlich jetzt sein Glück machen. Denke Dir — mehrere Häuser mit heiratsfähigen und heiratslustigen Töchtern, Waarenlager von alten Weinen dabei ꝛc. ꝛc." Am schönsten sind die Briefe an die Braut. Er will in seiner Art dem neuen Verhältnis das Höchste und Tiefste abgewinnen:

Nachdem er in einem solchen Brief der Braut eine Schilderung seines Wesens gegeben hat, fährt er fort:

„Du hast meine Bekenntnisse so aufgenommen wie ich voraus wußte, ernst, dankbar, gütig. Es ist das seligste Verhältnis, was zwischen zwei Menschen sein kann, das unsrige. Alles Stockende und Gehemmte in mir löst sich, und die verborgensten Quellen meines Inneren rinnen nach Dir und lassen Dich bis auf ihren Grund sehen. Immer mehr wirst Du mir ernste Freundin, jede Anschauung, jede Begeisterung meiner Seele werde ich Dir anvertrauen dürfen. Alles hast Du in mir verstanden und gefühlt, alles denkst und fühlst Du weiter, was ich in Dir anschlage. Das ist das richtige Verhältnis, das Weib muß nie positiv werden wollen, man sieht es an den größten Genies des Geschlechts, zu denen ich z. B. die Stael zähle, daß, wo sie originell produzieren wollen, doch immer nicht die eigentlich gesunden Schöpfungen, sondern mehr Willkürlichkeiten zum Vorschein kommen. Aber im Empfangen kann das Weib wahrhaft genial sein. Nie fürchte ich in Dir auf etwas Starres, Ablehnendes zu stoßen, immer weiß ich, daß die weichste Regsamkeit mir entgegenquillt. Du bist wie die Laute die ich rühre, und sie tönt in vollen Akkorden. Laß Dich immer von mir regen und rühren, ich werde keinen rauhen, keinen unheiligen Griff in Deine Saiten thun.

Der Frühling ist wie ein König eingezogen. Die Knospen warteten solange auf ihn, nun ist alles mit einem Zauberschlage grün geworden, die Pfirsiche und Kirschen blühen im Garten und die Nachtigallen schlagen, daß es eine Art hat. Ich streue Dir Blüten in den Brief, blaue Männertreue, Pfirsichblüthe und, lache nicht, gelbe Rübsamenblüte. Über dem Garten ist ein prächtiges gelbes Rübsenfeld, was auf hundert Schritt hin duftet und worin hunderttausend Bienen ihr Werk treiben." — —

Neben Immermann wird als ein Übergangstypus sein Gegner Platen genannt. Was uns von seinen Briefen bekannt ist, ist gut geschrieben, ohne daß jedoch im übrigen besondere litterarische Eigenschaften sich darin geltend machten.

Eine kernhafte Natur, die sich freizuhalten wußte von der problematischen Art der Zeit, war Annette Droste-Hülshoff.

Geboren 1797 auf Hülshoff bei Münster, war sie ihr Leben lang trotz aller Krankheiten und nervösen Beschwerden, unter denen sie zu leiden hatte, eine selbständige, kräftige Persönlichkeit. Auch ein das gewöhnliche Maß übersteigendes Wissen, das sie in der Jugend sich aneignete, vermochte ihre Individualität nicht zu trüben,

und wenn sonst wohl bei Dichterinnen eine Neigung zur Gefühlseligkeit, ein verschwommenes Wesen, das nach bewährten Schablonen greift, die poetische Wirkung beeinträchtigt, so tritt in ihrem Dichten überall eine männlich selbständige Seele uns entgegen, die kräftig zur Heimat und zur Religion des Vaterhauses sich bekennt. Daneben ist ihr eine konkrete Beobachtungsgabe eigen, die von musikalischen Wirkungen absieht und auf das Charakteristische, Individuelle dringt.

Einen tiefen Blick in ihre starke und reiche Seele giebt uns der Briefwechsel mit Levin Schücking, mit dem sie ein eigentümliches Verhältnis verband. Sie war 17 Jahre älter als dieser ihr Landsmann und trat ihm nach Beendigung seiner Studien näher. Allwöchentlich wanderte er nach Rüschhaus, wo Annette seit dem Tod ihres Vaters mit der Mutter wohnte. Der Weg ging über Ackerfeld und Heidestrecken, dann durch ein Gehölz, in dem eine alte Bank stand; bis zu dieser pflegte ihm Annette entgegen zu gehen. Einmal in der Woche kam ein Brief von Annette und eine Sendung von Büchern, die sie ausgelesen hatte und ihm zurücksandte. Gemeinsame Lektüre und gemeinsame litterarische Arbeiten verbanden sie miteinander, besonders beteiligte sich damals Annette an den Arbeiten für das „Malerische und romantische Westfalen", das Schücking herauszugeben beabsichtigte. Doch sollten sie einander noch näher kommen. Schücking hatte zu einer anmutigen jungen Frau eine heftige Neigung gefaßt, und Annette, die das Gefährliche eines solchen Verhältnisses erkannte, wußte Schücking wieder zurecht zu bringen. Seither schlug sie den mütterlichen Ton gegen ihn an, der dadurch noch eine weitere Begründung fand, daß sie im Äußern der verstorbenen Mutter Schückings auffallend glich. Die Winter 41 und 42 verbrachten sie gemeinsam beim Schwager Annettens, dem Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee. Levin katalogisierte die reichhaltige Bibliothek des Freiherrn, Annette erlebte eine Zeit besonders fruchtbarer poetischer Thätigkeit. Auch später noch, als sie wieder getrennt wurden, dauerte ihr inniges Verhältnis fort, und als Schücking sich verlobte, da war es Annette, die der Braut und jungen Frau aufs liebenswürdigste in ihren Briefen entgegen kam. Außer den Tönen echter, reiner, treuer Freundschaft tritt uns in den Briefen der Annette besonders auch ihr realistischer, für die Außenseite des Lebens aufgeschlossener Sinn

entgegen. Wie hübsch 'und stimmungsvoll schildert sie in einem Brief vom Oktober 1842 ihr Stübchen auf Rüschhaus und eine Episode aus ihrem traulichen Familienleben.

— — „Ich denke sehr, sehr viel an Sie. Mein Stübchen ist jetzt so traulich, so ganz wie für Sie geordnet, das flackernde Feuer im Ofen, auf dem Tische am Fenster ein Teller voll Vergißmeinnicht, auf dem vor mir einer mit den besten Pflaumen, die ich je gegessen — es kömmt mir fast unnatürlich vor, daß sie nicht für Sie dastehen. — Dann noch ein Busch Blumen, aus denen ich ein Kränzchen für Mama winden will; denn morgen ist ihr Namenstag und ich habe mir durch die Bückersche*) Geschenke eingeschmuggelt, von denen ich großen Effekt erwarte: eine Wärmflasche, einen Rococoring, ein silbernes Kruzifix, hübsche Kupfer — ich wollte es wäre schon morgen, Geben ist doch viel seliger als Nehmen! Ich freue mich auch darauf, Paulinchen das Foulardtuch zu schicken, denn in meinem Geldbeutel sieht es jetzt wieder ziemlich brillant aus und ich darf mir schon ein Plaisir erlauben. — —"

Überall erquickt uns ihre kräftige, fast derbe Ausdrucksweise, und die humoristischen Lichter, die über die Blätter ihrer Briefe huschen. So schreibt sie einmal: „Wir hatten die ganze Woche durch ein Mordwetter, meine Fenster klirrten und krachten Tag und Nacht wie Vogelscheuchen. Gestern Sonntag vollends schneite es ganze Wolkenfetzen und regnete Ziegel." Ein andermal ist sie „schwindlig wie eine Eule und bekommt vor Ärger Fieber wie ein Pferd," oder möchte sie „singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen." Ihre naturfrische Art, ihr Lebensbehagen trotz aller Beschwerden des Körpers, ihr gesunder Sinn erinnert oft an das Wesen der Liselotte, bloß daß Annette freilich viel stimmungsvoller und farbenreicher schreiben kann. Einer ihrer anmutigsten Briefe, der die besten Seiten ihrer Natur veranschaulicht, ist der Brief, den sie am 15. November 1842 von Rüschhaus an Schücking schrieb:

„Ich komme soeben von Münster, wo ich mich einige Tage bei meinen Freunden habe sehen lassen, damit sie nicht denken, ich sei gar tot und begraben, und sehe nun mit Schrecken, daß mir derweil der fünfzehnte heimtückisch über den Hals gekommen ist. Sie werden deshalb diesesmal meinen Brief einige Tage später erhalten, was mir schon ganz recht ist; warum? Das will ich Ihnen nachher sagen. Also: guten Morgen, mein liebstes

*) Die alte Botenfrau zwischen Rüschhaus und Münster.

Kind! Si vales, bene est, ego valeo, Gottlob, daß wir uns beide so glücklich durchgebissen haben, aber Unkraut vergeht nicht. Von unsern Lieben in Münster kann ich leider nicht ganz dasselbe sagen; Alles hustet, halsweht, katarrht, auch in Hülshoff sind nicht weniger als vier Kinder unwohl, eines sogar ernstlich an einem gastrischen Fieber, in den Kirchen überwältigt das Nießen, Schnäuzen und Räuspern sogar die falschen Orgeltöne — also doch ein Gutes beim Übel — kurz: ich allein bin gesund, Mama klagt über Schwindel und Herzklopfen, drei unserer Leute haben sich in dieser Woche die diversesten Zähne ausziehen lassen, und zwar von der Schmiedstochter, einer so hübschen Amazone, daß ein zweiter Ulrich von Lichtenstein wahrscheinlich sein ganzes Gebiß geopfert hätte. ‚Um einen Blick, ein süß Berühren dieser selgen Frauen.‘ Was sagen Sie dazu — kriegen Sie nicht selbst Lust auf Ihrem Schimmelchen herzutrotten, um Ihre Kinnlade zu präsentieren?

Bei Schlüters fand ich auch alles im herrschenden Stile; Thereschen, mit einer dicken Halsbinde, sah aus wie ein artiges Fahnenjünkerchen; mein lieber Professor, den ich übrigens sehr wohlaussehend und fast schön fand, klagte, daß seine Körperdürre sich auf den Geist geworfen habe und alle Welt ihn langweile, er selbst sich am allermeisten. Zum Glück war in seiner Unterhaltung nichts davon zu spüren, vielmehr zeigte er Interesse für Dinge, die ich längst bei Seite geschoben glaubte, z. B. seine Mineralien ꝛc.; auch begönnert die gute, treue Seele, die sich an jedem unerwarteten Geistesfunken ihrer Freunde so kindlich freut, wieder ein paar miserable Heckenpoeten — ein namenloses Fräulein, deren noch ungedruckte Gedichte wie Spülwasser schmecken und einen gewissen Lappe — den Namen mit der That — der sich Gottdank nur in einem kleinen Bändchen blamiert hat, wo unter andern die Ode des Horaz Integer vitae und eine des Anakreon in plattdeutscher Übersetzung vorkommen — der Gipfel des monströs Lächerlichen! — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 16ten.

Gestern, als ich von Kopfweh überwältigt eben die Feder weggelegt hatte, kam ihr Kistchen an. Mein altes, gutes Herz, wie haben Sie sich geplagt das alles zusammen zu bringen! Sie sind doch ein gar liebes, kleines Pferdchen — bloß klein,

weil klein lieb ist — und wie schön ist alles, besonders die Münzen! Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß eine ganz vortreffliche altgriechische darunter ist: die kleine grasgrüne; die übrigen sind römisch, alle so prächtig erhalten, und mehrere darunter von der größten Seltenheit; auch die neugriechischen Münzen sind mir sehr lieb, und fast noch mehr die Mineralien und Versteinerungen, weil mein gutes Kind sie teilweise mit seinen eignen guten Händen für mich herausgeklopft hat. Lieber Levin, Deine treue Sorge und Liebe thut Deinem Mütterchen sehr wohl; sie hat ja auch nur den einen Jungen, auf den sie alles, was von Mutterliebe in ihr ist, conzentrieren muß. Gott segne Dich mein Kind, Du weißt nicht, wie es mich rührt, daß Du so oft an mich gedacht und Deine Freude in der meinigen gefunden hast. Ich bin etwas mißtrauisch und gar nicht eitel, darum glaube ich immer schnell vergessen zu sein. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 17ten.

Guten Tag Levin; endlich ist angekommen, was meinen Brief jedenfalls einige Tage verzögern mußte. Vivat Sünte Kloos! Er hält seinen Umzug etwas früher wie gewöhnlich, wahrscheinlich des guten Frosts wegen, der seit gestern eingetreten ist; freut es Dich auch? Nicht wahr der Ring ist hübsch gefaßt? Der Stein freilich etwas unbedeutend, aber gut zum Siegeln. Toujours sincère — das ist mein liebstes Kind gegen mich und wird es immer bleiben; wo sollte es sich besser hinwenden, ein Mutterherz ist nicht so leicht aus dem Ärmel zu schütteln. Wahrscheinlich lege ich noch eins meiner beiden Exemplare des Ludgerus bei, werde mich aber erst erkundigen, ob nicht schon eines für Sie abgegangen ist: ein Rütchen darf auch nicht fehlen, obwohl es immer kleiner wird, je größer die Kinder. Auf dem Teller vor mir blühn im Moose so prächtige Vergißmeinnicht, daß ich mich kaum enthalten kann, ein paar mitzuschicken; aber sie würden doch nur als Stroh ankommen. Das sind aber nicht meine Künste alle; ich habe noch ganz niedliche Niedlichkeiten, die ich für eine andere Gelegenheit aufspare — ich will zweimal Plaisir davon haben. Tragen Sie den Ring nicht immer; ich habe ihn zwar stark bestellt; aber solche Ringe sind immer mehr oder minder hohl, verbiegen und schaben sich ab, wo dann alle Schönheit und Freude herunter ist.“ — — — — — — — — —

Schon dieser Brief kann jedermann belehren, wie bei dieser Frau neben der Kraft ihres Wesens, neben ihrem behaglichen Humor und ihrem weltaufgeschlossenen Sinn, eine Wärme und Innigkeit des Empfindens liegt, die ebenso anspricht, wie ihre andern Eigenschaften. Man bekäme ein einseitiges Bild von ihrer Art, wenn man nicht auch redete von der Hingebung und wahrhaften Treue, die sie in ihrem Verhältnis zu Schücking bewährte, von dem tiefen Wohlwollen, das sie ihm entgegenbrachte und das geleitet und getragen war von einer verständigen klaren Beurteilung des Lebens und der Menschen und von einem sichern sittlichen Gefühl. Gerade diese Eigenschaften machen den Brief besonders wertvoll, den sie am 15. Februar 1843 an Schücking sandte. Er war damals Hauslehrer, war durch einen Gegensatz zum Hausherrn in eine unerquickliche Lage gekommen, und wollte dieser offenbar um jeden Preis ein Ende machen. In dieser Angelegenheit redet ihm Annette zu:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Am 16ten, Guten Morgen mein alter Levin, ich habe so eben das gestern Geschriebene nachgelesen, und es kömmt mir sehr abgerissen und dürre vor; ich war aber auch gestern hundskrank und ungefähr in der angenehmen Lage eines Halberdrosselten. Jetzt weiß ich, daß es in der Luft lag; denn in dieser Nacht ist eine dicke Schneedecke gefallen und wir sind mit einem Male mitten im Winter. Die Blumen und gelben Schmetterlinge — denken Sie, deren gab es schon! — müssen alle erfrieren; das ist ein perfider Streich von unserm Herrgott! Wieder auf Ihren Fürsten zu kommen: ich bitte Sie dringend, liebes Herz, nehmen Sie sich etwas mit ihm zusammen, sagen Sie ihm keine absichtlichen Anzüglichkeiten und zeigen sich nicht durchweg nachlässig gegen alle seine Wünsche — ich meine auch solche, denen Sie bei einem achtungswerten Hausherrn gewiß die feinste Berücksichtigung schenken würden. Sie geraten sonst auch Ihrerseits ins Unrecht, und ich möchte doch gern, daß Sie so nobel als möglich aus diesem Konflikt hervorgingen und Ihre Delikatesse und taktvolle Haltung so leuchtend als möglich ihm gegenüber stände. Daß er Sie haßt, daran zweifle ich nicht, und auch nicht daran, daß er seine Augen schon lange nach einem Subjekt umher wirft, das Sie ihm entbehrlich machen könnte, und ich denke mir, wenn er sich wieder ins Ausland wendet, wo man sein Privatleben nicht

kennt, werden sich talentvolle junge Leute genug finden, die diesen Antrag so gut für ein Glück halten wie Freiligrath und Sie dies gethan haben. Es wäre aber nicht gut, wenn die Trennung von ihm ausgienge, am wenigsten wenn Sie ihm durch absichtliche Grobheit oder Willkür zu einem Scheine Rechts verhülfen, da er gewiß so klug sein würde, seine Löwin &c. aus dem Spiel zu lassen und als Anlaß des Bruchs eine Gelegenheit zu benutzen, wo ihm vielleicht jeder Hausherr zustimmen würde. Lieber Levin, mein liebstes Herz, Sie haben noch immer alles freundlich aufgenommen, was Ihr Mütterchen Ihnen gesagt hat; Sie wissen wohl, daß es aus einem treuen für Sie unablässig sinnenden und sorgenden Herzen kömmt. Nicht wahr, mein lieb Kind, Du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfing, meine Sermone einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es auch anfing mit der Liebe schlecht zu stehen, denn es ist mir immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand Anders thun; aber Du bist mein einzig lieb Kind, und ich will Dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen. Noch Eins muß ich Dir sagen und zwar wieder als Dein Mütterchen: wie ists, daß Du so wenig Liebe zu den Kindern hast? Rühren dich diese armen Geschöpfe nicht, deren einziger Halt und einziger moralischer Leitstern Du bist? Es kömmt mir vor, als sähst Du die Pflicht, ihre Unschuld zu überwachen und ihren Geist zu entwickeln fast als eine unbillig aufgebürdete Last und doch bist du deshalb da und grade dies ist dasjenige, was deine Stellung adelt und sie in allen honetten Augen ehrwürdig und schön macht. Mich dünkt, ich in Deiner Lage würde die Kinder schon aus Mitleid lieb haben und wenn sie Cretins wären und das sind sie doch wahrlich nicht; ich habe noch gestern einen Deiner früheren Briefe nachgelesen wo Du sagst, Beide seien sehr gehorsame, gutartige Kinder, Karl besitze viel Talent, sein Bruder zwar keins, aber dafür eine wahrhaft rührende Herzensgüte. Unterricht geben ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß eine höchst unangenehme Sache, besonders, wenn man andere Arbeiten vor der Hand hat; aber Du hast es doch einmal übernommen und die Kinder dürfen nicht dabei zu kurz kommen, daß Du lieber schriftstellerst. Ich zweifle zwar nicht, daß Du Deine Stunden pünktlich abhältst, aber mit Ungeduld; die Kinder sind Dir hinderlich und dadurch werden Dir die armen

unschuldigen Dinger fatal; ich wette, Du hältst sie Dir außer den Stunden so weit vom Leibe, wie Du kannst, und doch liegt ein so unendlicher Schatz von Liebe in Kinderseelen. Selbst wenn sie — wie z. B. diese beim Tod der Mutter — etwas dickhäutig erscheinen sollten, so liegt das in den Umgebungen, die ihre Gefühle eher unterdrückt wie geweckt haben; die Weichheit steckt doch heimlich drinnen; Du brauchst ihnen nur Halbweg entgegen zu kommen, so werden Sie sich in Kurzem für Dich totschlagen lassen und Du wirst dann mehr Trost und Milderung Deiner Lage hierin finden, als Du es Dir jetzt denkst. Schlag das nicht so über die leichte Achsel Levin, es ist ein sehr ernsthafter Gegenstand, für Dein Gewissen sowohl wie für Deine eigne innere Ruhe und Selbstachtung. Und nun gieb mir Deine Hand und sag mir, daß ich immer Dein liebes Mütterchen bin und bleibe.“ — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl war es ein höchst eigentümliches Verhältnis zwischen diesen beiden, und Annette selbst verbarg seine Innigkeit vor den Ihrigen. Am deutlichsten hat wohl Schücking selbst den Charakter desselben umschrieben. Während jenes Aufenthalts auf Meersburg begann auch er zu dichten, aus dieser Zeit stammt sein Roman „Eine dunkle That“. Das Stiftsfräulein in diesem Roman ist sichtlich nach Annette gezeichnet, und zu Bernhard, dem jungen Freund des Stiftsfräuleins, ist Levin selbst Modell gesessen; Bernhard gegenüber äußert sich das Stiftsfräulein: „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, ich will Sie wie einen Bruder liebhaben, ich will jemand haben, für den ich sorgen kann, wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie noch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wär' doch dasselbe, ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie Kamel deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres, ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edeln Verhältnis keinen Begriff hat.“ Das

sind Worte, wie sie Annette selbst gesprochen haben könnte. Jedenfalls gebührt ihr der Ruhm, dieses Verhältnis so durchgeführt zu haben, daß beide Teile innerlich dabei gewannen. Sie hat ihr ganzes starkes Herz und die besten Kräfte ihrer Phantasie hineingelegt in die Briefe, die die köstliche Frucht dieser Freundschaft sind. —

Das junge Deutschland und die politischen Dichter.

Soweit von Laube Briefe bekannt geworden sind, zeigen sie einige der hervorragendsten Züge seines Wesens. Sie sind rasch hingeschrieben, kurz angebunden, seine barsche Art Ansichten und Grundsätze auszusprechen, seine straffe Zuversichtlichkeit läßt sich auch aus ihnen erkennen, während Gutzkow einmal schreibt: „Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz ist oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmut. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, versteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düstere schwermutvolle Innerlichkeit habe. Wie steh' ich einsam! Und doch kann ich mir in nichts, was mich soweit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig strebte war Wahrheit.“ In seiner Schlichtheit wirkt dieses Bekenntnis ergreifend, besonders im Gegensatz zu der Geziertheit, die aus den Briefen von Heinrich und Charlotte Stieglitz spricht. Die Briefe von H. Stieglitz an seine Braut Charlotte bekunden wohl formelle Gewandtheit des Ausdrucks und eine bewegliche farbige Phantasie, sind aber im Ton, im Stil, in der Farbe der Empfindung oft bis in Einzelheiten hinein nach dem Muster von Goethes Werther komponiert. Sie machen darum einen unwahren, manierierten Eindruck, es ist, als verstellte ihr Verfasser seine Stimme. Unausstehlich sind die Briefe der Charlotte. Überall blickt das beflissene Bestreben durch, sich zur bedeutenden Frau hinaufzugeistreicheln. So schreibt sie einmal an ihren Vetter Alexander Stieglitz, dem sie einen Radirgummi verehrte:

„Möchte Ihnen dieses kleine Werkzeug zum Löschen — ein seltsam Andenklein — zuweilen dienlich werden. Auch das Leben hat seine Flecken, seine Bleistiftschrift, oft sehr unleserlich, und seine Tintenzüge. Erstere mit der gummiartigen Elastizität des

Geistes stark gerieben, zu verlöschen, thut [oft sehr Not, wenn nicht die schöne Sehkraft leiden soll. Vor den Tintenzügen hüte man sich; sie haben ihre kleine Ewigkeit; die Zeit nur macht sie allmählich schärfer oder blässer. Ich gönne und wünsche Ihnen viele solcher, die Sie noch rot unterstreichen möchten.

Von Herzen Ihre Cousine

Ch. St."

Fürwahr hier ist mehr als Züs Bünzlin und Viggi Störteler. —

Wenig bedeutsam ist, was an Briefen von Mundt und Kühne vorliegt, dagegen haben uns zwei politische Dichter ansprechende Briefe hinterlassen: Freiligrath und Dingelstedt. Freiligraths Biograph urteilt über seine Briefe: „Die aus einer seelenguten Gemütsart hervorblühende Liebenswürdigkeit Freiligraths äußert sich besonders lebhaft in seinen Briefen, die allezeit ein getreuer Abdruck seiner Stimmung sind. Viele derselben gehören zweifellos zu den anmutigsten und erfreulichsten Dichterbriefen, die unsre Litteratur überhaupt besitzt, nirgends blasse Reflexion, trockene Gelehrsamkeit, nüchterne Alltäglichkeit, Sentimentalität, geziertes Wortspiel, sondern stets wahrhaftige, freundschaftliche Ergießung, lebendigste Teilnahme, schriftliches Gespräch, es sind wirkliche Briefe, nicht druckfertige Schriftstücke, es spricht aus ihnen ein Herz ohne Falsch, ein offenes, ein freudiges und starkes Herz."

Im Nachlaß von Fr. Dingelstedt findet sich eine Reihe von Briefen, meist intimer Art, alle höchst charakteristisch für den Dichter. „Sie geben am ehesten das Spiegelbild des unnachahmlichen Zaubers, welchen seine Persönlichkeit ausübte. Nirgends war Dingelstedt so ganz und so sehr er selber mit allem, was Natur ihm an Witz, Anmut, Malice, feinem Spott und treuer Anhänglichkeit verliehen, als in seiner Korrespondenz. Von den ersten Briefen des Jünglings, die dieser auf roten oder grünen Bogen schrieb, bis zu den letzten auf Velinpapier mit der Krone des Freiherrn darüber finden sich in ihnen, immer stärker ausgebildet, die Züge seines außerordentlichen Talents. Kürzer als in den gefühlsseligen Tagen der Jugend — sie waren damals, wie Heine sagt, nicht selten „ein ganzes Manuskript" — mögen sie geworden sein in den Jahren des mit Geschäften überhäuften Bühnenleiters;

aber aus der knappen Fassung treten um so schärfer des Schreibenden unterscheidende Kennzeichen hervor — seine Bosheit, wo es sein muß, seine Herzenswärme, wo es sein darf, und der unübertreffliche Ausdruck für beide.

Besonders bedeutend sind seine Briefe an Ötker, einen seiner Freunde und kurhessischen Politiker. Sie lesen sich wie Konfessionen, als ob er das Bedürfnis habe, sich einmal gegen einen ganz und rückhaltslos auszusprechen, sich zu zeigen, wie er war — sich anzuklagen, schuldig zu bekennen, oder auch zu rechtfertigen. Freilich weiß er sich oft mit einer leichten, graziösen oder witzigen Wendung über die schwierigsten Dinge hinwegzuheben. Aber vor diesem Freunde hat er kein Geheimnis und keine Beschönigung, es ist, als ob er in der völligen Uneigennützigkeit und unerbittlichen Strenge desselben sein eigenes Gewissen erkenne. Es giebt für die richtige Würdigung Dingelstedts keine zuverlässigere Quelle, als diese Briefe. Er überläßt sich in ihnen einer Stimmung des Weltschmerzes und der Seelenzerrissenheit, welche lange den Grundton seiner Gedichte bildete, und behandelt die intimsten Gegenstände seines Lebens." (Rodenberg in der deutschen Rundschau.) Von Ricklingen (bei Hannover) aus, wo Dingelstedt nach Absolvierung seiner Studien an einem englischen Erziehungsinstitut als Lehrer wirkte, schrieb er im Oktober 1835 an seinen Freund Ötker, der damals Rechtspraktikant am Stadtgericht in Kassel war:

„In meinem Kamine lodert das erste freundliche Feuer, und meine Morgenpfeife schickt ihre Brandopfer wirbelnd in die durchwärmte Stube. Was braucht es dann weiterer Anforderung, um an Dich zu schreiben, Du mein getreuer Fritz! Schön wohl wär' es, wenn ich all die feierlichen Sonntag-Früh-Sachen daheim im Schutze der Penaten genösse. Da zöge man sich um diese Stunde ein reines Hemd an und appretierte sich für die reformierte Kirche. Die milde Herbstsonne läge in den reinen stillen Straßen und glänzte in Augustens Fenster und in der alten Weser und in den goldenen Schnitt der verbesserten Gesangbücher. — —

Leise Fritz! leise . . . Heute ist meiner Mutter Geburtstag. Ich habe der Guten einige hochdeutsche Reimverse zugeschickt, Du weißt ja, das ist alles, womit ich meine Freude und meinen Schmerz ausdrücken kann. Zugleich begreifst Du, daß an einem solchen Sabbatmorgen, wo meine Engländer noch ein solches Loblied schnarchen, wo ich ganz mir gehöre — daß ich da nicht

viel Zeit und Mühe auf Entschuldigungen ob diuturnum Silentium verwenden kann. Ich reiße Dich durch diese philosophischen Klippen und seichten Untiefen stark hindurch gleich mitten ins offene Fahrwasser. Ich stelle mich in ganzer Länge vor Dir auf und fasse Deine niedl. Hand und sehe Dir in das vergoldete Auge und frage Dich: Fritze lebst Du noch?

Sieh mein alter Junge! ich hab Dir solange nicht geschrieben weil ich eben zu zerstreut und beschäftigt gewesen bin. In unserer vielgeliebten Residenz geht es, wie es einer anständigen Stadt zukömmt, direkt contra naturam. Wenn es in dieser anfängt Winter zu werden und Frost und Tod, dann thauet das liebe gesellige Leben aus seiner Sommersiesta auf; dann öffnen sich die Theatersäle und Concerte und die hohen Flügelthüren zu festlichen Thees. Großer Gott — was ein Zustand! Wir waren beinahe täglich in Hannover; ich wurde mir selber weggenommen und das freundliche Bild meiner Vergangenheit flüchtete sich aus all dem Staub und Lärm in mein innerstes Herzkämmerlein.

Nun ist es aber wieder aufgewacht und hat mich mit weinendem Zorne angeschaut und hat seine langen lustigen Strahlen siegend in die flachgraue Gegenwart geworfen, daß diese in nackter Armut zusammensank. Die seidenen Lumpen sind von mir gefallen — hie bin ich wieder, Fritz!, der alte und einer meiner ersten Gänge, der ein Bußtag ist und doch zugleich ein Fest, der ist zu Dir. Ich bin denn wohl auf. Neue Seiten meines interessanten Lebens kann ich Deinem Scharfblicke nicht entfalten — ich gebe Stunden, so wenig als möglich, ich mache Verse, soviel als möglich, ich bin verliebt, so stark wie möglich, kurz ich bin der alte so lange wie möglich. Die Carnevalstage in Hannover haben mich nicht geändert. Die Sehnsucht nach der Heimat ist noch geblieben und klingt immer vernehmlicher in mir an. Mich überfällt zuweilen ein heiliges Grauen, wenn ich in dem kerzenhellen Theater stehe und in allen Logenecken vergebens nach einem geliebten oder nur bekannten oder nur hübschen Gesichte suche. Da steh ich still und einsam unter den ausgestopften Uniformen und statt der bunten Figuren, welche auf den Brettern schwatzen und gaukeln und trillern, lasse ich alte, verblichene Gestalten dem inneren Blicke vorübergehen. O welch ein Zauber liegt über die Vergangenheit eines jeden Lebens, sei es auch noch so klein und so dunkel gewesen! Wie hängt sich das

[illegible] flo[illegible]
[illegible] eiß[illegible]
[illegible] Zen[illegible]
[illegible] iej[illegible]
[illegible] S[illegible]
[illegible] d[illegible]
[illegible] ü[illegible]
[illegible] l[illegible]

[illegible]

[illegible] ich habe Blicke [illegible] nicht [illegible]
[illegible] Erinnerung an seine Liebe, [illegible]
[illegible] verschlossen. [illegible]
wenn es auch ein [illegible]
[illegible]

be meiner Mutter. Ich werde sie bald vergessen, denn ich bin ein erbärmliches Subjekt, für das sie, die Heilige, 10 Jahre her gestorben ist, aber meine Auguste, meine arme, arme guste. — —

„Leiden läutern“ sagen die Philister. Zum Satan, Fritz! fühle so was. Ich möchte gleich Schulmeister werden. Wenn es ein Jahr früher geworden wäre, lebte sie noch.“

Es wurde Dingelstedt viel verübelt, daß er den Hofratstitel nahm. Wie er selbst sich mit dieser Sache abfand, das zeigt s wieder ein Brief an Ötker von 1843.

„Stuttgart, 8. 11. 43.

Du gratulierst mir nicht, lieber Fritz, so muß ich denn uvorkommend Dir condoliren. Es hat nichts geholfen — ich abe Hofrat werden müssen. O Ironie des Lebens, o Niemeyer,*) Theodor Hell!**) Du magst mir es glauben alter Freund, daß ich aus Leibeskräften mich gewehrt, allein es stund die Alternative, entweder Hoftheater-Intendenzrath mit einem entsetzlichen Vermischen in die hiesigen Bühnenverhältnisse, die Aussicht auf einen unvermeidlichen Fall dicht vor mir — oder Hofrath, ein stilles, hübsches Zimmerchen in der K. Privatbibliothek, das auf die herbstlichen Bäume des Schloßgartens niederschaut, alte und neue Bücher um mich her, und sonst die alte, bequeme, träge Stellung, nur ostensibel gemacht, wie es ja nötig war und fest. Die 2000 Fl. Gehalt sind wohl das beste dran, obwohl die Uniform, hellblau mit Silber, weiße Inexpressibles und ein wahnsinniger Claque, och ene schöne Jejend ist, namentlich neben der dunklen Nachtwächterpuppe, aus der sie so naiv hervorschlüpfte. Fritz, Fritz, was für ein Wandel und Wechsel! Ich weiß wieviel sich dagegen sagen läßt, ich sehe welche Blasen der Parteigeist aufs Neue aufwirft in den Zeitungen, die meine Ernennung brachten, ich fühle — gestehen wir es uns, Auge in Auge, Hand in Hand — das zweideutige, das häßliche Licht, in dem ich vor Euch dastehen muß. Aber lassen wirs. Wer mich kennt, wird an mir nicht irre werden; hat man mir auch den „Karakter“ abgesprochen — ich weiß nicht recht, weshalb, und was das heißen soll — mein

---

*) Redakteur des „Kasseler Boten“.

**) Redakteur der Dresdener „Abendzeitung“.

Herz an diese Träume und Gefühle, mit und in denen es aufgewachsen." — —

Wie der Weltmann Dingelstedt, der sich so gerne ein blasiertes Ansehen gab, echter Gefühle fähig war, das zeigt uns der folgende Brief an Ötker:

„Ich schreibe Dir vom Grabe meiner Mutter — sie ist gestorben an dem Morgen, wo unser Herr und Heiland von den Toten soll auferstanden sein, gegen 3 Uhr, sanft, still, selig — ach! wie sie nicht gelebt hat.

Fritz! Ich habe ihr schönes, großes Auge nicht mehr gesehen, habe es nicht zudrücken können, die Hand nicht geküßt, die segnend über meinem wilden, leichten Leben hing. —

Wilhelm*) wollte mir schreiben, wenn sie nahe am Hinscheiden läge, hatt es hoch und theuer gelobt; aber da sorgt er wieder um meine Gesundheit und meinen Frieden, läßt mich in Hannover Theater besuchen, und Maskeraden und Konzerte und unterdessen begraben sie hier mein Mütterchen, unterdessen verzehrt sich mein Vater ach! mein schwer erkrankter tiefgebeugter Vater und die über allen Ausdruck verlassene unglückliche Auguste in ihren Thränen. . . . Am Mittwoch erhielt ich die Nachricht, Abends war ich schon hier — wo? Fritz — im Vaterlande, durch das der junge, klingende, blühende Frühling zieht. Und doch keine Heimat mehr!!

Ich habe Ihre Asche geküßt, auf der Erde, die sie deckt, wollt' ich mein gebrochenes Herz auflodern lassen und verbluten.

Du hast sie gekannt, unter allen meinen Freunden Du allein — und nicht einmal Du. Nicht einmal ich. Sieh Fritz! ich habe Blicke in meines Vaters Herz gethan, in den Momenten wo der heiße Schmerz die Metallrinde geschmolzen hatte, wo die Erinnerung an seine Liebe, an sein schönes Hannchen das alte Herz verjüngten. Fritz! von dem wollen wir lieben lernen, wenn er auch ein rauher Mann ist. . . . Er hat mir das Bild der Verklärten aufgerollt, wie sie als Mädchen war, als Braut, als Frau, als Mutter, als Sterbende — ach! ich habe sie nicht gekannt, ich habe sie bloß verloren!

Ich geh nun bald wieder fort, nächsten Donnerstag schon, mitten in das bewegte, großstädtische Treiben hinein, von dem

*) Damals Kreisphysikus in Rinteln.

Grabe meiner Mutter. Ich werde sie bald vergessen, denn ich bin ja ein erbärmliches Subjekt, für das sie, die Heilige, 10 Jahre früher gestorben ist, aber meine Auguste, meine arme, arme Auguste. — —

„Leiden läutern" sagen die Philister. Zum Satan, Fritz! ich fühle so was. Ich möchte gleich Schulmeister werden. Wenn ich es ein Jahr früher geworden wäre, lebte sie noch."

Es wurde Dingelstedt viel verübelt, daß er den Hofratstitel annahm. Wie er selbst sich mit dieser Sache absand, das zeigt uns wieder ein Brief an Ötker von 1843.

„Stuttgart, 8. 11. 43.

Du gratulierst mir nicht, lieber Fritz, so muß ich denn zuvorkommend Dir condoliren. Es hat nichts geholfen — ich habe Hofrat werden müssen. O Ironie des Lebens, o Niemeyer,*) o Theodor Hell!**) Du magst mir es glauben alter Freund, daß ich aus Leibeskräften mich gewehrt, allein es stund die Alternative, entweder Hoftheater-Intendenzrath mit einem entsetzlichen Vermischen in die hiesigen Bühnenverhältnisse, die Aussicht auf einen unvermeidlichen Fall dicht vor mir — oder Hofrath, ein stilles, hübsches Zimmerchen in der K. Privatbibliothek, das auf die herbstlichen Bäume des Schloßgartens niederschaut, alte und neue Bücher um mich her, und sonst die alte, bequeme, träge Stellung, nur ostensibel gemacht, wie es ja nötig war und fest. Die 2000 Fl. Gehalt sind wohl das beste dran, obwohl die Uniform, hellblau mit Silber, weiße Inexpressibles und ein wahnsinniger Claque, och ene schöne Jejend ist, namentlich neben der dunklen Nachtwächterpuppe, aus der sie so naiv hervorschlüpfte. Fritz, Fritz, was für ein Wandel und Wechsel! Ich weiß wieviel sich dagegen sagen läßt, ich sehe welche Blasen der Parteigeist aufs Neue aufwirft in den Zeitungen, die meine Ernennung brachten, ich fühle — gestehen wir es uns, Auge in Auge, Hand in Hand — das zweideutige, das häßliche Licht, in dem ich vor Euch dastehen muß. Aber lassen wirs. Wer mich kennt, wird an mir nicht irre werden; hat man mir auch den „Karakter" abgesprochen — ich weiß nicht recht, weshalb, und was das heißen soll — mein

*) Redakteur des „Kasseler Boten".

**) Redakteur der Dresdener „Abendzeitung".

„Herz“ glaubt und liebt und hofft Jeder, der es kannte. Und so Du vor allen, nicht wahr, mein Treuer und Viellieber.

Nebenbei, wenn es meinem Jennerl Spaß macht, der ich doch nur für ihre großen Opfer wenigstens eine verhältmäßige Äußerlichkeit bieten kann, wenn mein Alter und mein Schwager dazu wohlgefällig lächeln, ei, so verarg es mir die Welt auch nicht, daß ich annahm, was ich nicht ausschlagen durfte.

Ich bin jetzt en vogue hier, Du stellst Dir das leicht vor. Der König läßt mich, außer meinem dienstlichen Freitage, noch häufig rufen, unterhält sich auf der Gasse mit mir, zieht mich sogar zu Tafel; folglich die Prinzessinnen desgleichen, der Hof noch mehr und die ganze Stadt am meisten. Mein „Vorlesen“ geht wieder los. Ich habe eine humoristisch-litterarische Garçonsgesellschaft gestiftet, woran der Kronprinz nicht selten Teil nimmt. Et caetera, et caetera, et caetera. Sorge nicht, daß ich mich darüber verliere. Geschieht es, so ists nur auf eine kurze Weile. Ich habe zu Kassel im Kleinen, zu Wien im Großen gelernt, wie so ein Zustand zu behandeln ist und — wie er endet. Für den Augenblick kann ich nichts anderes thun, als mich gehen lassen. Eine Pause in der Pruduktion wird mir selbst wie ihr nur wohlthätig sein. Für die persönliche und litterarische restitutio in integrum sorgt die auf Ostern vorbereitete Sammlung meiner Lyrika in drei Büchern: Heimat — Wanderschaft — Rückkehr, ganz frei, unbefangen und kühn hingestellt. Das Buch wird Dich freuen, im Alten wie im Neuen.

Von Wien kommt mir liebe und süße Kunde, zweimal allwöchentlich. Das Mädel hält sich brav; sie ist fleißig dran ihre Bande zu lösen. Ostern hol ich sie heim. Ein Jahr soll sie feiern; und den Sommer desselben denk ich sie in meinem Vaterlande „aufzuführen“. Dann findet sich gewiß ein längerer Urlaub für mich, den sie zu einer letzten Weltfahrt nach England, Frankreich und in den Norden nützen soll. Mir selbst wird eine solche Auffrischung gutthun und auch litterarische Früchte tragen.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die nachklassischen Meister.

Die preziöse, „geistreiche" Art des Stils, wie sie in den 30er und 40er Jahren besonders verbreitet war, wurde doch nie allgemein. Immer war eine Unterströmung vorhanden, die inmitten der Unnatur an Schlichtheit und sachgemäßer Ausdrucksweise festhielt. Allmählich wandte man sich immer mehr von jenen Ausartungen ab. Statt des oberflächlichen witzelnden Hinundherredens über die Dinge, wurde es wieder Ehrensache, ernst und geradeaus den Fragen auf den Leib zu rücken, und in gründlicher Weise sie zu erörtern. Wie sticht Hebbels bohrende Gründlichkeit ab von dem ergebnislosen Gerede eines Pückler, einer Charlotte Stieglitz.

Statt des pointierten Ausdrucks wird der kernhaft bezeichnende das Ideal des Stils, und Männer wie Keller und Bismarck waren im Prägen solcher Wendungen besonders glücklich. Jetzt bekommen wir auch allenthalben in den Briefen prächtige charakteristische Schilderungen und Beschreibungen. Die reiche Fülle des Lebens ist jetzt Gegenstand hingebender Beobachtung, selbstvergessener Betrachtung. Wie reich sind in dieser Beziehung die Briefe von M. Eyth. Und endlich beginnt wieder der Humor kräftiger als je zuvor im 19. Jahrhundert in der Brieflitteratur zu leuchten. Jener kräftige, gesunde Humor, der auf einem gefesteten Lebensbehagen ruht und den wir aus den Briefen eines Luther, einer Liselotte kennen. So bringen uns auch die Jahre nach 1850 eine Reihe von Meistern des deutschen Briefs, die wohl verschieden sind in ihrer Eigenart, aber meist sich deutlich abheben in ihrem Stil von der vorhergehenden Periode deutschen Geisteslebens.

Von Scheffel haben wir ein Bändchen Episteln, in denen Reiseerlebnisse mit Scheffelschem Humor erzählt werden. Besonders aber kommt die feuchtfröhliche Stimmung zum Ausdruck in so manchem Sendschreiben Scheffels an den „Engeren", jene Vereinigung in Heidelberg, in der Scheffel sich so wohl fühlte. Diese Schreiben sind meist in altertümlichem Chroniken- und Kanzleistil verfaßt und ein guter Teil ihres Humors beruht auf dieser Form. Aber auch in andern Briefen Scheffels verleugnet sich seine gute Laune nicht, wie in dem folgenden:

„Liebster Eichrodt! Da sich der Mensch in seines Lebens Lauf in allerhand Standquartieren herumtreiben muß, so schreib ich Dir diesesmal aus München, wo ich seit 6 Wochen meinen müden Leichnam deponiert habe.

In München hab ich soviel Anregung von Kunst und Menschen, daß ich mir übrigens die böse „Sinnirung", die ich in Karlsruhe nie loswerden konnte, abgewöhnt habe. Die offiziellen und nicht offiziellen Poeten wimmeln hier in großer Anzahl . . . Vierundzwanzigpfünder und leichtes Geschütz . . . und die, die oben auf der Mauer sind, sehen schon die Leitern gelegt, auf denen das junge Volk nachklettern will.

Und alle schaffen drauf los, als ob in unseren Tagen wirklich noch neue Ziele zu erreichen und neue Kometen zu entdecken wären. Geibel, eine liebenswürdige, treuherzige, etwas selbstbewußte, aber ächte Natur, hat ein Drama „Die Nibelungen" bald fertig, und will der Welt zeigen, daß er nicht bloß ein Damenlyriker ist. Paul Heyse ist mit einer Braut von Cypern ins Feld gerückt.

Der alte vortreffliche Gemsenjäger Franz Kobell, den ein selbsterbeutetes Bertolsgadener Gamsgewicht mehr freut als der schönste Lorbeer, hat ein gänz hochdeutsch ernstes Poem „Die Urzeit" vollendet, die geologischen Vorgeschichten unserer Frau Mutter Erde vom Naturforscher mit poetischem Aug betrachtet, . . . das ist eigentlich etwas Modern-Schönes, was frühere Zeiten nicht kannten. Die Ichtyosaurier werden mehr und mehr zu ihrem Rechte kommen.

Ein lockiger Jüngling, Felix Dahn, singt im alten lyrischen geblümten Paradiesieston weiter, ein alter Schellingianer Melchior Maier (Meyr) kommt mit 25jährigen „geordneten" Weltanschauungen . . . item wenns einmal geregnet hat, tropft der Thau auf allen Blättern.

Ich komm mir manchmal vor wie ein schneeblindes Huhn . . . ich seh die Herrlichkeiten nimmer, die sich die Leute in der Poesie erträumen, denn mich hat das Leben in der Phantasie schier invalid gemacht und mir Abgründe gezeigt, die ich lieber nicht erschaut hätte, so lockend und regenbogenfarbig auch das Eis in den Spalten drunten schimmert.

Hab deßwegen auch statt der höheren Ästhetik etliche barbarische Gewohnheiten angenommen, geh viel ins Schweigertheater,

wo jetzund ächte süddeutsch volkstümliche Komik zu finden ist und ein paar allerliebste Mädchengesichter — und dann trink ich des guten Bieres, was hier eine wahre Gottesgabe ist und wünsche nur, manchmal einen guten Gesellen zur Seite zu haben, mit dem sich ein gemäßigtes Überkneipen sachdienlich bewerkstelligen ließe."

Völlig verschieden von Scheffels burschikoser Manier ist Geibels Art, wie sie sich auch in seinen Briefen ausspricht. Der Freiherr von Malsburg hatte ihn einst auf seinem Schloß in Escheberg bei Kassel freundlich beherbergt; er blieb auch später noch brieflich mit ihm verbunden. Es ist ganz die edle und ideale, aber auch ein wenig salbungsvolle, pastorale Art Geibels, die aus dem folgenden Briefe spricht:

„Ich kann Ihnen kein so freundlich stilles Bild zeichnen, wie Sie es mir von Ihrem Leben mit wenigen Strichen entwerfen. Sie haben Ihr Lebensschiff in eine friedliche Bucht gesteuert, das meine treibt noch auf dem hohen Meere, wo der Sturm losgelassen ist und die Wogen hochgehen. Es ist schön ein Dichter sein, aber es ist schwer, unendlich schwer; und doch fühle ich es jeden Tag deutlicher, daß ich nie von dem Berufe lassen kann, denn er hat mich, nicht ich ihn erwählt. Aber denken Sie sich ein Gemüt voll vielseitiger Empfänglichkeit, voll inniger rastloser Sehnsucht, voll verhaltenen Feuers, wie das Gemüt jedes ächten Poeten sein muß, denken Sie sich das im wechselnden Verkehr mit Tausenden einsam hineingerissen in den Strudel blendender Geselligkeit, bewegt und durchschüttert von den Pulsschlägen der Zeit, bezaubert von dem Glanze, abgestoßen von der Hohlheit neuer sich vor ihm aufschließender Lebenssphären, heute in kühner Jugendlust aufjauchzend, morgen durch bittere Enttäuschung gekränkt, und fühlen Sie dann mit mir, wie schwer es sein muß, in diesem hastig stürmenden Leben in all der blühenden Verworrenheit immer das rechte Gleichgewicht zu bewahren, immer rein von Eitelkeit und Sinnlichkeit, frei von Selbstbetrug, Übermut und Verzagtheit zu bleiben.

Daß trotzdem mein Ziel ein großes und schönes ist, daß ich mit Ernst darnach ringe, daß ich die Arme immer wieder nach der göttlichen Gnade emporstrecke, von der allein der Segen kommt, das wissen Sie. So ist all mein Leben Kampf und Sehnsucht; oft wird mir schwül und müde und ich meine, fast zu erliegen; aber dann säuselt es plötzlich wieder kühl und frisch wie

ein himmlisch Erbarmen um meine Schläfe, eine unendliche Siegeshoffnung strömt in mein Herz; ich fühle alle Kräfte gestählt und mit unverzagtem Mut und klingender Seele schreit ich vorwärts auf der begonnenen Bahn. Ich möchte so gerne wenigstens Ein großes Werk vollenden, das zur Ehre meines Volkes gereichte."

Geibel hat sich gern etwas als Dichter, diesen Eindruck bekommt man auch aus einem andern Briefe, in dem er alle Künste virtuoser Situationsmalerei spielen läßt:

„Das ist ein heißer, wolkenloser Sommer dieses Jahr! Ich werde jeden Morgen an Griechenland erinnert, wenn er mir wieder so heiter und blauäugig ins Fenster sieht und der helle Sonnenschein breit auf die gegenüber liegenden Giebel fällt. Aber freilich — mehr zum Genießen als zum Schaffen ist diese Zeit geeignet und ich will nicht leugnen, daß ich mich oft nicht ungern einer Art südlicher Trägheit hingebe, die, im Sinnen und Träumen sich gefallend, phantastische Wolkenschlösser baut oder im Gebiet der Erinnerung genußsüchtig umherschweift. Wäre ich noch bei Ihnen in Escheberg, ich hätte mir längst irgendwo im Wald eine kühle Schlucht ausgesucht, am Boden mit weichem kurzem Moos bedeckt, oben von mächtigen Buchen überschattet. Da wollt ich in den heißen Stunden liegen und über mir die warmen Lichter in den Laubwipfeln spielen sehen und leise, leise den Faden meiner Gedanken fortspinnen. Es müßten sich hübsche Märchen und zauberhafte Geschichten ersinnen lassen in der duftigen Waldstille, wenn droben die Blätter in der blauen Mittagsschwüle schlaftrunken zittern und kein anderes Geräusch das weite Schweigen unterbricht, als das flüchtige Rascheln der Eidechse oder das eintönige Hämmern des Spechts.

Nun muß ich freilich auf ein solches Naturleben verzichten und bin einstweilen auf Krempelsdorf angewiesen; aber auch das hat seine eigentümlichen Reize. Fehlen auch Berg und Wald, so bleiben doch die hohen schattigen Bäume, der schilfumkränzte Teich mit darüberschwebender Weinlaube und dahinter die frischen Wiesen, auf denen abends der weiße Nebel zieht, immer ein ganz hübscher, wenn auch beschränkterer Hintergrund für unsere ländlichen Erholungen. Und dazu das fröhliche, kindervolle Haus; die freie vielseitige nur von der Sitte beherrschte und eben darum anmutig hin- und herspielende Unterhaltung; die schönen Abende voll Musik

und Heiterkeit — ich müßte undankbar sein, wenn ich soviel Gutes und Liebes nicht freudig anerkennen wollte.“

Dieser Brief ist wie ein Geibelsches Gedicht in Prosa. Dieselben hellen Farben, dieselbe harmonische Abtönung, die glatte flüssige Sprache. Aber in der Empfindung etwas Konventionelles, Erlerntes.

Ein Dokument wertvollster Art sind die Briefe B. Auerbachs an Jakob Auerbach, die sich von 1830—82 erstrecken. Auerbach hat darauf hingewiesen, daß das Wichtigste von der Entwicklung seines allgemeinen und besonderen Lebens in den seit 1830 ziemlich regelmäßig fortgeführten Briefen an seinen alten Freund Dr. Jakob Auerbach in Frankfurt a. M. zu lesen ist. Und so sehen wir denn zuerst die Schwierigkeiten, mit denen Auerbach in der Jugend zu kämpfen hatte, wir sehen, wie sich allmählich seine Weltanschauung bildet, wie er in seinem Beruf als Schriftsteller immer mehr Anerkennung findet und wie er dann in den späteren Jahrzehnten in den sechziger und siebziger Jahren so recht oben auf schwimmt in dem mächtigen Strom des deutschen Lebens. Überall tritt die herzliche Gutmütigkeit seiner Natur zu Tage, seine Fähigkeit, sich bis zum Enthusiasmus zu erwärmen. Daneben hat seine vollsaftige Natur einen ausgeprägten Sinn für frohes Lebensbehagen und mancher seiner Briefe giebt uns Kunde, wie ihm in der Pracht eines hellen Morgens die Pfeife und die Cigarre geschmeckt. Ohne irgend materiell gerichtet zu sein, steht doch Auerbach mit gefesteter Behäbigkeit auf der nährenden Erde. Ebenso freudig und dankbar genießt er die Natur und ihre Schönheiten, die Zauber des deutschen Waldes, die herrliche Frische eines tauhellen Morgens, und die Heimat mit ihren Reizen, mit ihrer Natur und ihrem Volk ist ihm recht ans Herz gewachsen. Ein hübsches Stimmungsbild dieser Art giebt der Anfang eines Briefes aus Karlsbad im Juni 1865, wo er schreibt:

„Diese leichte, flügge, ins reine freie Lebensgefühl gehobene Morgenstunde möchte ich Dir schicken. Ich sitze nach stundenlangem Wandern, gut gefrühstückt, cigarrenrauchend in meinem schönen Zimmer mit dem erquicklichen Ausblick. Vor meinem Fenster singt unaufhörlich eine Grasmücke und ein Blattmönch im Gebüsch, und ich träume in die offene Welt hinein und weiß nichts

von aller Beschwernis des Daseins. Ich lebe. Der Brunnen scheint hier die Kraft des Lethe zu haben.

Es ist mir ein Bedürfnis und wie eine Vergeltung, daß ich Dir, nachdem ich Dir so oft und so viel Schmerzvolles geschrieben, Dir nun auch von dieser linden Wohligkeit sage. Jetzt eben, da ich das Blatt wende, klingt das hier noch heimische Posthorn vom Thale herauf und ich kann mir gar nicht klar machen, wo und wer ich bin.

Aus dem Menschengewühl bin ich heute in den einsamen Wald gegangen. Ich freue mich, daß ich die deutsche Vogel- und Baumwelt so gut kenne und das Gras auf den Waldwiesen, das jetzt gemäht wird, duftet so mächtig.

Wenn man von Berlin kommt, ist alle Schönheit der Natur wieder wie eine neue Entdeckung und ich sehe immer wieder, wie die Neuromantik von dort ausgehen mußte, der Glanz und Gast auf Wiese und Zweig stellt sich wie eine Offenbarung dar."

Dabei ist Auerbach Schriftsteller mit Leib und Seele, an diesen Beruf hat er sich ganz hingegeben, seine Aufgaben begleiten ihn überall hin. In allem, was er liest und was er erlebt und sieht — und er hat einen weiten Kreis von Interessen — sucht er und findet er Motive, Anregungen und Gedanken, die zu schriftstellerischer Verwendung sich eignen. Es ist nicht an dem, daß er ein hastiger Motivjäger wäre, aber sein reiches, bewegliches Innere sprudelt bei jeder Erwärmung auf und treibt Gedanken und Entwürfe zu Tage. Wir werden in den folgenden Briefen mehrfach finden, wie sehr Auerbach von schriftstellerischen Interessen geleitet und erfüllt war. Mag beim Reden von seinen Werken, von der Aufnahme, die sie gefunden, von den Ehrungen, die dem Dichter dafür geworden, manchmal ein wenig Eitelkeit und Selbstgefälligkeit mit unterlaufen: sie äußert sich so naiv und harmlos, sie läßt das kräftige Wohlwollen Auerbachs überall so deutlich durchschauen, daß wir ihm nicht darum zürnen können, er spricht es ja selbst einmal aus, daß er voraussichtlich nie lebensklug und reserviert werde.

Das sind mehr die privaten Eigenschaften Auerbachs, er interessiert uns aber noch mehr als ein Typus seiner Zeit. Seine Briefe haben neben dem rein litterarischen und biographischen auch einen hervorragend kulturhistorischen Wert. Das Empfinden und die Anschauungen, von denen das gebildete Deutschland

besonders in den sechziger und siebziger Jahren etwa bis zum Jahr 1877 und 78 erfüllt war, kommt in diesen Briefen prächtig zum Ausdruck. Man war sich bewußt, die idealen Güter der Vergangenheit hochzuschätzen, ja man lebte teilweise in ihren Werken, man gab durch Feiern und Gedenktage seine hohe Verehrung für Schiller, Goethe, Fichte, Humboldt kund, an ihrer Hand und an der Hand der neu aufblühenden Naturwissenschaften glaubte man der Kirche, ihren Lehren und Gebräuchen entraten zu sollen. Sie erschien dem modernen Sinn vielfach veraltet und unhold, zumal sie dem modernen Leben, den Dichtern und Denkern unsrer klassischen Zeit nicht selten mit Mißtrauen und Unbehagen gegenüberstand. Daneben erwachte ein mächtiges Leben auf politischem, auf technischem, auf industriellem Gebiet. Es schien, als wäre nach langer Stockung wieder frische Bewegung, ein zukunftsfrohes Vorwärtsdrängen in den Gang der Geschichte gekommen. Es darf uns nicht wundern, daß da eine stolze Kulturfreudigkeit das deutsche Bürgertum erfüllte, und daß viele in dem anfangs der siebziger Jahre erschienenen alten und neuen Glauben von Strauß das Wort erkannten, das ihnen bisher unausgesprochen auf der Zunge gelegen war. Auch Auerbach gehörte zu ihnen. Wenn er sich auch nicht in allem mit Strauß intendifizieren wollte, so erregte ihn das Buch im Innersten, „es läßt ihm keine Ruhe, es raubt ihm den Schlaf, er ist ganz erfüllt davon.“ Er teilte so vieles mit Strauß. Die Abneigung gegen das Kirchentum, die hohe Verehrung für Goethe, der neben Spinoza in Auerbachs Seele die erste Stelle einnimmt, den Gedanken durch die Verehrung und Feierung der großen Männer unsers Volkes einen Ersatz zu schaffen für die kirchlichen Kultusformen. So schreibt er am 28. August 1871 aus seiner Sommerfrische im Schwarzwald an den Freund:

„Heute hatte ich einen gesegneten Morgen. Ich erwachte in dem Gedanken: Heute ist Goethes Geburtstag und dieser Gedanke begleitete mich auf meinem Morgengang, der bereits etwas vom herben, herbstlich kräftigen Anhauche hat; im gemischten Bestande des Waldes beginnt bereits das Laub sich zu färben und ich habe einen so scharfen — oft störenden — Geruchssinn, daß ich meine, ich rieche jedes Blatt, und man hört nichts als den Habicht und die Nußhäher. Die Weiber gingen auf der Straße truppweise zu Markte und plauderten, sie tragen hier die Körbe über Bauschen

mehrmals meinen Erzählungen machte, und diese Rechtfertigung Uhlands ist mir wie ein demantner Schild.

Dennoch weiß ich nicht, wie ich wieder zum Arbeiten kommen soll. Mir erscheint alles so klein und nichtig, wenn ich übersehe, was Schiller anfaßte und vollendete, und mußte schon mit 45 Jahren sterben. Nie ist mir das lebendiger vor Augen getreten, was es heißt, seine ganze Kraft für die höchsten Aufgaben der Poesie einsetzen und sich mit nichts Kleinem begnügen. Aber ich glaube, ich kann eben nicht mehr und Besseres, als was ich thue und ein Schelm giebt mehr als er hat, d. h. er giebt nicht mehr, er scheint nur eben mehr zu geben als er hat, und ist ja eben damit ein Schelm. Ich verstehe das Kunststück nicht. Aber, lieber Jakob, ich bin jetzt auch sehr müd, ich muß mich für diese lange Expektoration belohnen und eine Cigarre des Nichtsthuns rauchen. Morgen mehr."

Auch darin war Auerbach ein Kind der neuen Zeit, daß er eifrig teilnahm an den politischen Ereignissen des Tages. Sie bilden hin und wieder den Gegenstand seiner Erörterungen und er erlebte ja die großen Ereignisse, die zur endlichen Einigung Deutschlands führten. Mit gespanntem Interesse verfolgt er den Verlauf des Krieges 1870/71, die Erfolge der deutschen Waffen stimmen ihn zur höchsten Freude, und als die Truppen, den neuen Kaiser mit seinen Paladinen an der Spitze, 1871 in Berlin einzogen, da war auch Auerbach unter den Zuschauern und mit Jubel im Herzen erlebte er diesen weltgeschichtlichen Moment. Er schrieb darüber am 17. Juni an den Freund:

„Wie soll ichs zusammenfassen? Ich habe Weltgeschichte von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das Dasein hat eine Füllung, der nichts mehr gleichkommen kann.

Auf einem großen Umwege fuhr ich mit den Meinen nach der Mittelstraße, von wo aus wir in das Freundeshaus unter den Linden kamen. Ich kann Dir den Triumphzug nicht schildern. Das nur muß ich Dir sagen, als die 81 französischen Trikoloren und goldnen Adler vorübergetragen wurden und ein Jubelschrei ohne Gleichen erdröhnte, da durchschauerte es mich unsagbar: es ist vollbracht, der sinnverwirrende blutlechzende Dämon der Gloire ist niedergeworfen, hoffentlich für alle Zeit. Wie ganz anders, wie verloren und verzweifelt sähe die Welt aus, wenn die Franzosen so unsre Fahnen einhertrügen zwischen den Hunderten

von aufgepflanzten Kanonen. Wir Deutschen haben hoffentlich das Glück und die Kraft, daß uns dieser Sieg ohne Gleichen nicht anders macht, nur unser redliches Bemühen, unser Dichten und Trachten für alles Gute und Schöne soll ungeängstigt vom bösen Nachbar sich frei ausleben.

Wie stramm und fest ziehen die Sieger dahin zu Fuß, zu Roß, ein jeder muß doch fühlen, daß er eine neue Welt mitgeschaffen.

Der Kaiser kommt! hieß es. Ihm vorauf ritten Bismarck, Moltke und Roon. Der Kaiser ritt allein, Niemand neben ihm. Der wunderbare Greis muß eine überlebensgroße Menschenkraft haben, diese äußeren Strapazen und inneren Bewegungen so zu überdauern und ich glaube, daß nur eine elementarisch einfache unzergrübelte Natur so aushalten kann.

Es duldete mich nicht mehr im Hause. Ich gieng auf die Straße, ins Gedränge, überall eine Gehobenheit, ein Strahlen von Glück und daneben in Gruppen Hunderte von herzlichen Bewillkommnungen und darüber der hellste, so lang entbehrte volle Sonnenschein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Musikkorps von einem heimziehenden Gewerke spielte das Schleswig-Holstein-Lied. Das gab mir viel zu denken. Wie wars doch noch vor wenigen Jahren? Damals hätten wirs als Glück angesehen, Schleswig-Holstein von den Dänen los und einem Herzog zu bringen. Bismarck hats besser verstanden und besser gemacht. Von Schleswig-Holstein ist ein Lied und Melodie da. Vom 66er Krieg ist es klanglos in der Welt und soll es bleiben, es war das Entsetzlichste, es war doch ein Bruderkrieg, und jetzt ist Lied und Melodie von der „Wacht am Rhein“ da. Das sind merkwürdige Stufen, die unser Empfinden und unser politisches Leben bezeichnen.

Ich war von all den Gemütsbewegungen Abends so müde, daß ich die Illumination nicht ansehen konnte. August sagt, sie war wunderbar und alle Menschen in guter Ordnung.“

Auerbachs Begeisterungsfähigkeit, seine Kulturfreudigkeit berühren uns in unseren Tagen erfrischend, aber oft wie eine Kunde aus längst vergangener Zeit, unser Empfinden ist in vielen Stücken ein anderes geworden, die Stimmungen aus den sechziger und dem Anfang der siebziger Jahre haben andern Platz gemacht, ja

Nietzsche hat das Durchschnittsempfinden jener Tage als Bildungsphilisterei gebrandmarkt und Keller, der nie so fröhlich mit dem Strom schwamm wie Auerbach, nennt diesen einmal einen Kulturfanatiker. In der That bekommt man oft den Eindruck aus Auerbachs Briefen, daß es seine Überzeugung war, nun sei für ewige Zeiten das Brot gebacken und der Wein in den Fässern, und es gelte jetzt nur noch die Gaben der Kultur unter sinnigen Reden und dankbaren Gemütes zu genießen. So möchte es einem fast leid thun, daß Auerbach seine Zeit überlebte, und wenn auch nur wenige Jahre in einer Welt verharren mußte, die in den meisten Stücken nicht mehr dachte und empfand wie er. Von 1878 an werden seine Briefe trübseliger, er klagt über die verschiedensten Zeitströmungen, die ihm unsympathisch sind, er fühlt sich fremd im Zeitleben. Es ist nicht bloß die Verdrießlichkeit des Alters, es ist auch der Gegensatz seines Empfindens und Urteils, zu dem der Zeit, was ihn peinlich berührt, und in manchen Urteilen seiner Briefe über litterarische und künstlerische Dinge sehen wir deutlich, wie gründlich verschieden sein Wesen von der Art der achtziger und neunziger Jahre unsers Jahrhunderts war. Was er verehrt hatte, verbrannte man, und man verehrte, was er hatte verbrennen wollen.

Noch mancher, der seine eignen Wege suchte in Leben und Dichtung, hat auch in wertvollen Briefen die Spuren seines Daseins hinterlassen. So W. Alexis, auch F. Gregorovius, dessen vornehme und gehaltvolle Briefe an den Staatssekretär von Thiele bedeutsame Dokumente für die Eigenart ihres Verfassers sind. Auch Stifter war ein Talent, das abseits vom Wege blühte.

Wenn die Briefe Grillparzers nach Form und Inhalt weniger bedeutend erscheinen, wenn diejenigen der feingebildeten und vielseitigen Karoline Pichler einen interessanten Einblick in das litterarische Leben des vormärzlichen Österreich gewähren, so behaupten die Briefe ihres Landsmannes Adalbert Stifter ihren eigentümlichen Wert als treue Spiegelungen seines Wesens und Charakters. Die herzliche, gewissenhafte, oft etwas pedantische Art des Dichters, seine Auffassung der Kunst und des Dichtens tritt uns in diesen Briefen entgegen und so gewinnen wir aus ihnen wiederum einen richtigen Standpunkt gegenüber den poetischen Werken Stifters. Er möchte die freundlichsten und geweihtesten

Stunden auf das Dichten verwenden, daß alles sich zusammenfände: „einfach, klar, durchsichtig und ein Labsal wie die Luft.“ „Der Leser würde in dem Buche fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühling in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden.“

In einem Brief von 1854 an Ottilie Wildermut, die schwäbische Dichterin, äußert er sich:

„In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunst der Ungeheuerlichkeit hat Ihr gesundes Gestaltungsvermögen mich wie eine edle, reine Muse mit klaren, menschlichen Augen angeschaut. Unsere Zeit verlangt Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst noch heißen, und gerade diese Dinge sind das Armutszeugnis der Zeit. Nicht was man macht ist die Kunst, sondern wie mans macht, oder ist der Elefant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn. Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumliche Groß oder das Lärmende an. — Wem sich das Wie der Kunst verbirgt, dem verbirgt sich die Fülle des Stoffes, er muß das daher durch die Masse ersetzen und darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Gestalt des Altertums steht. Nicht Glut und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die Amaranth die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen.“

So weiß Stifter in geistvoller Weise die liebevolle Kleinkunst zu rechtfertigen, die seiner Natur am meisten entspricht und zugleich klingt in seinen Ausführungen auch der quietistische Zug an, den wir so häufig bei den Dichtern und Schriftstellern Österreichs von Grillparzer bis auf A. v. Villers finden.

Die Begründer des Realismus.

Ein Dichter großen Stils war Friedrich Hebbel. Er ist kein Dichter, der das Predigen und Agitieren für seine Aufgabe hielt, es fehlt ihm aber auch die unbefangene Freude an der bunten Breite des Daseins, an der farbigen Fülle der Erscheinungen. Neben dem leidenschaftlichen Ringen nach plastischen Gestalten ist ihm ein Zug zur Reflexion eigen, eine Neigung zu kritischem Verhalten, das eng zusammenhängt mit dem wilden Wühlen nach den Wurzeln der Dinge, mit dem tiefgrabenden Bohren nach dem wahren Kern und Gehalt der Wesen.

Nachdem Hebbel durch Emil Kuh in seinem Leben Hebbels ein großartiges Denkmal gesetzt worden war, erschienen in den achtziger Jahren seine Tagebücher und in den neunziger Jahren sein Briefwechsel, beides herausgegeben von Felix Bamberg.*) In seinen Studien zur Litteratur der Gegenwart hat Adolf Stern, der von jeher auf die poetische Bedeutung Hebbels hingewiesen und eine gerechte Würdigung derselben anzubahnen gesucht hat, beide Veröffentlichungen besprochen und ihren gewaltigen Gedankeninhalt auseinander gelegt. Seinen Ausführungen schließt sich das Folgende an.

Der Briefwechsel Hebbels, so beginnt er, rückt uns den Dichter mit all seiner herben, nordischen Ursprünglichkeit, mit dem schweren Lebensernst, mit den tiefen Narben verzweifelter Seelen- und Bildungskämpfe vor Augen.

Er, der sich rühmte, daß er so rasch mit der Zunge, wie langsam mit der Feder sei, verstand es auch, seinen Briefen allen Reiz der persönlichen Ansprache und des Zwiegesprächs zu geben. War er vom Gegenstand ergriffen, so verschlug es ihm nichts, eine persönliche Mitteilung zu einer Abhandlung auszudehnen, und so hört man auch aus den längsten und abstraktesten Erörterungen dieser Briefe heraus seine lebendige Stimme wieder ertönen. Die Leser aber, die der mächtigen Persönlichkeit erst durch die veröffentlichten Briefe näher treten, werden aus der Fülle der Lebensäußerungen der Aussprüche und Urteile leicht erraten können, wie stark diese Persönlichkeit und dieser Geist auf seine Umgebungen wirken mußte, und wie er sich in jeder Weise von den gelehrten und litterarischen Durchschnittsmenschen unserer

*) Im Jahr 1900 erschien, herausgegeben von Richard M. Werner: F. Hebbels Briefe, Nachlese in 2 Bänden.

Tage unterschied. Die Briefe Hebbels erläutern noch besser als die Tagebücher, warum dieser Dichter auf so herbe und unversöhnliche Gegnerschaften stieß. Man verzieh Hebbel weder die Strenge seiner künstlerischen Forderungen, die tief bescheidene Unterordnung unter die größten Meister einer glücklicheren Vergangenheit, noch die gelegentlichen Aufwallungen, daß er „sich vom Nichts unterscheide". Und weil eben die Kunst und die Poesie der Hauptgegenstand seines wahrheitsernsten, tiefgrabenden Nachdenkens war, so finden sich in seinen Briefen überaus zahlreiche Äußerungen, die sich in der erwähnten Richtung bewegen. Wie stolz und sieghaft klingt das Bekenntnis, das er der qualvollsten Selbstprüfung abgerungen, wenn er einmal schreibt:

„Soviel ist gewiß, ein Poet bin ich durch und durch, die Poesie ist nicht in mir eine Eigenschaft meiner Seele, sondern meine Seele selbst, sie regt sich, es mag stürmen oder nicht, und so muß einer beschaffen sein, wenn er sich einen Dichter nennen will. Auch das ist ausgemacht: die dunkelroten Blutstropfen, die ich auf dem Wege zum Grabe ausschwitze, werden, wenn die Kritik jetzt auch Scheidewasser darauf tröpfelt, nach meinem Tode ein leuchtender Rubinenkranz." — —

Daß solche Worte nicht Äußerungen einer momentanen Selbstüberschätzung waren, sondern auf tiefster Gedankenarbeit beruhten, das mag uns ein Brief an die opferfreudige Freundin Hebbels, Elise Lensing, ahnen lassen. Er giebt uns zugleich einen Begriff davon, wie Hebbel alles in der Tiefe erfaßte, alles zu Ende zu denken und zu fühlen unternahm, und wie die höchsten Ziele der Kunst vor seinem Auge standen als gebietende Notwendigkeiten, an welche sein Wesen unweigerlich verkauft war:

„München, den 30. März 1838.

Nun habe ich Deine theuren Blätter gelesen, sie haben mich im Innersten erquickt und erfreut: wie soll ich Dir soviel Teilnahme danken? Möchtest Du, liebe Elise, Dich doch davon überzeugen, daß das Herz eine tausendfältige Sprache hat. Du malst unser Wiedersehen aus und meinst, Du würdest erstarren, wenn ich Dir ruhig gegenüberträte. Eine solche Strafe hätte ich verdient, wenn ich mich als Stein finden ließe, aber gewiß nicht, wenn ich, der Natur und der Würde des Mannes gemäß, mich in einem Augenblick, der den Menschen im Tiefsten aufrüttelt und erschüttert,

zu beherrschen suchte. Es mag dem Weibe angemessen und notwendig sein, sein Gefühl ufer- und schrankenlos dahinbrausen zu lassen, denn das Weib wirkt nur durch die Liebe. Der Mann muß sich vor Überschwemmungen des Herzens hüten; er wurzelt wohl in der Liebe, aber seine Wirkung ist anderer Art. Du thust mir gewiß Unrecht, wenn Du glaubst, ich wollte Dich anders als Du bist; einer so großen Ungerechtigkeit bin ich nicht fähig, ich wünsche nichts von Dir, als auch mein Recht, so sein zu dürfen, wie ich bin, anerkannt zu sehen. Du scheinst es mir vorzuwerfen, daß ich in meinen Briefen nicht mancher freundlichen Augenblicke aus unserem früheren Beisammenleben gedenke; erwähne ich (diese Frage ist wohl die beste Antwort auf diesen Vorwurf) jemals dessen, was mir in München Liebes und Angenehmes widerfährt? Ich habe zu viel mit meiner inneren Entwicklung zu thun und bin zu unruhig und unklar, als daß ich mein äußeres Leben zum Gegenstand meiner Betrachtung machen könnte; das wird später geschehen, und ich selbst sehne diese Zeit herbei, denn dann wird's unendlich viel besser um mich stehen. Daß ich soviel, ja mehr Talent habe, als die Meisten von denen, die sich in stolzer Behaglichkeit Poeten nennen und mit Litteratur beschäftigen — daran darf ich nicht zweifeln, ich darf es auch aussprechen, denn es ist wenig oder Nichts damit gesagt. Ob aber mein innerer Fond ausreicht, um die höchsten Forderungen der Poesie, die mir immer deutlicher werden, zu befriedigen: welch ein Thor wär ich, wenn ich hierauf Ja zu sagen wagte, bevor die Welt Ja gesagt hat. Fehlt doch Männern wie Jean Paul und Schiller dazu noch gar manches. Und ein Poet, der den höchsten Forderungen nicht entspricht, der sie nicht wenigstens in Einer Hinsicht völlig erfüllt, ist das verächtlichste Ding in der Schöpfung; auf diesem Gebiet gilt der gute Wille nichts, wenn er auch anderwärts das Vollbringen aufwiegt. Wenn es nun überhaupt schwer ist und große Entäußerung der Selbstliebe und angeborenen Eitelkeit erfordert, über diesen wichtigsten aller Punkte einigermaßen ins Reine zu kommen, so wird es für mich durch die bisherige Gestaltung meines äußeren Lebens, die mir das innere verdunkelt, es zurückhält und in mancher seiner Äußerungen unterdrückt, fast unmöglich. Soviel darf ich sagen: ich bin leichter ungerecht gegen mich selbst als gegen die Kunst, denn mein Ich ist mir, da es mir so wenig Freuden bringt, gleichgültig, ja verhaßt geworden. Nimm dies alles

zusammen, liebe Elise, und dann frage Dich, ob bei solchen Gemütszuständen wohl ein heiteres und lebendiges Erinnern an Stunden möglich ist, die dem Herzen unschätzbar, dem Geist jedoch nicht bedeutend sind. Nicht wahr, Du wirst aus meinem Stillschweigen über solche Dinge nicht wieder auf den Mangel an Gefühl bei Deinem Freunde schließen? Deine Quodlibets, wie Du Deine Briefe nennst, sind mir noch immer so lieb wie früher; ich möchte, wäre nur das starke Porto nicht, jede Woche eins empfangen." — —

Wir werden später Gelegenheit haben, dieses Verhältnis Hebbels mit Elise Lensing in seiner Eigenart näher ins Auge zu fassen, zunächst mag noch ein Brief folgen, auch geschrieben in den bewegten, entbehrungsreichen Jahren von Hebbels Münchner Aufenthalt. Er zeigt neben dem hohen Flug seines Wesens auch seine Reizbarkeit. In der Erinnerung an den Kirchspielvogt Mohr, bei dem Hebbel eine Zeitlang in der Jugend gelebt und von dem er sich ausgenutzt und unterdrückt fühlte, liegt auch eine Erklärung für so manchen gewaltsamen, verzerrten Zug in Hebbels Wesen. Die Armut seiner Jugend und die damit verbundenen Demütigungen haben wohl in vielem seine Natur geschmiedet, den ungestümen metaphysischen Drang seines Denkens und seiner Phantasie befördert, aber auch seinem Wesen mannigfach etwas Überreiztes, Gewaltsames gegeben.

„München den 14. Dezember.

Im Niederschreiben eines heute morgen um 6 in der katholischen Kirche, die ich der Adventsmusik wegen so früh besuche, in tiefster Seele empfangenen Gedichts durch einen mir gegenüber wohnenden Studenten oder vielmehr durch sein leeres, löschpapierenes Gesicht gestört, bin ich in jenen Zustand des ungemäßigten und ungemessenen Überfließens, worin der Mensch sich selbst zu verlieren fürchtet, hineingeraten und hab einen wüsten Tag vor mir. An solchen Tagen behandelt Welt und Natur mich, wie der Musikmeister in zerstreuten aber langweiligen Stunden sein Instrument. Hier läßt er eine Saite anklingen und dort wieder, zuweilen gar den Ansatz zu einer wilden oder süßen Phantasie, aber nichts kommt zu Ende. Ein Durcheinanderschüttern des Geistes und des Herzens ohne Ziel, kaum zum Aushalten! So hat's (ich komm' auf mein vis-à-vis zurück) der

elendeste Wurm immer in seiner Macht den edelsten Wein zu verderben, bloß dadurch daß er — hineinfällt. Unbeschreiblich ist meine Verachtung der Massen und so gerecht, daß ich nichts dabei riskiere, sie in diesem, wenig objektiven Augenblick auszusprechen. Da krabbelt dieser geistige Pöbel die Liliputer Turmleiter, die er Wissenschaft nennt, mit Schneckenfüßen, die noch dazu gichtbrüchig sind, hinan und hält jeden Zoll, den er zurückgelegt, für eine Meile, weil er nach seiner Mühe mißt und nicht nach der Länge; sieht er dann über sich in ungemessener Ferne den Adler schweben, so denkt er: Du bist freilich nicht völlig so hoch gedrungen, wie der da, aber (hiebei streichelt er die Leiter) du stehst und auf Holz, und er hat nichts unter sich, als Luft und nichts über sich, als höchstens Wolken; unleugbar, bist Du im Vorteil. Er könnt' noch hinzusetzen: „fällst Du, so fällst Du jedenfalls nicht hoch und immer auf den Hintern, also aus dem Stehen ins Sitzen hinein; Aussichten sonder Gleichen!"

Ich denke hauptsächlich an jenen Mohr, der als ekelhafte Blattlaus über meine frische Jugend hinkroch und sich als jämmerliches juste milieu zwischen mich und die sogenannte baare, blanke Not, deren Anhauch mich mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter seinem kümmerlichen Regenschirm, hinstellte; o weh, wie hat der Mann mich in meiner tiefsten Menschheit gekränkt: mög er's nimmer empfinden. Dies wollt' ich jetzt nicht sagen (daß ich immer unwillkürlich darauf zurückkomme, zeigt mir und andern, daß die Wunde unheilbar, also tödlich ist), ich wollt nur sagen, daß vornehmlich der (Mohr) zu einer Zeit, wo ich hinter jedem Schleier Wunder vermutete und in jedem Tempel, zu dem mir der Zutritt verrammelt war, den einigen wahren Gott, nur die Wissenschaft als den Basiliken, der erst versteinern müsse, bevor man leben könne oder dürfe, entgegenhielt. O Natur, ewige, gute, herrliche Mutter, für vieles hat das Kind, das dich Mutter nennen darf, dir zu danken, am meisten aber dafür, daß du ihm nicht den Spiegel verweigerst, in dem es sich selbst erkennt; und dein Gesicht ist dieser Spiegel."

Wie bescheiden er sich unterordnete unter die großen Meister, aber wie sein unaufhaltsamer, unverworrener Wahrheitssinn doch auch hier auf eigene Prüfung nicht verzichten wollte, das können uns die Erörterungen zeigen, die er an das Buch von Eckermann über Goethe anknüpft:

„Das Buch von Eckermann über Goethe hat mir viel zu schaffen gemacht. Könnte ich mit Goethe übereinstimmen und die Wege, die August Platen und Friedrich Rückert wandeln, für die rechten halten, so wäre mir gleich geholfen. Ich habe auch Augen, allerlei was außer und in mir vorgeht, wahrzunehmen und witzige oder sentenziöse Einfälle stehen mir dutzendweise zu Gebote, ist das Poesie, so soll es mir jährlich an zwanzig Bogen Gedichte nicht fehlen. Nur schade, daß Goethe, der Mann von dreißig Jahren, schwerlich der Stolz Deutschlands, die Bewunderung Europas geworden wäre, wenn er die Prinzipien befolgt hätte, die er als Mann von achtzig Jahren aufzustellen für gut befindet. Wahrhaft verdrossen hat mich die Art und Weise, wie er Uhland abfertigt; da heißt es, Uhlands Ruhm habe „einigen" Grund, es sei „gewissermaßen" zu bedauern, wenn seine Produktion aufhörte &c., während jämmerliche Gesellen, die mit ihren trockenen Verstandes- und Bildungserzeugnissen nie eine Seele entzündet haben, mit Lob und Beifall überschüttet werden. Ich kann mir die Sache nun freilich leicht erklären; in Goethe war diejenige Kraft, aus welcher seine (höchstens von Uhland erreichten) Jugend-Romanzen und Lieder, wie z. B. der Fischer, hervorgingen, erschöpft, nicht aber der Trieb, fortwährend zu produzieren, und der letzten Hälfte seines Lebens zu Gefallen verleugnete er die erste. Dennoch hält es schwer in Goethe, dem Deutschland ausschließlich sein geistiges Conto-Courant verdankt, einen Falschmünzer zu sehen; ich wenigstens prüfe, bevor ich es wage, einen einzigen seiner Aussprüche umzustoßen, vorher das ganze Fundament meiner geistigen Existenz.

Aber ein Grundsatz, der aller Mittelmäßigkeit Thür und Thor öffnet, kann unmöglich der rechte sein; ich glaube nie an etwas, was die Kunst erleichtert, denn ich weiß, daß die Sonne sehr fern ist, obgleich ihr täuschend-ähnliches Bild uns auf manchem Wasser entgegenglänzt."

Sind auch, führt Stern in seiner Besprechung der Briefe Hebbels des weiteren aus, diese Briefe, die sich (bedeutende Lücken abgerechnet) vom Jahr 1831 bis zu seinem Todesjahr 1863 erstrecken, unverwerfliche Zeugnisse seines inneren Reichtums, seiner gewaltigen, gegen sich selbst wie gegen andere unbarmherzigen Wahrhaftigkeit, der Eigentümlichkeit seiner Bildung, der Mannigfaltigkeit seiner Weltbeziehungen und der Herzenswärme seiner

menschlichen Verbindungen, verdeutlichen und erweitern sie die Einsicht in Wesen, Leben und Wirken des Dichters, so können doch auch sie den dunkelsten Punkt, das zurückbleibende Rätsel in der Natur Hebbels nicht völlig aufhellen. Wer wahrhafte, warme und nachfühlende Teilnahme für den Dichter empfindet, stößt, je mehr er sich mit der gesamten Dichtung Hebbels vertraut macht auf dieses Rätsel. Nicht darin liegt es, daß Hebbel Denker und Dichter zugleich war, — diesen Vorzug teilt er ja mit allen hervorragenden Dichtern — auch nicht darin, daß gewisse Elemente seines grüblerischen Denkens niemals rein in die poetische Anschauung und Form aufgehen konnten. Es liegt in der jähen Plötzlichkeit, der unvermittelten Schroffheit des Wechsels von leidenschaftlicher, fortreißender Naturgewalt und tiefsinniger, aber nicht zu Leben gewordener Reflexion, in dem Nebeneinander heißer Glut und eisigen, markdurchschneidenden Frostes, in dem Widerspruch zwischen dem echt dichterischen Bedürfnis nach Rhytmik der eigenen Seele, ja des ganzen Daseins und zwischen der unbesiegbaren Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion. Man sollte nie ein Bild brauchen, zu dem es keine Wirklichkeit giebt; und doch wenn man sich vorstellen dürfte, daß ein Vulkan unterhalb seines Kraters einen Gletscher trüge, und daß die glühende eben vom Krater ausgeworfene Lava jedesmal über das Gletschereis fließen und hier erstarren müßte, so würde man das Bild für gewisse dunkle Vorgänge in Hebbels innerem Leben haben. Freilich hat Hebbel in späteren Jahren diesen Zug seiner Natur stark gebändigt, ja glänzend besiegt und ohne Zweifel erscheint Hebbel auch in den Briefen dieser späteren Jahre trotz des unverlierbaren wuchtigen Ernstes seiner Natur lebensheiterer, versöhnter, poetisch gerundeter als in den inhaltvollen und in ihrer Besonderheit dämonisch fesselnden Briefen der Studentenzeit und der Wanderjahre. — Unter den Briefen, die Hebbel geschrieben hat, bilden die Briefe an Elise Lensing eine besondere Gruppe und diese Gruppe umschließt die bedeutendsten von seinen Briefen. Reiche Schätze von Lebensweisheit, von Gemütstiefe, von Lebenserfahrungen in Freud und Leid sind hier enthalten und die ganze kräftig herbe Art Hebbels weht durch diese Blätter. Ein tief bewegtes, oft bis zuunterst aufgewühltes Innenleben zieht vor unsern Augen vorüber und niemand wird sich der zwingenden Macht dieser Ergießungen entziehen können, die zum großen Teil eben in seine

Studenten- und Wanderzeit fallen. Die erste Station dieses Lebensabschnitts war für Hebbel Hamburg. Hier lernte er Elise Lensing kennen, eines jener rührenden Wesen von unbedingter Opferwilligkeit und Hingebung. Hier entspinnt sich jenes Verhältnis, das wir in den Briefen Hebbels verfolgen können. Von Hebbels Seite war es jedenfalls mehr Freundschaft und nicht Liebe, was ihn mit Elise verband und er war innerlich überzeugt, daß ihn eine eheliche Verbindung mit ihr unglücklich machen würde. Deutlich erhellt seine Auffassung der Sache aus dem Briefe, den er am 23. Dezember 1836 an Elise schrieb und der auch sonst für Hebbels Wesen überaus charakteristisch ist.

„Am Weihnachtsabend werd' ich bis 12 Uhr nachts ein Phantasiestück schreiben, um 12 aber in eine katholische Kirche gehen und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd' ich Dein gedenken. Mögst Du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten, würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele freistellt, dafür dann aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widersprechend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls eben so sicher als die meinige, und wenn ich einst etwas hab', so werd' ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so giebt es in der höheren Natur — wie wär's bei der Ökonomie, die der Welt als erstes Konstitutionsgesetz zum Grunde liegt, auch anders möglich? — nur eine Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft, und was man Liebe nennt, ist entweder die Flammenvorläuferin dieser reinen unvergänglichen Vestaglut, oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne. Die Metamorphosierungsperiode mag, da die edlere Seele dann ihren eigenen Großinquisitor machen und sich Wankelmut, Unbeständigkeit,

wenigstens innere Unzulänglichkeit vorwerfen wird, gar schmerzlich sein; um so mehr wollen wir uns freuen, wenn wir ohne Weg ans Ziel gelangen können. Ahnst Du, daß über mir am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders konstruiert als andere, selbst da Recht haben kann, wo die Welt nicht Unrecht hat! Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe wie Dir. Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innern Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle. — — Frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl innigere Verbindung möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders sein, oder ich wäre Dir nie gewesen, was ich Dir zu sein glaubte und glaube) die Frage mit Nein beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, worum sich gar viele schon umsonst beworben und noch bewerben werden, Männer wie Weiber."

Es war ein tiefer Schmerz für Hebbel wie für Elise, als während Hebbels Aufenthalt in Paris ihr gemeinsames Kind Max starb. Hebbel schrieb einen leidenschaftlich empfundenen Brief an Elise, aber als bei ihr die Erregung des Schmerzes nicht nachließ, ging von ihm der folgende Brief ab, der eben jene eigentümliche Mischung seines Wesens, jenes Nebeneinander von kalter, frostiger Reflexion und bewegter Leidenschaftlichkeit uns vergegenwärtigt, von dem oben die Rede war.

„Paris, den 5. Dez. 1843.

Heute nachmittag um 3 erhielt ich Deinen Brief, ich stand gerade im Begriff auszugehen, und steckte ihn zu mir, aber nicht um ihn unterwegs zu lesen, sondern nur um ihn bei mir zu haben, denn ich wollte mir die Freude für den stillen, einsamen Abend aufsparen. Jetzt ist die Uhr 7, ich habe ihn gelesen und ich will Dir nicht verhehlen, daß er einen sehr peinlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Daß der fromme christliche Trost wie Quecksilber am Marmor an Dir abgleitet, wie Du sagst, ist natürlich, denn eine Lücke wird nicht durch Luft wieder verstopft und Worte sind Luft; daß Du aber jetzt, wo schon 8 Wochen verstrichen sind, noch immer nicht über die strudelnden Wirbel der ersten Empfindung hinaus bist, macht mich im höchsten Grade besorgt. Mein Gott,

ist denn der Unterschied zwischen Mann und Weib so groß, so unermeßlich groß, daß ein Geschlecht das andere nicht einmal begreifen kann! Es kommt mir fast so vor. O wie recht hatte ich, daß ich ehemals mit solcher Angst auf Deine krankhafte Liebe zu dem Kinde blickte. Nun bestätigt es sich: für Dich war nur Max in der Welt, sie ist leer, nun Max nicht mehr da ist. Napoleon schrieb einmal an die Königin Hortense, als sie über den Verlust eines Sohnes untröstlich war, er habe bisher geglaubt, ihr auch etwas zu sein, aber er müsse jetzt daran zweifeln. Dies Wort paßt ganz auf mich und Dich. Ich glaube gern, daß Dein Schmerz sich vergrößern oder richtiger, daß er sich mit auf mich erstrecken würde, denn die Vergrößerung ist nicht möglich, wenn der Tod auch mich abriefe, aber das kann ich kaum für etwas anschlagen, da mein Dasein ihn um nichts zu verringern vermag. Der Gemütszustand, in dem Du Dich befindest, ist nicht der einer auch nur notdürftigen Fassung, das sehe ich aus jeder Zeile Deines Briefs, und doch scheint mir, sollten wir in unserer Lage eher wie tausend andere, den Verlust verschmerzen können, wenn auch die Art des Verlustes, das schwere Leiden des himmlischen Geschöpfes, einen ewigen Stachel in der Seele zurücklassen mußte. Das Leben an und für sich ist das höchste Gut, und es ist mehr als ein Gut, denn es ist die Bedingung aller übrigen Güter; wenn man Dir also damit kommt, daß die Toten es besser hätten als die Lebendigen, so ist das frömmelnder Unsinn und Du kannst darauf antworten: dann haben die Steine es wieder besser als die Toten, denn sie brauchen nicht erst zu sterben! Aber was das Leben für Dein Kind war, das ist es auch für Dich. Bist Du Dir selbst in Deinem eigenen Gefühl denn gar nichts? Bist Du nur etwas in Deinem Verhältnis zu andern, zu dem Kinde und zu mir? Dein Kind sollte doch erst etwas werden und Du möchtest von ihm erwarten, was Du wolltest, Du hofftest es doch nur, Du selbst aber bist etwas geworden und wie Du gelebt und Dich des Daseins erfreut hast, ehe Du dies Kind hattest, so wirst Du auch jetzt leben und Dich des Daseins wieder erfreuen können, wenn Du nur willst und Dich durch unaufhörliche Aufreizungen Deines Gemüts nicht selbst zerstörst. Der Mensch, dem gar nichts übrig blieb, mag den Schmerz um das Letzte, das er verlor, festhalten wie eine Feuerkohle, damit er ihn verzehre, aber das ist, wenn Du mich wirklich liebst, noch lange nicht Dein Fall,

ich bin da und auch für das Kind wird Dir Ersatz, Du brauchst den Kreis Deiner Lieben nicht einmal zu verengern. Ich werde diese Punkte nicht wieder berühren, sondern ich werde, wenn alles in den Wind gesagt ist, über die weibliche Natur ganz andere Ansichten fassen wie bisher. Soviel sehe ich schon jetzt: Ihr seid beneidenswert. Das ungeheure Weh der Welt muß Euch gar nicht berühren, denn so groß könnte der Schmerz um das Einzelne gar nicht werden, wenn Ihr irgend einen Schmerz um das Ganze hättet, Euch quälen die Rätsel des Daseins erst dann, wenn sie Euern eigenen Kreis verfinstern und nur soweit, als dieses geschieht. Mein Gott, sieh Dich in der Geschichte um, wie ganze Völker hingeschlachtet wurden und man sich umsonst fragt: warum! Lies die großen Dichter und sieh, was in den Abgründen des Geistes vorgeht, erinnere Dich an mich selbst, an die zwischen Wahnsinn und Vernichtung schwankenden Zustände, in denen ich mich so oft befinde, dann wirst Du erkennen, daß der Tod eines geliebten Kindes noch nicht das Schrecklichste ist, was sich auf Erden ereignet. Du weißt, ich glaube nicht daran, daß ein guter Hausvater über den Sternen sitzt, der, zu ohnmächtig seine lieben Kinder gegen Wunden zu schützen, doch für jede Wunde einen Balsam bereit hält, aber allerdings zieht sich ein Faden ewiger Weisheit durch die Welt und diese Weisheit bethätigt sich gerade darin, daß das Leben sich aus sich selbst herstellen kann und also auch muß. Dein Kind lebt und ist mehr als es war. Du wirst es nicht um den Weihnachtsbaum tanzen sehen, aber dafür tanzt es vielleicht um einen Baum, auf dem jedes Licht ein Stern ist, um den Baum der Welt, und nichts fehlt, als daß Du seine Freude nicht siehst, es ist also nicht sein, nur Dein Entzücken weggefallen und das kannst Du doch am Ende wohl ertragen. Ich möchte mich um alles in der Welt an Deinem Mutterherzen nicht versündigen, aber ich sehe, daß Du Dich mit aller Gewalt in Deine Empfindungen wie in einen Strom, der Dich selbst zurückstößt, hineinwirfst, und dagegen muß ich ankämpfen, ich würde Dich nicht lieben, wenn ich es nicht thäte. Ich sagte vorhin: ein solcher Schmerz geziemt sich nur um das Letzte; war Max Dein Letztes, so habe ich nichts zu sagen. Mit Deiner Mutter ist es etwas ganz anderes, die hat mit der zerfallenden Hülle von Staub alles verloren, für sie war das Kind nur eine Spielpuppe, es wäre ihr fremd und gleichgültig geworden,

sobald es sich als Geist entwickelt hätte; wie könnte sie der Gedanke beruhigen, daß es als Geist noch immer da ist; mit dem Geist hatte sie ja nichts zu thun, nur mit den roten Backen, blauen Augen und blonden Haaren. Aber Du solltest Dich jetzt, nun 8 Wochen verstrichen sind, doch über diese beschränkten Anschauungen des ersten Moments erheben. Meinst Du denn, daß wir, ich und Du, dies Wesen hervorgerufen haben? Es war von Ewigkeit her, denn alles ist ursprünglich, nichts wird, es wechseln nur die Formen, darum wird es auch in Ewigkeit sein und Du wirst es wiederfinden so oder so, mit oder ohne Bewußtsein, worauf nichts ankommt, denn das Verwandte sucht sich, das ist kein Dogma einer positiven Religion, das man glauben soll, es ist ein Weltgesetz, das man wissen kann. Dies, teuerste Elise, sind keine schöne Reden, die verachte ich, es sind ewige Wahrheiten, auf die ich lebe und sterbe; willst Du auch diese zurückweisen, wie die christlichen Richtigkeiten, deren Dein Brief gedenkt, und die Du mit Recht verschmähst? Thu mir denn die Liebe, geh nicht alle Tage zum Grabe, brüte nicht so vor Dich hin, lies — die Welt des Geistes ist so groß, es brausen so gewaltige Ströme in ihr dahin, sollte denn kein einziger im stande sein, Dich mit sich fort zu reißen? Aber nimm nur das Große zur Hand, und wenn es auch noch so furchtbar ist, es thut nichts; lies Shakespeare, Goethe, Byron, Kleist, einiges von Hoffmann und Tieck, auch Skott; nur nicht seine Nachfolger; die Sand, Lappalien helfen nichts, Don Quixote, genug, Sachen, die von der Vogelperspektive herab in die Litteratur geschleudert sind, nicht die Froschlaiche, die im Sumpf ausgeheckt ist."

Nach der Übersiedlung nach Wien verlobte sich Hebbel mit Christine Enghaus. In verzweifelten inneren Kämpfen hatte Hebbel sich von Elise Lensing, der Jugendfreundin, die ihm soviel geopfert hatte, losgerissen. Ihm, dem schwerflüssigen, wahrhaftigen, dürfen wir es aufs Wort glauben, daß es ihm bitterer und schmerzlicher Ernst war, wenn er in sein Tagebuch schrieb: „Schüttele alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen andern fördern." Es berührt uns schmerzlich, daß beiden diese bittere Erfahrung nicht erspart blieb, aber es ist wie eine Bestätigung für die Richtigkeit dieses schmerzlichen Schritts, daß 1854, als Elise Lensing starb, sie sich mit ihrem Schicksal aus-

gesöhnt hatte und Hebbel, dessen Gattin sich zu der Dahingeschiedenen wie eine Schwester gestellt hatte, schrieb damals in sein Tagebuch, er werde niemanden lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen.

Es ist unmöglich auszuschöpfen, was die Briefe Hebbels enthalten an Äußerungen über ästhetische, politische und sociale Probleme, allenthalben wird besonders auf die wissenschaftliche Tiefe des Briefwechsels mit Üchtritz hingewiesen und auf den Eindruck, den diese echte Freundschaft ohne Mißklänge macht. Es ist bereits angedeutet, wie in den späteren Jahren zur Kraft in Hebbels Briefen auch die Milde tritt, die eine beruhigtere Existenz, eine glückliche Häuslichkeit über sein Inneres verbreitete, den Schluß mögen wieder die Worte Adolf Sterns bilden, der seine allgemeine Betrachtung über diesen Briefwechsel schließt mit den Worten: „Was an tiefster Ursprünglichkeit, an Welt- und Kunsteinsicht, an Stimmungskraft und echter Lebensweisheit in diesen Briefen waltet, die zugleich größtenteils stilistische Meisterstücke sind, das erhebt sich weit über den zufälligen Anlaß der Aussprache, das hat Anspruch auf Dauer und lebendige Nachwirkung wie nur irgend ein Dichterwerk."

Neben Hebbel steht als ein großer unter den Dichtern der Zeit Otto Ludwig. Auch von ihm sind zahlreiche Briefe vorhanden, doch sind sie durch den Druck nur teilweise bekannt geworden, besonders in der Biographie, die A. Stern dem Dichter gewidmet hat. Wir finden nach diesen Proben bei Ludwig die Kunst stimmungsvoller und lebenswahrer Natur- und Seelenschilderung und besonders ein scharfes Urteil über alle Litteraturmacherei, wie sie vielfach in den Kreisen der jungdeutschen Richtung Gewohnheit war. Wie Hebbel und Gottfried Keller steht er als eine innerlich vornehme, auf sich selbst gestellte Natur allem ferne, was an ein solches Treiben anklingt. So rechtfertigt er seine Zurückhaltung Mendelssohn gegenüber in einem Briefe durch folgende Ausführungen:

„Ich halte es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigene; es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspresse für sich."

Wie sehr ihn das gewöhnliche Litteratentreiben anekelte, vernehmen wir aus einem Briefe vom Jahre 1840.

„Im allgemeinen hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlassene Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren. Thue dir selbst genug, dies ist das wahre innere Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tieferen Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringt's nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen."

Manchmal übernimmt seinen rastlos in sich arbeitenden Geist die Sehnsucht nach Ruhe, nach einem Dasein in harmloser Beschränkung. Aus einer solchen Stimmung ist der Brief entstanden, in dem er seine bescheidenen Wünsche dem Freunde darlegt:

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde gesund. Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. Besiegt zu resignieren ist eine Schande, aber als Sieger resignieren, freiwillig herabsteigen. — So daß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wann mich der Geist dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in dessen Unterricht ich auslernte. Was

braucht' ich mehr! Ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, sehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Eisfeld möcht' ich sein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine schlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe." —

Ludwig hatte nicht die Art wie Hebbel, den ganzen Reichtum seines Innenlebens in seinen Briefen aufzutürmen, aber seine innere Vornehmheit und seine äußere Anspruchslosigkeit, sowie seine Dankbarkeit für alle Anregungen der Außenwelt, besonders auch der Natur, tritt allenthalben in seinen Briefen zu Tage.

Die Vertreter einer realistischen Stammeskunst.

Zunächst treten uns in dieser Gruppe drei feinorganisierte Künstlernaturen entgegen. E. Mörike, der Schwabe, Th. Storm aus Schleswig und der Schweizer K. F. Meyer.

Nicht immer war E. Mörike der karge Briefschreiber, als der er in seinen späteren Jahren sich bewies. Auch er hatte seine Sturm- und Drangperiode, wenn sie auch seiner Natur gemäß nicht allzu wilde Wogen schlug. In dieser Zeit, da er als württembergischer Vikar sich mit dem Gedanken trug, dem Kirchendienst zu entfliehen, schrieb er an seinen Freund und Vertrauten Mährlen: „— ich springe mit dir auf die letzte Planke, umarme Dich und jauchze in den Sturm. Und man mag mir sagen, was man will: so gewiß ich noch meinen Kopf auf der Schulter trage und Du den Deinigen, so gewiß landen wir noch auf einem grünen Eiland an. Schaffe mir einen Ausweg vor dem Konsistorium und seiner Stickluft, so will ich mich regen und umthun und Tinte aus allen Poren spritzen." Viel besser freilich als solche kraftgenialen Ausbrüche liegt seiner Art die stimmungsvolle von humoristischen Streiflichtern erhellte Schilderung, wie in einem andern Briefe aus jener Zeit: „Tübingen ist in der Vakanz wie ein umgestürzter Handschuh. Es liegt wie in einem recht leeren und stillen Katzenjammer da und die gegenwärtige Jahreszeit, die trübe Witterung stimmt vollkommen dazu. Der Wind tummelt

sich auf dem Wörth herum und ruht nicht, bis er die ganze Reihe von Pappeln aufs letzte Blatt wie zu Besen verkehrt hat. Meinethalb, denk' ich; den letztverflossenen Frühling und Sommer hab' ich doch nicht in Tübingen verlebt; diese rot und gelben Läuber hab' ich nicht grün gesehen und so kränkt's mich weniger. Die Wetterfahnen rufen einander in langgezogenen Tönen zu, einförmig genug, aber es thut auf mich jetzt doch eine Wirkung wie die Klage der Äolsharfe. Ein gleich bewölkter Himmel spinnt die Zinnen und Türme des Schlosses in dünnen, schiefen Regen ein. Dort auf der Hinterseite der Küferei mit der Aussicht auf das Ammerthal ist die verlassene Laube, wo ich an einem ebensolchen Tag mit Bauer zum erstenmal eine treue Übersetzung des herbstlichen Macbeth las. — — Betrübt war mir der Anblick der Kneipen um diese Zeit. Wie leer! wie abgestanden! Ich dachte, es wäre nicht übel, wenn ein Gesetz der Natur wäre, daß sich in der Vakanz Stühle und Bänke besauften statt der Studios und Commerslieder sängen, hohe patriotische Reden und Ehrensachen im Mund führten u. s. w. Ich bin überzeugt, Deutschland würde sich zwar um nichts besser, aber auch um kein Haar schlimmer befinden, wenn dies das ganze Jahr hindurch der Fall wäre."

Eine prächtige Beschreibung eines Besuches bei D. F. Strauß haben wir in einem Brief an Hartlaub. Sie zeigt überall die Kunst Mörikes, auch das scheinbar Kleine und Unbedeutende geistig zu beleben und mit sinnigem Geiste aufzufassen. Am bekanntesten jedoch sind die Briefwechsel Mörikes mit Hermann Kurz, M. v. Schwind und Th. Storm geworden. Nur wenige Briefe in denselben sind von ihm und die meisten recht knapp, nur selten kam etwas wie Schreibfreudigkeit über ihn, dann wurden es inhalts- und stimmungsvolle Briefe. Aber leer sind auch seine kleinen Briefe nicht, etwas von der Anmut und Sinnigkeit seines Wesens ist immer über sie ausgebreitet. Sein größtes Verdienst liegt jedoch darin, daß er durch die Anziehung, die er ausübte, einem Kurz, einem Schwind, einem Storm das Beste entlockte, was sie brieflich geben konnten, ist ja doch das, was sie gaben und die Art, wie sie gaben, in manchem Sinne nur ein Spiegelbild der Eigenart Mörikes, dem sie ihre Gaben brachten.

In dem Briefwechsel mit Hermann Kurz sind die meisten und auch die bedeutenderen Briefe von Kurz. Er befleißigt sich größerer Ausführlichkeit als Mörike, ein sorgfältiger Stil ist ihm

angenehme Pflicht und immer und immer wieder ergießt sich durch seine Briefe ein gesunder, liebenswürdiger Humor.

Ähnlich ist das Verhältnis in den beiden andern Briefwechseln. Mörike ist derjenige, der nur schwer aus sich herausgeht, während Schwind in sprudelnder und Storm in mitteilsam vertrauensvoller Weise sein Bestes giebt. Am Schluß möge der Brief stehen, den Mörike nach dem Tod von Storms Gattin an diesen schrieb:

„Verehrter teurer Freund!

Gleich bei den ersten Zeilen Ihres Briefes erriet ich alles! Ein angstvoll voreilender Blick auf die folgende Seite bestätigte mir's. — Ich fing von neuem an zu lesen und als ich fertig war, vermochte ich lange nicht meine Leute zu rufen, um es ihnen zu sagen. Mein erster Eindruck war ein dumpfer Schreck, ein verworrener Schmerz, augenblicklich mit tausend bitteren Gedanken versetzt, die sich wider mich kehrten. Um die reine Empfindung edelster Trauer und deren Ausdruck Ihnen gegenüber, sollte ich mich, so schien es, durch eine Reihe unbegreiflicher Versäumnisse ganz und gar gebracht haben. Und doch kam es bald anders, es war etwas in mir, das mich auf Ihre Güte hoffen ließ, nachdem dies redliche Bekenntnis abgelegt wäre. Bester Mann, ich kann für diesmal nicht viel weiter sagen, allein ich komme sicherlich in nächster Zeit wieder. — —

In ihrem letzten Büchlein*) kommt die herrliche Beschreibung eines in Mittagseinsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchem Freund einen vorläufigen Begriff der süßesten Reize Stormscher Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal vor die Seele, und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im Nachgenuß alles dessen, was Sie an ihr hatten. Erhalten Sie sich Ihren männlichen Mut für das Leben, für Ihre ruhmvolle Thätigkeit nach mehr als einer Seite.

Wir grüßen Sie und Ihre Lieben auf das Innigste; ich aber insbesondere bin mit unveränderlicher Verehrung und Anhänglichkeit der Ihrige

E. M."

---

*) Auf der Universität.

Es ist dieser Brief Mörikes die Antwort auf das Schreiben, in dem ihm Storm den Tod seiner Konstanze gemeldet hatte. Die ruhige Innigkeit seines Wesens, deren Klarheit auch im größten Schmerz nicht getrübt wird, spricht aus diesem Brief Storms, den er von Husum aus am 3. Juni 1865 an Mörike sandte:

„Mein verehrter Freund!

Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu Ihnen, diesmal aber als ein Mann, dessen Lebensglück zu Ende ist und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb.

Aus der Zeitung haben Sie vielleicht erfahren, daß ich im Frühjahr v. J. zu einer ehrenvollen Stellung in die Heimat zurückberufen wurde. Seit März v. J. bin ich als Landvogt (d. h. Justizbeamter und Polizeimeister des Amtes — Landbezirks — Husum) konstituiert und wohne wieder in der alten „grauen Stadt am Meer". Im Mai v. J. folgte mir meine Frau mit den sechs Kindern von Heiligenstadt hieher. So lebten wir denn wieder, wo wir einst gelebt, mit den beiden noch rüstigen Eltern und einem jungen, so ganz zu uns gehörigen Geschwisterpaar, meinem jüngsten Bruder, einem vielbeschäftigten Arzte und seiner Frau, einer jüngeren Schwester der meinigen; vor einigen Wochen bezogen sie ein Haus neben uns, so daß wir durch die Zaunlücken unserer Gärten zu einander kommen konnten. Wie in Heiligenstadt hatte ich schon einen großen Gesangverein begründet, in dem auch die beiden lieben Frauen mitsangen. — Aber es sollte nicht so bleiben, die eine ist von uns gegangen, meine Konstanze. Nachdem sie am 4. Mai d. J. unser siebentes Kind, eine Tochter, geboren, ist sie am 20. desselben Mts. nach schwerem Kampfe, zuletzt doch sanft an dem überall jetzt epidemisch auftretenden Kindbettfieber gestorben. Nachdem ich mit Freundeshülfe sie, wie wir es uns in gesunden Tagen versprochen, selbst in ihren Sarg gelegt, wurde sie in der Frühe eines köstlichen Maimorgens von den Mitgliedern meines Gesangvereins nach unserer Familiengruft getragen; als die neugierige Stadt erwachte, hatte ich schon all mein Glück begraben. — Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu teilen vermag; Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen, unablässigen Kampf aufgenommen habe. Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht

zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir — wie es in einem Gedicht heißt — liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit. Und sie soll, soweit meine Kraft reicht, gethan werden.“ —

Echt Stormisch nach Ausdruck und Inhalt sind die Worte, die er bei der Rückkehr nach Husum nach elfjähriger Abwesenheit schrieb:

„O meine Muse, war das der Weg, den Du mich führen wolltest! Die sommerlichen Heiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an Deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht? Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.“ Die sonnige Sommernachtmittagsstille hat Storm in mehr als einem seiner Gedichte uns wunderbar vor die Seele gezaubert. Seine Freude an den stillen Stunden des Mittags, an allem, was an die Freuden einer eigenen umhegten Häuslichkeit mahnt, seine unzerstörbare, geistige Elastizität, das alles tritt uns in einem Briefe an Erich Schmidt entgegen, in dem er schreibt:

„Gestern in der einsamen Mittagsstunde gieng ich nach meinem Grundstücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern; auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und wo die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen. Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit Deiner Hände oder Augen einen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich gieng recht behutsam nur von einem festen Balken zu dem andern; und draußen flimmerte die Welt im mittagstillen Sonnenschein. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre trotz alledem mir Welt und Leben.“

Nach den Ausführungen des Biographen von K. F. Meyer haben wir von ihm während seines Pariser Aufenthalts eine Reihe von Briefen an die Schwester: „Die umfänglichsten, die er schrieb, zeigen außerordentliche Feinheit der ästhetischen und ethischen

Empfindung, leise schmerzliche Entsagung, aufrichtige Frömmigkeit, sowie seine bei allem spröden, ungelenken Wesen auffallende Menschenkenntnis ꝛc. — Die Tausende von Briefen, die er im Lauf der letzten fünfzehn Jahre schrieb, hätten ihm eine reiche Saat von Humor nicht erlaubt, so wenig die rasche Erledigung der Antworten gestattete, mit Muße eine augenblickliche Stimmung auszuspinnen. Promptheit war ihm Pflicht, obgleich er eigentlich ungern schrieb und sich darum, wenn möglich, kurz faßte." (Frey, K. F. Meyer.)

Auch Gottfried Keller war Schweizer, wie Meyer.

Wahrhaftigkeit, Derbheit, Schlichtheit sind Hauptzüge seiner Geistesart. Da ist kein Sinn für „Feierlichkeit", für hohlen Phrasengang und falsches Pathos. Er kniet nicht, sagt ein neuerer Kritiker über ihn, vor der „heiligen Muse", um von ihr den bekannten Kuß auf die Stirne zu empfangen, nein, wenn sie kommt, faßt er sie bei den runden Schultern — er darf sich das schon erlauben — und drückt sie ins Sopha und läßt sie „näumes verzähle" und wenn sie ihren Kaffee ausgetrunken hat, fragt er? „Noch e Tässli, Frau Bas?" Ja, er erlaubt sich allerlei Kurzweil mit ihr, schneidet ihr spaßhafte Gesichter und zupft sie am Ohrläppchen, aber die hohe Frau nimmt's mit vergnügtem Lächeln auf. — Seine Wahrhaftigkeit und Schlichtheit macht ihn zu einem Feind alles Gezierten und Forcierten, aller Pose und Schönthuerei, er stellt sich lieber schlechter hin als er ist, nur um nicht sentimental und weich zu scheinen. So ist auch sein Empfinden offenbar vielfach bestimmt durch den Gegensatz gegen die Schwächen der vormärzlichen jungdeutschen Geistesart. Im Jahr 1850 schreibt er an Freiligrath: „Ich muß gestehen, froh zu sein, daß ich mich durch meine Langsamkeit und Faulheit über diese krankhafte und impotente Periode hinausgerettet habe und zur Vernunft gekommen bin, ohne dergleichen Eseleien zu machen, wozu ich große Anlagen hatte." Wenn in den Züricher Novellen der Pathe den Herrn Jacques, der gern ein Original werden möchte, wieder in die Bahnen einer nüchterneren, vernünftigeren Lebensauffassung zurückzuführen sucht, wenn in den Leuten von Seldwyla ein Viggi Störteler und eine Züs Bünzlin dem Gelächter preisgegeben werden, so sind das Kennzeichen der tiefen Abneigung Kellers gegen alles, was nicht ungezwungen und echt hervorsprudelt aus den Tiefen der Persönlichkeit, gegen alles Anempfundene und An-

gequälte. Aus demselben Grunde war ihm ein reines Litteratendasein, wie Gutzkow es lebte, etwas Unverständliches und Unsympathisches und durch den Briefwechsel, den er mit Ludmilla Assing führte, klingt nicht selten das Unbehagen hindurch, das diese Dame mit ihrer Geistesart und mit ihren schriftstellerischen Bestrebungen in ihm erwecken mußte. 1879 schreibt er im Dezember über ihren Besuch an Marie Melos:

„Frau Ludmilla Assing habe ich gesehen. Sie hat die Unsitte, mich jedesmal in den Gasthof zu zitieren, wenn sie hier ist, als ob es unschicklich wäre, unsereinen im Hause aufzusuchen. Ich ging jedenfalls zum letztenmal hin; denn sie macht mir einen unerträglichen Eindruck. Sie hatte eine goldene Brille auf der Nase, renommierte, daß sie Latein treibe, warf die Gegenstände auf dem Tisch mit barschen Mannsbewegungen herum, heulte dazwischen, rückte mir auf den Leib, immer von sich sprechend &c. Es ist ein Glück, daß sie zu leben hat, sonst würde sie noch die unseligste Person der Welt werden.“

Man muß hier allerdings in Betracht ziehen, daß Anfang 1880 Ludmilla Assing geisteskrank wurde, und ihr von Keller charakterisiertes Gebahren wohl auf die Rechnung ihrer beginnenden Erkrankung zu setzen ist, aber schon in früheren Briefen an Ludmilla kann Keller nicht umhin, wenn auch in der liebenswürdigsten und humorvollsten Weise, ihr gegenüber seinen Standpunkt zu wahren. Hierher gehört vor allem der Brief aus dem Jahr 1859:

„Hochgeehrtes Fräulein! In diesem Augenblick besitze ich nicht ein Bögelchen Briefpapier; ich bin also so frei, von einigen Einladungszetteln, welche herumliegen, die Rückseite abzuschneiden, um unverweilt einen Brief zu fabrizieren. Sie müssen daraus nicht schließen, daß ich ein vielbegehrter Mensch sei; denn besagte Zettel fahren schon lange auf den Tischen herum, wie Sie vielleicht aus ihrem Tabaksgeruch ersehen können. Auch schreibe ich Flegel in diesem Moment mit der Zigarre im Munde, ein völlig aufzugebendes „Invididuum“, wie meine Mutter sagt.

Ich habe Ihre „Sophie Laroche“ nun längst gelesen und freue mich sehr, Sie um dieser schönen, fleißigen und gründlichen Arbeit willen beglückwünschen zu können. Sie haben das zierliche süße Apfelbäumchen des vorigen Jahrhunderts mit seinem nötigen Erdreich und mit allen seinen Wurzeln heil und unversehrt herausgestochen und in unsern Garten gesetzt und wir sehen mit Ver-

gnügen aus dem zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräulein allmählich eine Frau erwachsen, welche die weitesten Lebenskreise um sich her zieht. Hier will ich mir erlauben, gleich eine kleine Bemerkung anzubringen. Schon in der „Gräfin Elisa von Ahlefeldt“ bekam man Lust, die Heldin selbst etwas sprechen zu hören, um das Bild von ihrem spezifischen Geiste ganz vollkommen zu erhalten durch ihre unmittelbaren Worte. Einige Briefe und Briefchen von ihr hätten diesem Gefühle auf das Beste entsprochen, sind aber vermutlich nicht zu haben gewesen.

Bei Ihrer Sophie nun entbehren wir dieser letzten Vervollständigung durchaus nicht, indem wir sie in ihrem Leben und Weben und in ihrer Wechselwirkung zu ihren Zeitgenossen genugsam erkennen. — — — — — — — — — — — — — —

Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt. Schon haben Sie Immermann hingestreckt auf den grünen Rasen mit Ihrem glänzenden Schwerte und ha! da liegt nun auch Wieland, der grimmige Versehrer edler Frauenherzen. Wie, Du wagst noch zu mucksen, Schnödester? Du murrst: „Sophie habe dich ja zuerst laufen lassen, wie auch den Bianconi!*) Der kindliche Gehorsam, unter den sie sich beugte, sei im Grunde die gleiche Philisterhaftigkeit gewesen, mit welcher sie später ihre eigenen schönen Töchter an ungeliebte Männer hingab? Es sei dies eben eine dunkle rätselhafte Partie, welche ebenso bedenklich sei, wie deine bengelhafte jugendliche Unbeständigkeit!“ Wie, Du wirst immer frecher und behauptest gar noch, trotz der Streiche, die auf Dich niederfallen: „Wenn Du nicht ein so renommierter Dichter geworden wärest, so hätte Sophie vor der Welt Dich so wenig mehr genannt wie Bianconi? Das sei eben das Schicksal der armen Dichterlinge, daß man ihnen jedes Verhältnis, jede dumme Geschichte ins Endlose nachtrage, während man die eigenen Sünden und diejenigen aller andern Leute in wohlweisliches Stillschweigen hülle?“ Genug Scheusal! schweig und stirb!

*) Den ersten Geliebten Sophies, den italienischen Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg.

Im Ernste gesprochen war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuködern. Während die gleichen „verratenen Dichterfreundinnen“ niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten „abzuschließen“ und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarka oder Werther vorstellen wollen.

In welch unwahre und hohle Liebesverhältnisse sich auch die geistreichste Frau hineindußeln kann im Verein mit einem des sentimentalen Kopfkrauens bedürftigen Poeten, beweist auch Julie Bondeli. —

Aber genug nun des schnöden, undankbaren Gemurres und Leckens wider den Stachel! Hoffentlich sind Sie unterdessen am Entwerfen des dritten Buches. — —

Es ist sehr kalt heute; das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle: siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Nachbar hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich mir vor der Nase seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herumbäschelt und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel; ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, daß er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne: kurz, es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und mißt mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut thut verschämt und läßt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.

Berlin hat nun ja auch seinen Humboldt begraben und wird mit diesem Beisetzen seiner goldenen Zeit noch eine kleine Weile fortfahren und endlich damit fertig werden.

Es würde mich freuen, wenn Sie mich mit einem baldigen ausführlichen Berlinerbriefe abermals erbauen wollten!

Ihr ergebener und dankbarster

Zürich, den 15. Mai 1859. Gottfr. Keller."

Das derbnüchterne Urteil, das Keller für jede Unnatur bereit hat, hindert ihn nicht, in seinen Briefen eine Liebenswürdigkeit und schalkhafte Grazie zu entfalten, die man auf den ersten Blick dem Manne gar nicht zutrauen würde, der im Leben gegen andere so oft die rauhe und abstoßende Seite seines Wesens herauskehrte und ein gutes Maß „wackerer, heimatlicher Grobheit" sein eigen nannte. Das Muster eines anmutigen Entschuldigungsbriefes ist der Brief an Justina Rodenberg, die Gattin des Herausgebers der Deutschen Rundschau. Es war eine Schwäche Kellers, daß er nur schwer zu bewegen war, seine Manuskripte rechtzeitig zu vollenden und einzusenden, diese Schwäche wurde unter anderm auch der Anlaß zu dem folgenden Briefe:

„Zürich, 9. April 1881.

Höchstverehrte Frau Doktorin! Neben der Dankespflicht, welche ich für Ihre gütig freundlichen Zeilen vom 28. Januar endlich zu erfüllen komme, habe ich zugleich eine große Bitte an Sie zu richten: Nämlich um Ihre huldvolle Fürsprache bei dem Beherrscher der Deutschen Rundschau, daß er den Unmut, den ihm die Plackerei mit meinen Manuskript-Sendungen verursachte, nicht in seiner ganzen Größe bestehen lassen wollte! Wie oft habe ich mich geschämt, wenn ich mir vorstellte, wie der Herr am Frühstückstische über meine Faulheit und Wortbrüchigkeit wetterte und ich im Geiste als ein ergrautes, armes Sünderlein dabei stand und demütiglich das Kopfschütteln der Hausfrau gewahrte, die ihre heitere Morgenstimmung getrübt sah! Dann faßte ich die besten, heiligsten Vorsätze und vergoß die heißesten Thränen, ach, um gleich in die alte Hölle des Verderbens zurückzusinken, sobald wieder ein schöner, freier Monat vor mir war. Der einzige Milderungsgrund besteht darin, daß ich doch immer bei der Sache blieb und sie nicht aus den Augen ließ, ausgenommen am Montag vor acht Tagen, wo ich die Handschrift gerade am letzten Tage noch schmählich im Stiche ließ und einem Gelage nachlief. Und dabei habe ich mit verhärtetem Gemüte gegessen, getrunken, gesungen und jubiliert und einen großen goldenen Becher in Gestalt eines Hundes, eines sitzenden Jagdrüden mit eisernem Stachel-

halsband, unzählige Male aufgehoben, als ob es keinen Julius Rodenberg in der Welt gäbe!

Ihre allzu wohlwollenden Äußerungen über den „Grünen Heinrich" habe ich wie ein Glas Ananaspunsch eingeschlürft und die Bescheidenheit eine gute Frau sein lassen. Ich durfte übrigens die Süßigkeit menschlich-fraulicher Gesinnung wohl goutieren, indem eine schreckliche Art Kritik (nicht diejenige der Germanisten) aufzutauchen begann, worin meine Arbeit und Kunst anerkennungsvoll behandelt, der Nichtheld des Romans aber als ein famos geschilderter, ganz miserabler Tropf gekennzeichnet wurde. Das ist eine verzwickte Art des Beifalls und die gerechte Strafe für meine Sünden gegen den Gebietiger Julius.

Ich hoffe, daß Sie mit Mann und Tochter einen lustigen Winter passiert und einen schönen, frohen Frühling angetreten haben, und denke mir gern, daß der Weg ein bewußtes verehrtes Ehepaar wieder einmal nach Italien und durch die Schweiz führen werde, in welcher Phantasie ich mit eingewöhnten Gefühlen verharre als Ihr ergebenster

Gottfr. Keller."

Schon die angeführten Briefe mögen davon zeugen, daß Keller bei allem Wahrheitssinn nichts weniger war als einer der Grübler und Selbstzerfaserer, die durch Beobachtung aller Regungen ihres Seelenlebens, durch Analyse ihrer Einfälle und Stimmungen die Tiefen der Welt ergründen wollen. Keck erfaßt er das Leben und freut sich an der Farbenfülle der Erscheinungen, an den bunten, oft seltsamen Beziehungen der Dinge untereinander.

Dazu hilft ihm sein gesundes Lebensbehagen, das an der Naturbasis unseres Daseins nicht schielend vorbeischleicht, sondern mit lustigem Augenzwinkern oder ruhig frohem Sinn derselben stets bewußt bleibt. Weil er mit den Dingen lebt und sie frisch empfindet, so strömen seiner Feder jene saftstrotzenden Vergleichungen, jene barocken, lustigen Einfälle zu, die mehr noch als in seinen poetischen Werken in seinen Briefen ihr tolles Wesen treiben.

Zartbesaitete Seelen haben an Keller noch nie Gefallen gefunden, ihnen wird auch der Ton in seinen Briefen nicht zusagen und da mögen wohl Worte von „Weinlaune" und „Kneipenhumor" fallen, aber trotzdem wird das Urteil immer allgemeiner werden, daß wir in Kellers Briefen die köstlichsten Proben deutschen Briefhumors finden.

Unter den Festgenossen an Kellers fünfzigstem Geburtstag war auch der als Professor des römischen Rechts im Jahr 1868 aus Wien nach Zürich berufene Adolf Exner, ein Mann von heller, fröhlicher Gemütsart, eine innerlich vornehme und feinsinnige Natur. Zwischen ihm und Keller bahnte sich eine Freundschaft an, die sich auch auf Exners Schwester, Marie, die nachmalige Frau von Frisch erstreckte. Als Exner nach Wien zurückkehrte, begann ein fröhlicher Briefwechsel zwischen Zürich und Wien und „die zutraulichen, lustigen Kellerbriefe an die Geschwister bilden eine Zierde der Kellerschen Briefsammlung. Reizendere hat er nicht geschrieben als diejenigen an Marie Exner, nachmalige Frau von Frisch.“

Zunächst einige Briefe aus dem Jahre 1875.

„Verehrteste Frau Profässeri! Es war sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mir einmal geschrieben. Jetzt bin ich schon wieder ein Jahr älter und werde immer noch dümmer. Heut vor einem Jahr, oder vielmehr morgen, hockte ich bei Euch und verheimlichte weislich meinen Geburtstag, um Eure miserablen Witze nicht noch mehr zu provozieren und auf mein altes Haupt herabzulocken. Wäre ich jetzt dort, so würde ich auf dem Markt Aprikosenkerne zusammensuchen, hundertweise, und sie vor Adolfs Fenster im Garten hinstreuen, daß er glaubte, ich hätte ihm noch mehr Aprikosen gefressen, als gewachsen sind. Das würde ihn baß ärgern.

Auf Ihr Kindchen freue ich mich: das ist gewiß ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wir's braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebelchen und Gewürznägelein. Auch eine halbe Citrone thut man dran. —

In meiner Wohnung leb ich wie ein König: weiteste Aussicht und Wolken und Wetter, ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen 2c. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag! Aber ich muß hin- und herrennen wie ein Jagdhund; es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne

Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön, und alles so still ist und nur meine Thorheit wach und laut! — — Ich empfehle mich Ihnen bestens, Herr Professor und Frau Professorin! Herrn Adolf werde ich bald einmal schreiben. Dies Jahr bleib ich zu Hause; im Mai aber komme ich vielleicht für acht Tage nach Wien. Grüße alles. Herrn Bruder Karl sagen Sie, daß ich großes Katzenvergnügen habe, alte und junge: die alten kriegen für die jungen Nasenstüber und Kopfnüsse, wies der Lauf der Welt ist."

„An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 20. Dezember 1875.

Höchst verehrungswürdige Frau Professorin und Mamma! Ich beglückwünsche Sie nachträglich noch eifrigst wegen Ihres Söhnleins in der Hoffnung, es stehe noch alles gut mit demselben, die Gesundheit vortrefflich, die Schönheit unvergleichlich, die Gescheitheit über jeden Vergleich erhaben.

Um aber auf dem Pfad der Tugend eine rechtzeitige Einwirkung zu erzielen, und das junge Männlein zu einem männlich tüchtigen Kumpan heranbilden zu helfen, übersende ich Ihnen hiermit ein erstes Trinkgeschirrchen; er wird es freilich noch nicht regieren können. Bis dahin aber müssen wir einen Notbehelf erfinden. Dazu dienen die Basler Leckerli, welche sie in alten Rotwein eintauchen, in Lutschbeutel (schweizerisch: Nüggi) packen und auf diese Weise dem Sprößling ins Mäulchen stecken müssen, damit er sich an den Wein gewöhnt. —

Befolgen Sie meinen Rat mit den Lutschbeuteln, damit keine Zeit verloren geht und, bis Sie ein zierliches Matrönlein mit weißen Haaren sind, der Sohn ein tapferer, ältlicher Weinzapf mit purpurner Nase geworden sein wird, der das Mütterchen ehrt und schätzt und immer noch eins trinkt, wenn er sie ansieht. — Ich selber saufe leider nicht mehr viel; bleibe wochenlang in meinem Hochsitz abends zu Hause und trinke Thee. Nächstes Jahr habe ich vorläufig vor, meine Schreiberstelle zu quittieren und ganz den sogenannten Musen zu leben. Ich bin nun so alt, daß es nicht mehr so schlimm gehen kann ohne eine solche Philisterversorgung, und die schönen langen Tage und Wochen fangen mich doch an zu schmerzen, wenn ich immer vom Zeug weg ans Geschäft laufen muß.

Wenn ich dann schön Geld verdiene mit meinen herrlichen Werken, so reise ich öfter herum und komme ab und zu nach Wien und schleppe den Filius in die Konditorei und wo es schön ist.

Bis dahin 1000 Grüße an alle Empfänglichen und meine Empfehlung dem Herrn Professor-Consort. Ihr

G. Keller."

Den Schluß möge ein Brief vom 13. Januar 1885 an Marie von Frisch bilden.

„Verehrte Frau Professor und Gönnerin!

Ehe die erlaubte Frist zu sehr überschritten wird, muß ich mich nun doch daran machen, Ihnen für die weihnachtliche, kosmopolitische Fraß- und Trinkbarkeitskiste meinen tiefgefühltesten Dank oder vielmehr tiefstgefühlten Dank abzustatten. Es ist alles so rührend gut gedacht und verpackt, daß die getreuliche Mühe so gut schmeckt wie die Sachen selbst, und das hübsche Glas wie die grünen Tannenzweige lassen tröstlich hoffen, daß Ihr mir neben der Wein-, Käse- und Pumpernickelgesinnung auch noch etwas Höheres zutraut, etwas platonisch Transzendentales.

So schön und gut nun aber alles ist, muß ich Euch doch ernstlich ermahnen, aus Eurer Güte nicht eine beschwerliche Servitut erwachsen zu lassen. Auf diese Weise kommt das Übel in die Welt, und ich möchte doch nicht so einen alten Leviten und Baalspfaffen abgeben, der das Volk mit Steuern, Zehnten und Brandopfern belastet, die er selber frißt!"

Es geht ein breites Behagen, eine unendliche Fülle geistreicher Heiterkeit von diesen Briefen Kellers aus, die, von der farbensatten Anschaulichkeit der Erzählung und Schilderung getragen, sich unmittelbar auf den Leser überträgt.

Eine kraftvolle bodenständige Natur wie Gottfried Keller war auch Anzengruber, der österreichische Dramatiker. Sein warmes, treues Herz spricht besonders zu uns aus einem an Rosegger gerichteten Trostbrief.

„Die Zeit heilt die Wunde, lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden und unsere Toten feiern in unseren Herzen ihre Auferstehung. In freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns! Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Haide, im Sommer biegt es aus den

wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu — im Herbste geht es mit raschelnden Tritten neben uns durch das fallende Laub und es will uns gar wehmütig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen: „Grüß Gott, lieb Kind." „Grüß Gott, lieb Mütterlein." Unsere Toten sind nicht tot, so lange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit uns aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstände. Für unsere heißen Thränen und bitteren Schmerzen tauschen wir nur Wehmut und Sehnsucht ein: diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will. Zu dieser sanften, stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt ... leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen. — Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb. Ich hatte es recht lieb, darum schreib ich so."

Anzengruber hat sich solche Herzenswärme bewahrt, obwohl ihm das Leben nicht leicht wurde, und er hart zu ringen hatte. So schreibt er an Ada Christen:

„Ach, wie gern würde ich auch mitunter einmal feig und müde, aber im Kampf des Lebens ist der Feldschandarm Sorge hinter mir her und das befeuert meinen Mut ganz erstaunlich, und wenn ich so auf das Geleistete zurückblicke — ‚regierte Recht' — so hätt' ich wohl sogar schon einiges, müde zu sein." ...

Auch **Fritz Reuters** Jugendjahre sind voll schwerer Erfahrungen. Die Leiden langjähriger politischer Gefangenschaft und ein unseliger Hang, der ihm und den Seinen viel Kummer bebereitete, lagern wie düstere Schatten über den Jugendbriefen Reuters an seinen Vater. Nur selten blitzt der Humor in ihnen auf, wie in dem Brief, in dem er schreibt:

„Das Weihnachtsfest steht vor der Thür und klopft mit blaugefrorenen Händen an und bittet um Einlaß; nicht allein Jeder, sondern auch Jeglicher, ja ich möchte fast sagen Jedweder (dies ist wirklich einmal von einem meiner Commilitonen geschrieben) tritt ihm festlich geschmückt entgegen."

In Reuters späteren Briefen waltet dann häufig sein gutmütiger, behaglicher Humor, und die ganze Wärme und Hingebung, deren sein Wesen fähig war, tritt uns ergreifend in den Briefen an seine Braut entgegen.

Das Zeitalter der nationalen Erhebung.

Gustav Freytag.

Gustav Freytags Schreibweise kann nicht als eigentlich genial bezeichnet werden; flammende Leidenschaft und begeistertes Schauen liegt nicht in seiner Art. Er ist ein hervorragendes Talent mit weitschauendem Blick und großartiger Gestaltungskraft, das sich mit den Mitteln der Bildung und Gelehrsamkeit zu ausgezeichneter Höhe emporgearbeitet und mit feinem Geschmack alles Maßlose vermieden hat. Warmes vaterländisches Gefühl, das sich an der deutschen Vergangenheit nährte und mit unverzagter Hoffnung in die Zukunft blickte, ist die Grundlage seines gesamten poetischen Schaffens. Germanistische Studien führten ihn zur historischen Wissenschaft sowohl wie zum dichterischen Gestalten. Auch seine politischen Anschauungen, die in dem damaligen gesunden Liberalismus des deutschen Bürgertums wurzelten, nahmen ihren Ausgang von der Erforschung des deutschen Altertums, in dessen Weiten und Tiefen er vor allem durch Grimm und Lachmann eingeführt worden war. Er wollte ein deutscher Professor werden, und obwohl der ungeduldige Privatdocent der akademischen Laufbahn Lebewohl sagte, noch ehe er den Weg fester betreten hatte, ist er doch, auch als freier Litterat, als der er dann bis an sein Ende lebte, allezeit ein echter deutscher Professor, ein wahrer praeceptor Germaniae gewesen. Seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Biographie Karl Mathys zeigen ihn als Historiker ersten Ranges, seine publizistischen Aufsätze offenbaren uns den gelehrten Politiker der in doktrinären Anschauungen befangenen Professorenkreise, seine Romane lassen ihn als den auf geschichtlichen und vor allem kulturgeschichtlichen Thatsachen fußenden Realisten erkennen. Der von den Romantikern und nicht zum letzten von Jakob Grimm ausgehende Traum, daß die Kulturgeschichte sich zur Königin aller Wissenschaften erheben werde, ein Ideal, dem noch Rudolf Hildebrand, der Schüler Grimms und Hauptmanns, bis an sein Lebensende fest vertraute, beherrschte Gustav Freytags ganzes Wesen bis in die innersten Fasern seines Seins. Daher sind auch seine berühmtesten Romane „Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift" und „Die Ahnen" wunder-

bare Kulturgeschichtsbilder von ergreifender Treue. Die ehrliche bürgerliche Arbeit und deren unermeßliche Bedeutung, den deutschen Gelehrtenfleiß und den deutschen Professor, die Entwickelung des modernen Lebens aus der Natur und den Wesenszügen der Ahnen hat kein Dichter so erhebend, so klar, lichtvoll und überzeugend, so treu und hingebend und mit so feinem poetischem Sinn geschildert wie Gustav Freytag. Seine gelehrte Kenntnis der Dinge, die er schilderte, war unantastbar, und sein Geschmack gab alle Darstellungen in einem wundervoll ausgeglichenen Stil, der nie die Grenzen des damals in der ganzen gebildeten Welt geltenden Schönheitsideals überschritt. Daher war er der einzige Dichter, der damals in Professorenkreisen gelesen und wahrhaft verehrt wurde. Sie zählten ihn zu den Ihren, und sie thaten das mit Stolz. Und die gesamte gebildete deutsche Welt, die der deutsche Professor gelehrt hatte das schöne Maß und die feine Glätte der Anschauungen und des Stiles als das Höchste in der Kunst der Darstellung zu verehren, folgte dem akademischen Herrn und Meister in der Begeisterung für Gustav Freytag freudig nach. Abschnitte aus seinen Werken wurden in die Lesebücher der Gymnasien aufgenommen und drangen von da in die Lesewerke aller übrigen Schulgattungen ein. Er galt als der Meister des modernen Stils. Er hatte das Rätsel gelöst, das einst Horaz aufgegeben hatte in dem Worte: Et prodesse volunt et delectare poetae. Denn in seinen mustergültigen poetischen Schöpfungen lagen überall tiefgegründete Kenntnisse verborgen. Hier war neben hohem ästhetischem Genuß zugleich auch solide und zuverlässige Nahrung für die geistigen Anschauungen des ganzen damaligen jungen Geschlechtes gegeben. Es giebt heute wohl kaum einen bedeutenden deutschen Mann, der nicht damals als Kind oder Jüngling für Gustav Freytag geschwärmt hätte. Und dieser Mann verstand es auch noch, wirkungsvolle deutsche Dramen zu schreiben, und er wurde sogar der Schöpfer des besten deutschen kulturhistorischen Lustspiels, in dem alle Gelehrsamkeit so geschickt verborgen war, daß es der Unkundige für eine naive Schöpfung einer mutwilligen dichterischen Laune halten konnte. Neben „Soll und Haben“ wurden daher Freytags „Journalisten“ seine populärste Schöpfung, obwohl er wegen des ihm anhaftenden litterarischen Zuges nie eigentlich volkstümlich geworden ist. Das tiefste Geheimnis der Poesie blieb ihm verschlossen. Den ewig jungen Quell der Lieder, aus dem

wie bei Goethe, Heine oder Eichendorff der Strom der Dichtung unmittelbar hervordringt, trug er nicht in seiner Brust. So ist Freytag zwar kein wirklich großer Dichter, aber er ist ein unvergleichlicher Meister der Darstellung, dessen Schöpfungen durch ein tiefes, reines, treues deutsches Gemüt verklärt werden. Man könnte seinen Dichtungen das Wort Fontanes zum Geleite geben:

Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat so liebt wie du.

Diese drei hervorstechendsten Züge der litterarischen Eigenart Freytags treten auch klar in seinen Briefen hervor: der kulturhistorische, lehrhafte Charakter, die feinsinnige, formvollendete Darstellungskunst und die innige, klare, treue, gemütvolle Deutschheit des ganzen Mannes. Auch seine Briefe sind nicht unmittelbare Ergüsse, sondern sie haben stets ein litterarisches Gepräge. Auch hier erscheint das Wort wohl abgewogen. Er schreibt an den einzelnen so, als wenn er die Öffentlichkeit vor sich hätte. Zwischen seinem Empfinden und seinen Worten liegt stets ein Prozeß vollkommener ästhetischer Abkühlung, die ihn zum Herrn seiner Gefühle und zum Meister des Wortes macht. Ich wähle von seinen Briefen einige an Treitschke aus, da sie am deutlichsten Freytags Briefstil kennzeichnen und zugleich mustergültig nach Form und Inhalt sind. Mit Heinrich von Treitschke war Freytag im Anfang des Jahres 1862 in Leipzig bekannt geworden. Treitschke war damals Privatdocent der Geschichte in Leipzig. Als er 1862 von München, wo er weitergehende Studien gemacht hatte, wieder zu seinem Amte nach Leipzig zurückgekehrt war, wurde er mit in die Stammtischrunde bei Kitzing und Helbig eingeführt, deren beherrschender Mittelpunkt der damals 46jährige Gustav Freytag war. Der junge 28jährige Privatdocent sah mit Begeisterung zu dem reifen Manne empor. Ihr inniges Freundschaftsverhältnis, das sich nun entwickelte, umspannte ihr ganzes weiteres Leben. Am besten läßt es sich erkennen aus zwei Zeugnissen, nämlich der Ansprache an Treitschke, die Freytag am 11. August 1863 im „Kitzing" (so nannten die Mitglieder der Runde ihre Zusammenkünfte bei Kitzing und Helbig) bei Treitschkes Abschied hielt, als dieser als Professor nach Freiburg ging, und der Adresse an Gustav Freytag, die Treitschke am 30. Juni 1888 zu Freytags fünfzigjährigem Doktorjubiläum im Auftrage der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin entwarf.

Die Ansprache Freytags an Treitschke lautet:*)

„Wir sollen Sie verlieren. In dem geselligen Zusammensein unseres kleinen Kreises ist eine Zuneigung und Freundschaft erwachsen, welche uns das Scheiden sehr schwer macht. Und fragen wir uns, wie es kam, daß wir einander so wert und Sie uns so lieb waren? daß die zwanglose Unterhaltung am runden Tisch, das leichte Plaudern von sieben bis acht so gute Kameradschaft hervorbrachte? — so erkennen wir wohl, warum das so wurde. Und wir rühmen zuerst als schöne Eigenschaft deutscher Natur, daß sie den tüchtigen Sinn eines andern schnell und sympathisch würdigt, auch in leichte Verhältnisse eine herzliche Wärme legt und mit den bunten Farben eines warmen Gemüts sich alle. Umgebung traulich zurichtet. Den Zauber guter Kameradschaft empfindet der Deutsche williger als jedes andere Volk.

Wenn aber Männer von sicherem Selbstgefühl, zum Teil auf der Höhe des männlichen Alters, in so warmer Empfindung neben einander stehen wie Sie und wir, so hat in unseren Tagen solche Freundschaft fast immer noch einen anderen Grund. Es ist auch ein Zusammenklingen der Überzeugungen, welche die Befreundeten über die höchsten Interessen ihres Lebens gewonnen haben. Es ist auch die Übereinstimmung des Urteils, Gemeinsamkeit in Liebe und Haß, es ist auch eine politische Freundschaft, welche Sie mit uns verbindet. Und auch dafür wollen wir Ihnen heut danken. Denn besonders kräftig und lauter strömt aus Ihrem Innern Gedanke, Gefühl, Forderung**); Ihre feste und rücksichtslose Entschlossenheit hat auch uns nicht selten gehoben, gefestigt und uns die eigene Auffassung bestätigt. Und ich, der geborene Preuße, nehme mir heut die Freiheit, Ihnen noch meinen besonderen Dank zu sagen für die Treue und Energie, womit Sie das politische Glaubensbekenntnis, das auch ich für den besten Inhalt meines Lebens halte, nicht nur in unserem Kreise, vor dem ganzen Deutschland so mannhaft vertreten haben.

---

*) Theodor Schiemann, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866, S. 203.

**) Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, daß diese Häufung von drei bedeutsamen Worten am Schlusse von Gustav Freytag zuerst geübt, dann aber vielfach nachgeahmt worden ist, bis zur eintönigen Manier von Langbehn in seinem vielgelesenen Buche „Rembrandt als Erzieher“.

Wir waren stolz auf Sie als einen der Unsern. Und es darf Sie nicht verletzen, wenn wir heut unter uns Sie einmal rühmen, und wenn beim Abschiedsgruß in Worten sich ausprägt, was Ihnen oft unser Händedruck gesagt hat. So oft Sie eine zahlreiche Versammlung durch die edle Größe Ihres Vortrags hinrissen, wir, Ihre Freunde, hatten immer noch ein anderes Gefühl, wir genossen behaglich und stolz die Wirkungen wie unsere eigenen, denn Sie waren unser Mann, einer vom Tisch, einer, der fest in unserem Herzen stand. Und wenn wir doppelt warm das Schöne und Gute aus Ihren Worten empfanden, so sah mancher von uns, nicht Busch*) allein, dabei unruhig und herausfordernd umher, ob das fremde Volk auch den Wert unseres Genossen gebührend anerkennen wollte.

Aber nicht nur, wenn Sie vor anderen Ihr Talent prächtig entfalteten, blickten wir mit Stolz auf Sie. Von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises ist Ihr Wesen so beurteilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schließen soll: eine stattliche, frische Kraft, eine großangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Manne geworden ist trotz den Hindernissen, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte, in seinem heldenhaften Wesen eine bewunderungswürdige Verbindung von Ethos und Pathos.

So tragen wir Sie im Herzen. Und darum fühlen wir heut wehmütig, in Ihnen scheidet aus unserem Kreise ein gutes Teil der Poesie, welche uns erwärmte und hob. Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generäle nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini.

Sie werden in größere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt. Aber Sie werden, das hoffen wir, immer an uns als ehrliche und besonders treue Gesellen denken. Die milde Wärme, welche Ältere und Jüngere in unserer Genossenschaft erfüllte, die einfache, unbefangene, gescheite Art unseres Tisches, welche wir nicht zum kleinen Teil der

*) Moritz Busch, der spätere Verfasser des Buches „Graf Bismarck und seine Leute".

Atmosphäre unserer wackern Stadt Leipzig verdanken, diese bescheidenen Vorzüge mögen, so bitten wir, Ihnen immer eine trauliche Erinnerung sein.

So spricht unsere Genossenschaft zu Ihnen. Was die Einzelnen, welche Ihnen durch Studien, Geistesarbeit und längere Freundschaft verbunden sind, bei Ihrem Abgang verlieren, darüber machen wir heut keine Worte. Mir selbst vermehrt heut die Trauer des Scheidens, daß ich den Kampfgenossen und Freund so spät gefunden und daß ich ihn so früh aus meiner Nähe verliere. Das Bündnis aber soll dauern.

Es soll dauern für uns alle. Wir sind die letzten Freunde, welche Sie in dem ersten Teil Ihres Lebens, in den Jugendjahren, in Ihrer Heimat gewonnen haben. Unsere Treue folgt Ihnen hinüber zur Manneszeit, in welcher Sie auf neuem Grunde sich frei und selbstkräftig das neue Haus Ihres Lebens errichten. Hier oder dort, Sie bleiben in unseren Herzen."

In diesen gemütvollen Worten ist nichts unmittelbarer Erguß. Man fühlt, wie jedes Wort wohlberechnet und am Schreibtische entstanden ist. Die Ansprache gleicht daher mehr einem meisterhaft stilisierten Briefe als einer Rede. Umgekehrt gleicht Treitschkes Adresse an Freytag mehr einer temperamentvollen Rede als einem am Schreibtisch entstandenen Entwurfe. Und doch ist der Stil beider, trotz der angeführten Gegensätze, innig verwandt, wie im Grunde ihre Naturen. Die fünfundzwanzig Jahre später entstandene Adresse an Freytag lautet nach Treitschkes Entwurfe:*)

Hochgeehrter Herr!

Sie haben den lauten Huldigungen Ihrer begeisterten Leser sich immer bescheiden entzogen. Darum begnügt sich auch unsere Facultät an dem Tage, da ihr die Freude wird, Ihnen das vor fünfzig Jahren erteilte Doktor-Diplom zu erneuern, mit einem kurzen warmen Gruße.

Er gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer klassischen

*) Treitschkes historische und politische Aufsätze IV, 442.

Dichtung zu erneuern*), in Zeiten der Tendenz und Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang**) des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publicisten, der vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preußens Geschicke sich erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation.

Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zu Mute gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.

Mögen Sie noch lange Jahre uns zur Ehre den deutschen Doktorhut tragen, der Ihnen so viel verdankt.

Die philosophische Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität.

Berlin, den 30. Juni 1888.

Eine zutreffendere Charakteristik Freytags als diese ist wohl nie gegeben worden. Man erkennt zugleich, daß selbst ein Treitschke stilistisch doch ein Schüler Freytags war, wenn auch die Natur Treitschkes weit impulsiver erscheint. Die folgenden Briefe Freytags an Treitschke zeigen klar Freytags Eigenart als Briefschreiber:

*) Die unmittelbare Wiederholung des Wortes „erneuern" wäre Freytag unmöglich gewesen. Treitschkes Temperament fliegt kühn über solche Kleinigkeiten hinweg.

**) Das Wort „Werdegang" ist ein Lieblingswort Treitschkes. Kämmel hat es (wohl unbewußt) übernommen in den Titel seines Buches: „Der Werdegang des deutschen Volkes."

Leipzig, 27. Nov. 72.

Lieber Freund!

Nehmen Sie freundlich diesen Pilz aus Teutschlands Bardenhain auf.*) Vielleicht wird ihm die Ehre, auf den Weihnachtstisch der Gemahlin postirt zu werden, was mir sehr angenehm wäre. Ob Ihnen das Thema und vollends die Behandlung recht sein werden, darüber bin ich zweifelhaft. Diese historischen Stoffe haben viel Reizendes: originelle Situationen, Farbe, und leider auch ein Interesse, welches nicht künstlerisch ist. Aber sie legen dem Schreibenden auch eine beständige Entsagung auf. Und die Nothwendigkeit in Sprache und Costüm der Zeit zu sinnen, wird zuweilen als Zwang lästig. Ich kann nur sagen, daß ich jetzt eine ordentliche Sehnsucht habe, bevor ich mich weiter mit diesen vergangenen Jungen balge, etwas recht frisch und sorglos zu schreiben, wobei man nicht nöthig hat zu erwägen, ob der Held eine Hosentasche hat.

In Ihr Arbeitszimmer sende ich warme Glückwünsche. Ich merke, Sie sind ernsthaft in der deutschen Geschichte. Es ist grade noch gute Zeit, der Reichsbürger hat doch ein stärkeres Interesse an seiner Vergangenheit erhalten, seit er mit Verwunderung merkt, daß er es zu was Ordentlichem gebracht hat, und wir behalten doch wohl mehre Jahre eines friedlichen Gedeihens, das durch die Herrenhauskriseleien nicht gestört werden wird, obgleich die Presse recht tief erseufzte. Dem Herrenhaus ist freilich nicht zu helfen, und jeder neue Pairschub, es ist ja wohl der dritte, macht das Übel nur ärger. Aber ich hoffe, wir werden seinerzeit diesen Unsinn ruhig abschütteln, und die armen Tröpfe, welche dadurch borniert und gemeinschädlich geworden sind, wieder in den Stand setzen, als nützliche Staatsbürger unter ihren Mastochsen und Actien zu gedeihen.

Hier, wo ich seit 14 Tagen bin, habe ich noch wenige unserer Bekannten gesehen, Wohnungswechsel — Königstraße 17 — Correcturen und versäumte Lectüre haben mich völlig zu Hause gehalten.

Das Buch von Strauß**) ist ein garstiges Buch, und das

*) Es war der erste Band der Ahnen: Ingo und Ingraban, den Freytag an Treitschke sandte.

**) David Friedrich Strauß hatte sein Buch: „Der alte und der neue Glaube" ursprünglich in S. Hirzels Verlag in Leipzig (1872) erscheinen lassen. In der

thut mir darum sehr leid, weil er selbst darin so klein und dürftig erscheint. Das aber ist nicht blos seine Sache, wir haben dadurch auch einen Vorkämpfer verloren. Hirzel war wie der König im Hamlet, er sah den Fall mit einem weinenden und einem lachenden Auge; ich meine, im Grunde ist ihm schwül zu Muth, denn Strauß soll mit Recensionen keinen Spaß verstehn, und Dove hat diesmal in seiner Weise etwas Besseres als Spaß geschrieben.

Dem neuen Reich that das wohl Noth. Ich habe zuweilen Lust, mich nach 25jähriger Thätigkeit als Journalist pensionieren zu lassen. Komme ich in den Himmel, was wirklich recht zweifelhaft ist, so verbitte ich mir sofort jede Anstellung, bei welcher Feder und Dintefaß gebraucht werden. Am liebsten würde ich dort Bummler, ich habe mein Lebtag dazu die größte Neigung gehabt, und ich fühle jetzt manchmal mit einer wahrhaft schmerzlichen Sehnsucht, daß ich die schönste Lebenszeit hindurch diese menschenwürdigste aller Erholungen zu sehr entbehrt habe. Ich schiebe die Schuld auf Friedrich Wilhelm IV.

Leben Sie wohl, liebes Herz, bleiben Sie mir gut. Empfehlen Sie mich Ihrem Gemahl*) als

Ihren treuen

Freytag.

Leipzig, d. 15. März 76.

Lieber Freund!

Leipzig freut sich, Sie wieder einmal auf kursächsischem Grunde zu haben, auch ich habe den Umzug nach Siebleben**) aufgeschoben, um Sie noch hier zu begrüßen; denn ich sehne mich darnach, nach langer Zeit Ihrer in Ruhe froh zu werden und mir von Ihnen und Ihrem Leben ein neues Photograph auf das Land zu nehmen. Dazu möchte ich Sie in Ruhe haben, denn im Geschwirr der Verehrer und im Fluge eines kurzen Händeschüttelns giebt's zu

gleichfalls in Hirzels Verlag erscheinenden Wochenschrift „Im neuen Reich" hatte Dove das Buch stark getadelt. Die folgenden Auflagen des Buches erschienen infolgedessen nicht mehr bei Hirzel. Vgl. A. Dove, Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel, Leipzig, S. Hirzel 1900, S. 165, Anm.

*) Das Gemahl = hier: Gemahlin.

**) Freytags Gut bei Gotha, auf dem er den Sommer zu verleben pflegte.

wenig. Bitte also hoch und höchst, daß Sie sich darauf einrichten, entweder am 20ten oder 21ten mit mir an einem stillen Ort zu Mittag zu essen, ich würde Ihnen noch einige wenige vertraute Gesellen dazuladen, welche sich im Kitzing und Kränzchen durch die Stürme des Jahrhunderts erhalten haben. Nach Ihrem Vortrag*) wird, wie ich besorge, ein größerer Kreis Sie festzuhalten bemüht sein. Lassen Sie mich durch eine Zeile wissen, wann Sie kommen und welche Stunden Sie frei haben könnten.

Für die freundschaftlichen Worte Ihres Briefes bewahre ich Ihnen herzliche Dankbarkeit. Noch kann ich mich in der Leere und Armuth meines Lebens**) nicht zurecht finden, es ist mir alles locker geworden, da ich nicht Amt, nicht Kinder habe. Die große Pflicht meiner Tage, meine Freude und mein Stolz sind mir genommen, ich fühle mich völlig a. D., großer Schmerz macht nicht traurig, aber still. Auch an der Schreiberei finde ich keine Freude.

Es ist dumm, wenn ein so alter Vogel noch den Pips kriegt, und ich schelte mich selber am meisten darum und mühe mich, unter den alten Freunden wieder Antheil an ihrem Leben zu gewinnen. Auch hat mir das kleine alte Leipzig ganz gut gethan, es war gerade so wenig aufregend, wie ein Patient sich wünschen mußte, und gerade so temperirt in freundlicher Teilnahme, daß man sich vertraulich fand. Auch Sie, mein Freund, sollen, wenn Sie mir von Gemahl und Kind und von Ihrem Gedeihen in Babylon erzählen, überzeugt sein, daß Sie einem alten Bekannten das Leben wieder lieb machen.

Bringen Sie mich bei Ihrer Hausfrau in gute Erinnerung und kommen Sie so, daß Sie nicht allein ins Weite, auch auf Ihre Nächsten fröhlich wirken.

In Treue Ihr alter

Freytag.

Wiesbaden, d. 19. Febr. 94.

Lieber Freund.

Schon der Anblick Ihrer Handschrift war eine Freude, sie

---

*) Am 20. März 1876 hielt Treitschke einen Vortrag über Friedrichs des Großen Antimacchiavell im Kaufmännischen Verein zu Leipzig.

**) Freytags Frau, Emilie geb. Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn, war am 14. Oktober 1875 in Siebleben gestorben, nachdem sie seit 1870 an einem schweren Gehirnleiden erkrankt gewesen war. Treitschke hatte an Freytag am 19. Dezember 1875 einen Trostbrief geschrieben.

verkündete Ihre Genesung*), um die ich in Bekümmerniß gesorgt hatte. Ach, mein Freund, wie schwer hat das Schicksal Ihnen gemacht, Muth und Thatkraft zu bewahren. Wer in späterer Zeit dem nächsten Geschlecht Ihr Leben schildern wird, der wird sehr, sehr viel von dem stillen Heldenthum des Duldens zu berichten haben, das Ihrer feurigen und energischen Natur gegen alle menschlichen Vorstellungen von der Verwendung dramatischer Charaktere auf der Erdenbühne zugemuthet wurde. In Ihrer blühenden Jugend habe ich Sie lieb gewonnen, ich denke und sorge auch um Sie heut wie damals in treuer Freundschaft. Vieles, was den Lebenden Eifer und Zorn erregt, betrachtet der Bejahrte nur, mit untilgbarem Vertrauen, in der Stimmung der „Fliegenden Blätter", aber was ihm von Herzen lieb wurde, bewahrt er.

Über den redlichen Merckel**) vermag ich Ihnen Näheres leider nicht zu sagen. Aufzeichnungen aus den Jahren, die Hauptmann jetzt auf das Theater gebracht hat, besitze ich nicht. Dem ersten Beamten Schlesiens war es sehr gegen den Strich, daß ein Privatverein zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern helle Klagen erhob und Reformen forderte. Indeß das Landgeschrei hatte sich erhoben, der fühlende Menschenfreund war durch die plötzliche Einsicht in Zustände, die gräulich waren, empört und die Gutsbesitzer der ganzen Umgegend von Langenbielau und Peterswaldau waren nicht weniger empört, weil die Mauserei von Kartoffeln und Rüben so sehr über das gewöhnliche hohe Maß hinausging, daß nur wenig übrig blieb. Dem vermochte kein Gensdarm zu wehren. Der Verein aber erwies sich bald als gemäßigt, er hatte die Klugheit, durch das Anwerben von hohen Generälen — Brandenburg — dem König Vertrauen zu geben; und obgleich diese militärische Verstärkung dem regierenden Civil wohl nicht angenehm war, so hatte sie doch die Wirkung, daß die kühle Temperatur des alten Oberpräsidenten nicht wesentlich

*) Treitschke hatte an Freytag am 12. Februar 1894 geschrieben: „Das entsetzliche Augenleiden, das mich zwei Jahre lang unsagbar mißhandelt hat, beginnt endlich zu weichen."

**) Merckel war zur Zeit der Webernot in den vierziger Jahren Oberpräsident von Schlesien. Treitschke hatte diesen in seiner deutschen Geschichte zu beurteilen und den Schlesier Gustav Freytag um Auskunft gebeten, da in Zimmermanns Geschichte der schlesischen Weberei Merckel ungünstig beurteilt war.

Verein in gutem Rechte war. — Es ist aber
Sie Merckel günstig beurtheilen. Er war ein
gerecht gegen Menschen und Interessen, mit
als sonst wohl die Herren vom grünen Tisch
weite Amtsführung erschien den Schlesiern nach
des alten commandirenden Generals Zieten

n Deutschen, zu denen ich wohl auch Hirzel
n guter Gewinn dieses Jahres erscheinen, daß
he ist.
er Freund, sollen gut bleiben

Ihrem getreuen

Freytag.*)

stattet, an dieser Stelle einen bisher noch nicht
ief Gustav Freytags mitzuteilen, aus der Zahl
hochverehrte Mann an mich gerichtet hat. Von
g für Gustav Freytag und sein Schaffen erfüllt,
er Schriftsteller, im Jahre 1882 ein Buch ver-
d Meistersang, Bilder aus der Geschichte alt-
,"**) in dem ich mich bestrebt hatte, die von
rgezeichneten Bahnen zu betreten. Es war mir

für die Zukunft. Von Ihrem neuen Werk habe ich mit großem Antheil Kenntnis genommen. Haltung und Inhalt gefallen mir sehr wohl, und ich hoffe für Sie den besten Erfolg.

Was nun Ihren Wunsch betrifft, von mir eine einleitende Vorrede zu erhalten, so wird die Erfüllung durch den Umstand gehindert, daß ich bis jetzt niemals unternommen habe, mich in solcher Weise mit der Arbeit eines Andern in Verbindung zu bringen. Erst in diesem Herbst habe ich mich ähnlichem Wunsche zweimal versagt, obgleich der Inhalt des Vorgelegten mir ein Eingehen darauf wohl verstattet hätte. Ich habe für diese Entsagung zunächst einen egoistischen, aber zureichenden Grund. Wenn ich es einmal thue, so wird mir bei der zufälligen Popularität, welche ich vom Gesichtspunkt der Verlagsbuchhandlungen genieße, in jedem späteren Fall das Versagen schwerer gemacht, und ich bitte es für keine Anmaßung zu halten, wenn ich die Befürchtung ausspreche, daß im Fall der Gewährung mir die Anforderungen junger schriftstellernder Damen und Herren oft kleine Nöthe bereiten würden.

Ihnen aber, hochverehrter Herr, habe ich noch einen andern Grund anzuführen, und ich bitte Sie, in der offenen Darlegung desselben einen Beweis der wahrhaften Achtung zu finden, mit welcher ich Ihre litterarische Thätigkeit betrachte. Mir gefällt es überhaupt nicht, wenn ein junger Held ein fremdes Wappen zu dem seinen auf den Schild malt. So hoch gefürstet bin ich nicht, und ist nach meiner Ansicht überhaupt kein Schriftsteller, daß eine junge Kraft sich ihn zum Patron und Bannerherrn wählen sollte. Hat Ihnen gefallen, was ich seither geschrieben, so sollen Sie doch nicht, um ihren Ausdruck zu gebrauchen, als mein Jünger vor der Öffentlichkeit erscheinen, und dadurch Ihre eigene litterarische Stellung sowie die Freiheit Ihres Urtheils in die Zukunft hinaus begrenzen. Selbst ist der Mann. Vollends die Selbständigkeit des Schriftstellers ist in unserer Zeit der Patronage und charakterloser Industrie eine so werthvolle Eigenschaft geworden, daß sie auch da, wo man wirkliches Vertrauen und Zuneigung empfindet, nicht aufgegeben werden sollte.

Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen dies schreibe. Ich würde es nicht gethan haben, hätte ich nicht in dem, was ich von Ihnen kennen gelernt, soviel Stoff und Inhalt gefunden, daß ich die Überzeugung hege, Sie brauchen weder mich noch einen Andern,

um sich den Lesern werth zu machen und in unserer Litteratur eine Achtung gebietende Stellung einzunehmen.

Mit herzlichen Wünschen für Sie und Ihr Werk, sende ich Ihnen die Aushängebogen und den Eberhard zurück. Ihre Abhandlung über Goethe und Klopstock erlaube ich mir mit artigem Dank zu behalten.

Ihr ergebener

Gustav Freytag.*)

Heinrich von Treitschke.

Treitschke lebt in der gleichen geistigen Atmosphäre mit Gustav Freytag. Während aber Gustav Freitag ruhig und leidenschaftslos ausgestaltet und künstlerisch rundet, ist Treitschkes ganzes Wesen von vorwärtsdrängender, stürmender Leidenschaftlichkeit erfüllt. Er will überzeugen und mit sich fortreißen. Daher ist Treitschke in erster Linie Redner und Publizist. Seine flammende Beredsamkeit ergreift den Gegenstand und wandelt ihn so lange um, bis er seinen großen vaterländischen Gedanken dient. Auch als Historiker ist er niemals vollkommen objektiv. Er hat sich mehr an Tacitus als an Thukydides gebildet, obwohl er sich später den letzteren mit Bewußtsein zum Vorbilde auserkor und fast täglich in diesem las. Wie bei Gustav Freytag ist auch bei Treitschke der Polarstern, der seinem Lebensschiffe allezeit die Richtung giebt, Deutschlands nationale Größe unter preußischer Führung. Daher löste sich Treitschke von seiner sächsischen Heimat und geriet dadurch in einen starken und schmerzlichen Zwiespalt mit seinem Vater, dem sächsischen General Eduard von Treitschke, einen Zwiespalt, der sich besonders verschärfte, als Heinrich von Treitschkes Bruder im Jahre 1866 als sächsischer Offizier in Österreich gegen Preußen kämpfte, während Treitschke in seinen politischen Essays in leidenschaftlichen Worten für Preußens Ziele stritt. Während Treitschkes starke männliche Natur Paul Heyses

*) In allen Briefen, die ich von Gustav Freytag besitze, schreibt er seinen Familiennamen mit lateinischen Buchstaben; gewöhnlich setzt er seinen Vornamen nicht dazu, schreibt diesen aber, wo er ihn einmal in der Unterschrift gebraucht, mit deutschen Buchstaben. Der Grund ist mir an meinem eigenen Namen klar geworden. Auch ich schreibe meinen Namen mit Vorliebe mit lateinischen Buchstaben: Lyon, weil das lateinische y viel geschmeidiger und verbindungsfähiger ist als das spröde deutsche y.

zierliche Kunst als „überästhetische Schwachheit“ ansah, war ihm Freytags echt männliche Kunst wahrhaft sympathisch, und er brachte ihr die größte Hochschätzung mit warmem Herzen entgegen und hat seinen Stil und seine ganze Kunstauffassung deutlich an Freytag gebildet. Beide Männer sind hochverdiente Mitbegründer deutscher Größe, wenn auch ihre politischen Anschauungen vielfach in theoretischen Unwirklichkeiten befangen waren. Aber sie sind echte Kinder des deutschen Geistes und sind durch ihre Männlichkeit und Wahrhaftigkeit vor allem Verteidiger und Hüter eines höheren geistigen Lebens in Deutschland geworden. Ich wähle aus Treitschkes Briefen zwei an Gustav Freytag aus:*)

Heidelberg, 12. 3. 73.**)

Lieber verehrter Freund,

ich***) stehe vor Ihnen als ein hartgesottener Sünder. Der Winter ist mir in einem Taumel von Arbeiten vergangen; Geschäftsbriefe schreibt man wohl, den Dank an Freunde verschiebt man auf den ersten Ferientag. Heute sollte ich als pflichtgetreuer Reichsbote durch ein patriotisches „Hier“ auf den Anruf vom Präsidentenstuhle die höchste aller Bürgerpflichten erfüllen. Ich mag aber nicht nach Berlin, so lange meine Berufungssache schwebt, und es ist mir ein Bedürfniß, nach dem vielen Lehren noch ein paar Tage lang zu lernen und meine Freundespflichten zu erfüllen. Unter diesen steht aber obenan der Dank für Ingo und Ingraban, den ich schon hundertmal in der Feder gehabt habe. Im Grunde hat mich bei keinem Ihrer Bücher der Erfolg so gefreut wie bei dem letzten. Wenn das verehrliche Publicum an Soll und Haben kein Gefallen gefunden hätte, dann sollt' es doch der Teufel holen. Aber um Ihre wilden Männer war mir recht bange. Die Gegenwart ist in sich selbst verliebt und durch das Leihbibliothekenfutter verdorben. Da war es mir ein Triumph, wie viel Sinn für wirkliche Poesie noch in unserem Volke steckt,

---

*) Beide sind der oben angeführten Sammlung entnommen.

**) Antwort auf den oben mitgeteilten Brief Freytags vom 27. November 1872.

***) Wie Lessing fängt auch Treitschke seine Briefe ruhig mit „ich“ an. Wann wird endlich die elende Demutsregel, daß man einen Brief nicht mit „ich“ anfangen dürfe, die heute in kaufmännischen Briefen bis zur geschmacklosen völligen Unterdrückung des Wortes „ich“ geführt hat, aus unsern Lehrbüchern des deutschen Stils verschwinden?

selbst wenn sie in fremdartiger Hülle erscheint. Meine Frau und alle einfach empfindenden Menschen, die ich sprach, sind entzückt von dem Buche; nur die Feinschmecker und Hochgelehrten kritteln, denn das wird ja immer ein Problem bleiben, wie weit man in der Costümtreue gehen darf. Ich wünsche Ihnen und uns Glück zu dem Erfolge. Das deutsche Wesen ist doch unverwüstlich; auch meine Studenten zeigen mir täglich, daß die neu eindringende amerikanische Art doch nicht ganz Herr werden wird über unseren alten Idealismus. Seien Sie mir nicht gram wegen des verspäteten Dankes; ich habe meine Herzensfreude an dem Buche gehabt, und noch jetzt, während ich schreibe, sehe ich den Grenzwald der Thüringe und die Wanderer auf der verlassenen Idisburg und so vieles andere, was sich der Phantasie unauslöschlich einprägt, leibhaftig vor mir. Ich kann Ihnen gar nichts Besseres wünschen, als stille Muße in dem Hause an der Heerstraße, damit Sie in starken Sprüngen, immer über fünf Jahrhunderte hinweg, die Wangenheime oder wie sonst die Nachkommen Ingo's heute heißen mögen, bis zur Gegenwart verfolgen können. —

In Ihren Stoßseufzer über die Journalistik stimme ich von Herzen ein. Die Preußischen Jahrbücher machen mir viel Kummer. Wehrenpfennig ist unersetzlich; der neue Redacteur versteht wenig, beim besten Willen; ein so persönliches Verhältniß, wie es zwischen Wehrenpfennig und mir bestand, läßt sich überhaupt nicht auf einen Dritten übertragen. Vielleicht kann ich in Berlin mehr für das Blatt thun. Ich warte seit vierzehn Tagen auf Antwort. Wenn man mir's materiell möglich macht zu kommen und wenn ich die Sicherheit habe, daß für mich neben Droysen Platz ist, so kann ich nicht ablehnen. Und doch ist die Frage nicht einfach. Ich habe hier einen auf Jahre hinaus gesicherten Wirkungskreis,*) für den sich nicht leicht ein Nachfolger finden läßt; was aber aus der Berliner Universität wird bei dem rasenden Umschwung aller Verhältnisse, das weiß Niemand. Der Ruf kommt mir um zehn Jahre zu früh; ich ahnte gar nichts davon; Helmholtz hat, wie

*) Treitschke hatte 1866 wegen Badens Stellung zur deutschen Frage seine Professur in Freiburg niedergelegt, übernahm in Berlin die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher", ging im Herbst 1866 als Professor nach Kiel und wurde 1867 der Nachfolger Häussers in Heidelberg. Mitglied des Reichstags war er seit 1871, 1874 ging er als Professor nach Berlin.

sich jetzt herausstellt, die Sache besonders betrieben. Nun, in einigen Tagen muß sich's entscheiden; auch meine Frau sieht ein, daß man sich sein Schicksal nicht auf Tag und Stunde bestellen kann, so schwer es ihr auch wird, die Heimath zu verlassen und die Kinder als Berliner Mauerratten zu erziehen. — Hirzel will ich noch in dieser Woche schreiben. Sie wissen wohl aus meiner Antwort auf seine besorgte Anfrage, daß wir einen kleinen Schreihals im Hause haben. Vor ein paar Tagen war Taufe, die Kleine heißt Marie nach meiner Mutter, Alles geht recht gut. —

Am 1. April werd' ich wohl wieder die Genüsse des Archivs und des Reichstags kosten und auf der Hinfahrt oder der Rückfahrt in Leipzig vorsprechen. Inzwischen haben Sie tausend Dank für die guten Stunden in Siebleben.

Ihr treuer

Treitschke.

Berlin 29. 11. 77.

Lieber verehrter Freund,

während ich einen Berg aufgelaufener Briefschulden abräume, fällt es mir wieder schwer auf die Seele, daß ich solange mit Ihnen außer Verbindung geblieben. Das aufreibende Berliner Leben macht es Einem doch recht schwer, menschliche Beziehungen so aufrecht zu halten, wie man wollte und sollte. Ich hatte gedacht, Sie beim Begräbniß unseres alten Sally*) zu sehen; nun mag ich Ihnen jetzt nicht wieder davon sprechen, ich kann mich noch gar nicht drein finden, und Sie haben mehr verloren als ich. Möge Ihnen das Leben in Leipzig nicht zu öde werden; der alte Kreis ist traurig gelichtet. Ihnen bleibt doch der frische Quell Ihrer Dichtung; es muß Ihnen eine Freude sein, daß der Marcus König**) auch unter den Frauen zündend eingeschlagen hat; an die früheren Bände der Ahnen wollten die Damen nicht immer recht heran, so fremd ist uns unser eigenes Alterthum geworden. Meine Frau läßt Ihnen noch insbesondere für das schöne Geschenk herzlich danken.

Ich muß hier Alles in Allem sehr zufrieden sein. Meine Lehrthätigkeit ist größer als je zuvor, größer als in Leipzig; aber

*) Salomon Hirzel, gest. 8. Februar 1876.

**) Der Band der Ahnen „Marcus König" war 1875 erschienen.

sie strengt mich auch sehr an, da ich, um den Kathedersocialisten nicht das Feld zu lassen, neben den historischen auch politische Collegien halten muß. Darum rückt die Deutsche Geschichte langsamer vor als ich wünschte. Ich habe eingesehen, daß man, bei dem gänzlichen Mangel einer nationalen Geschichtsüberlieferung, weit ausholen muß, bevor man die Ereignisse nach 1815 schildern kann. Man muß den Lesern erst zeigen, wie durch Preußen und durch die Litteratur sich das neue Deutschland gebildet hat; und so schreib' ich denn an einer Einleitung, die wohl 300 Seiten umfassen wird und mir unsäglich schwer fällt. Je mehr man lernt, um so weniger genügt man sich selbst bei einer summarischen Darstellung dieser verwickelten Dinge; auch muß man den Muth haben, zuweilen Allbekanntes zu wiederholen; denn will der Historiker immer neu sein, so wird er unwahr. Die eigentliche Erzählung nachher wird mir weniger Mühe machen. —

Die ungesunde politische Lage hier wird sich wohl im Verlaufe des Winters klären. Bismarck kann selbständige Naturen nicht neben sich ertragen, und ich rathe keinem Freunde, seinen Kopf in diese Schlinge zu stecken. Aber das Cabinet ist einmal das Ministerium Bismarck und soll es bleiben; darum muß ich wünschen, daß er Alle, die nicht mit ihm gehen wollen, beseitigt und wieder Einheit herstellt. Größere Sorge macht mir der Socialismus. Warum greift dieser durch und durch undeutsche Wahnsinn der Sinnlichkeit und Unfreiheit so gewaltig um sich? Soll es denn immer unser Fluch bleiben, daß wir auch den Unsinn mit Methode treiben? Da erhalt' ich eben Schäffles Quintessenz des Socialismus — ein ganz albernes Buch ohne den Schimmer eines neuen Gedankens, doktrinär, schwerfällig, langweilig. Und diese Sudelei erlebt in einem Jahre fünf Auflagen! Wahrlich, diese gelehrten Narren wissen nicht was sie thun. Ich bin nicht sicher, ob es nicht doch noch einmal zum Straßenkampfe kommt, obgleich ich den Agitatoren gar keinen revolutionären Muth zutraue. — Nehmen Sie meine besten Wünsche mit in das warme Winterquartier.

In alter Treue Ihr

Treitschke.

Politiker, Techniker ꝛc. Musiker.

Fürst Otto von Bismarck.

Die Briefe Bismarcks zeigen alle Vorzüge, die wir an Bismarcks kraftvoller Sprache bewundern, in besonders hervorragender Weise. Die Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters und seiner ganzen Persönlichkeit, die wir in Bismarcks ganzem öffentlichen Wirken und in seinen Reden geradezu als ein charakteristisches Zeichen seiner Eigenart hervortreten sehen, ist natürlich in seinen Briefen, in denen er sich doch noch weit ungezwungener äußern konnte, erst recht zu bemerken. Frei von aller Phrase ist auch hier seine Sprache, die immer als natürlicher, unmittelbarer Erguß seines Inneren erscheint. Auch seine Briefe zeigen freilich dieses Innere des großen Mannes häufig so hochgespannt und fast immer in so tiefer Bewegung, daß es kein Wunder ist, wenn selbst in seinen Briefen die Sprache häufig gewaltig und reckenhaft erscheint. Dabei ist er aber stets frei von aller schauspielerischen Pose und theatralischen Gespreiztheit. Von der ungeheueren, nervenaufreibenden Arbeit, die Bismarck geleistet hat, merkt man aber in seinen Briefen nur wenig. Sie sind im allgemeinen so schlicht und natürlich wie die Briefe eines natürlichen, durch und durch geistig gesunden Menschen eben nur sein können. Er ist nach dieser Seite hin mit Goethe zu vergleichen, wobei hier natürlich das Ästhetisch-Litterarische, das bei Goethe immer wieder durchbrach, durch das Staatsmännisch-Politische ersetzt ist. Aber die geniale Gewalt seines Riesengeistes ahnen wir doch auch aus den schlichten Worten und dem traulichen Tone seiner Familienbriefe, und zuweilen bricht sie auch da leuchtend hervor, dann mit um so überraschenderem Nachdruck den Leser packend. Man kann Bismarcks Briefstil nicht besser charakterisieren, als mit den Worten, die der Amerikaner John Lothrop Motley, ein hervorragender Geschichtsschreiber und Politiker, mit dem Bismarck zusammen in Göttingen studiert hatte und der ihm seitdem freundschaftlich eng verbunden war und blieb, über Bismarcks Persönlichkeit in einem Briefe vom 25. Juli 1872 aus Varzin an seine Frau schrieb:

„Wir hatten anderthalb Stunden zu fahren bis Varzin. Als der Postillon in sein Horn blies und an der Thür vorfuhr, kamen Bismarck, seine Frau, Marie und Herbert alle heraus und bewill-

kommneten uns schon am Wagen in der herzlichsten Weise. Ich fand seine Erscheinung wenig verändert seit 1864, was mich überrascht hat. Er ist etwas stärker geworden und sein Gesicht verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer. Frau von Bismarck hat sich noch wenig verändert in den vierzehn Jahren, die vergangen sind, seit ich sie gesehen. Sie sind beide so gütig und liebenswürdig zu Lilli (Motleys Tochter), daß es ihr vorkommt, als hätte sie sie lebenslang gekannt. Marie (Bismarcks Tochter) ist ein niedliches Mädchen mit schönem dunklem Haar und grauen Augen — einfach, ungeziert und gleich Vater und Mutter voll Übermut. Die Lebensweise ist höchst ungeniert, wie Du denken wirst, wenn ich Dir sage, daß wir direkt vom Wagen in den Speisesaal abgeführt wurden (nach einer staubigen, heißen Reise, per Eisenbahn und Wagen 10 Stunden unterwegs) und uns niedersetzen und das Essen nachholen mußten, welches schon halb vorüber war, da wir durch irgend ein contretemps eine Stunde später anlangten, als wir erwartet worden. Nach Tisch machte Bismarck mit mir einen Spaziergang in den Wald, wobei er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise sprach, über alles, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat, aber er sprach davon, wie alltägliche Leute von den alltäglichen Begebenheiten sprechen, ohne jede Affektation. Und gerade, weil er so einfach ist, sich so gehen läßt, muß man innerlich zu sich selbst sagen: Das ist der große Bismarck, der größte der jetzt lebenden Menschen, und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat ..... Du kennst seine Art und Weise. Von allen Männern, die ich je gesehen, klein oder groß, ist er am wenigsten Poseur. Alles kommt so nebenbei und nachlässig heraus, aber ich wollte, es befände sich ein unsichtbarer, selbst arbeitender Boswell an seinem Knopfloch und verewigte seine Gespräche ... Er sagte, als er noch jünger war, habe er sich für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorherrschend und als übe er große Macht aus in der Welt. Ein Mann in seiner Stellung wäre genötigt, während Unbeteiligte erwögen, ob es morgen Regen oder Sonnenschein geben würde, prompt zu entscheiden: es wird regnen oder es wird schön Wetter sein und demgemäß zu handeln mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Hatte er recht geraten,

rief alle Welt: Welche Weisheit — welche Prophetengabe! Hatte er unrecht, so möchten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm schlagen. Wenn er weiter nichts gelernt hätte, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Ganz gewiß lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektiert war, und auch kein genialerer.*)"

So wie ihn hier Motley schildert, zeigt sich Bismarck auch überall in seinen Briefen. Seine Briefe gleichen launigen, von Geistesblitzen durchleuchteten, zwanglosen, oft mit sarkastischem Witz und gemütvollem Humor erfüllten Gesprächen. Die reiche und treffende Bildlichkeit, die volkstümliche Kraft, die gern einen volksmäßigen, oft auch derben Ausdruck zu einer schlagenden Kennzeichnung der Dinge und zu einer geistreichen Beleuchtung selbst der abstraktesten Fragen verwendet, die klare Reinheit seines Denkens, die auch die verwickeltsten Verhältnisse auf die einfachsten Grundlagen zurückzuführen und überall das reine Verhältnis zu allen Dingen mit unglaublicher Schärfe und Klarheit herzustellen vermag, die unstudierte, frische, quellende Art seiner unmittelbar aus der Seele hervordringenden Darstellungen machen seine Briefe zu klassischen Meisterwerken unserer deutschen Brieflitteratur. Dazu kommt aber noch etwas, was in Bismarcks Reden und seiner öffentlichen Thätigkeit weniger hervortritt und sich fast ganz verbirgt: er offenbart in seinen Briefen, namentlich an seine Frau, seine Schwester, seine Kinder und seine nächsten Freunde eine tiefe, mächtige Liebe zu den Seinen, unerschütterliche Freundestreue, zuweilen eine lyrische, fast romantische Seelenstimmung von unglaublicher Zartheit und Gefühlsfeinheit, eine begeisterte Hingabe an die Schönheit der Natur und eine innige, nie befriedigte Sehnsucht nach einem zurückgezogenen, einfachen Leben im Kreise der Seinen, in täglicher stiller Freude an Wald und Feld und Flur, fern von der großen Schaubühne des öffentlichen Lebens. Und siegreich über allen Zweifeln und Fragen strahlt ihm die Sonne eines aus innerster, tiefster Seele quellenden, durch nichts zu erschütternden Glaubens an Gott, dessen väterlicher Leitung er sich und die Seinen, all sein Wähnen, Hoffen und Arbeiten in wahrhaft rührend kindlicher Hingabe vertraut. Tiefes Gemüt und unverfälschte Treue machen seine Briefe zu einem wahren Jungbrunnen deutschen Fühlens und Denkens für unser ganzes Volk. Man möchte von

*) Motleys Briefwechsel, übersetzt von Eltze II, 361.

seinen Briefen zum Belege dieser Ausführungen gern eine recht große Zahl hier zum Abdruck bringen, wir müssen uns jedoch auf die folgenden, das Gesagte ohne weiteres bekundenden Briefe beschränken.

Norderney, 8. Aug. 44.*)

Lieber Vater,

Ich bin vorgestern früh glücklich, wenn auch etwas später, als ich wollte, hier eingetroffen. Meine Reise fing gleich damit an, daß ich in Tangermünde, ich weiß nicht wieviel Stunden, bis gegen 10 Uhr Abends warten mußte und mich dabei merkwürdig langweilte; das Dampfschiff war ziemlich besetzt und zur Nacht noch schlechter eingerichtet, als auf unsrer Reise nach Hamburg, da die hintre Hälfte der großen Cajüte für Damen abgeteilt war. Ich habe deshalb in Gesellschaft zweier Engländer die Nacht mit Grog und Politik zugebracht, zum großen Kummer für die Mitreisenden, die gute Plätze hatten und schlafen wollten. Gegen 5 waren wir in Magdeburg, wo ich Brunnemann nicht fand, mit seinem Sohn aber Abrede genommen habe. Zum Nachmittag kam ich nach Hanover, wo ich bis zum Montag Morgen blieb und mich sehr gut unterhalten habe, wie immer, wenn ich mit Caroline**) zusammen bin. Ich habe sie sehr angegriffen, aber doch nicht so krank gefunden, wie ich nach Frau v. Derenthalls Schilderung erwartete, und sie würde besser sein, wenn sie still sitzen könnte und nicht immer wie Haarpuder im Hause umherflöge. In Carlsburg, wohin sie am Montag mit Theodor gegangen ist, wird sie sich unter dessen Aufsicht wohl erholen. Ich habe in Hanover überhaupt sehr liebenswürdige Leute gefunden, bin jeden Tag in angenehmer Gesellschaft gewesen, und täglich in einer hübschen Gegend ganz stolz mit königlicher Livrey, 4 Pferden und 2 Vorreitern spatziren gefahren, weil der Oberstallmeister Graf Platen mein Freund war. Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmansegge, mit denen ich erst von Hanover nach Nienburg zu Lande und von da in 2 Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter

---

*) Bismarck-Jahrbuch III, 30 ff.

**) v. Malortie.

Familie befanden sich drei sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit vertheilt habe. Außerdem war und ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr v. d. Wisch, Minister des Innern in Hanover, mit uns, für den ich ein großes Tendre gefaßt habe; ich habe selten soviel Verstand mit so angenehmen Manieren gesehn. Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa 2 Meilen von der Insel Wangerog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Fluth abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, welches ich je gesehn habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl 2 Stunden mit wenig unterbrochnem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn v. Friesen aus Rammelburg und dem Capitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel. Friesen und ich taumelten auseinander, und Jeder dachte vom Andern, er brennte; der Strahl hatte einige Schritte von uns den Kettenkasten getroffen und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch 3 ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, sodaß die ganze See um uns her aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andre weinten, und die Stille in der Herrencajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Capitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außer Stande zu antworten; er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie im Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehn mögen, was für Commando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand gerathen wäre; gegen mich gerieth er in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern im Stande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K., die in größtem Schreck an die Thür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Uebrigens stand unsre Partie wirklich schlecht, da unser Schiff der einzige anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter grade über uns, und wenn wir brannten, oder der Kessel, die größte Eisenmasse, zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den vierten Theil der Gesellschaft, und wir waren 2 Meilen vom Lande. Das Gebet des Bremer Herrn rettete uns diesmal

noch. Dienstag früh kamen wir hier an. Das Bad ist hier charmant, namentlich ein herrlicher sandiger Strand, ein schönes großes Gesellschaftshaus. Die Badezeit wechselt nach der Fluth von 6 Uhr Morgens bis 4 Mittags. Daß der Kronprinz mit seiner Frau hier ist, weißt Du, ebenso die Herzogin von Dessau mit ihrer Tochter; beide sehr liebenswürdige Prinzessinnen. Außer deren Hofchargen befinden sich in der Gesellschaft, der ich mich angeschlossen habe: ein Graf Hacke, der früher in Damitzow wohnte, eine Frau und zwei recht hübsche Töchter hier hat und sich Dir empfehlen läßt, Graf Schwicheldt aus Hanover mit einer jungen Frau; Frau v. Kalm aus Braunschweig, Frau v. Miaskowska, eine sehr liebenswürdige Wittwe, die Kielmanseggesche Familie, Fr. v. Decken, Herr v. Eberstein nebst Frau, die mir 1000 Empfehlungen an Adolphine aufgetragen hat, Graf Reventlow mit einer Schwester, die schöne Zähne und kupfrige Farben hat und dereinst eine stattliche Stiftsdame abgeben wird, Frau v. Reitzenstein, deren wohlgewachsne Tochter für die Hauptschönheit gilt und eine prächtige Frau zum Spatzirengehn abgeben würde, lang und schlank mit gutem Trittwerk, eine Gräfin Harrach aus Dresden, die bei sich ein Fräulein von der Mosel hat, kein geringes Gewächs, weder kalt noch sauer, Frau v. Ochs aus Hessen, General v. Poten nebst Frau und viele andre. Die hübscheste von allen ist die Prinzessin von Dessau. Des Vormittags, nach oder vor dem Bade, wird Kegel geschoben, mit riesenhaften Kugeln, außerdem vertheilt sich die Zeit auf Whist und Pharao-Spielen, moquiren und hofiren mit den Damen, spatziren am Strande, Austern essen, Kaninchen schießen und des Abends 1 bis 2 Stunden tanzen. Eine einförmige aber gesunde Lebensweise. Soeben bringt man mir das gebräuchliche Ankunftsständchen, wofür ich einen Thaler werde bezahlen. — Ich denke im Ganzen etwa 5 Wochen hier zu bleiben und komme auf der Rückreise jedenfalls über Schönhausen, d. h. wenn Ihr noch nicht nach Berlin seid. Ob ich wieder über Hanover gehe, weiß ich nicht, gern möchte ich aber noch einmal nach Bremen, wenn auch nicht, um wieder 1624er Rüdesheimer zu trinken, doch um mir die sehr schönen, gut erhaltnen alten Gebäude näher anzusehn und mir Cigarren auszusuchen, wozu ich neulich bei einem Aufenthalt von 5 Stunden des Nachts nicht Zeit hatte. Das Rathhaus ist eins der wenigen alten Denkmäler, die ganz unversehrt aus alter Zeit geblieben sind, und hat mir viel besser

gefallen, wie der saure alte Rheinwein darin, der wie Lohe aussieht und wie Essig schmeckt, aber auf sehr schönen Fässern liegt, die bis zu 3000 Flaschen halten, die Flasche zu 2 bis 3 Thaler Gold.

Ueber allem geschäftigen Müßiggang habe ich diesen Brief einige Tage liegen lassen, damit er länger würde, schließe ihn nun aber doch eilig, da der Graf Reventlow, der ihn mitnimmt, eben reisen will. Heut sind noch einige junge Herrn angekommen, an denen es sehr fehlte, unser Nassauischer Vetter, Herr v. Buddenbrock von den Dragonern, ein Graf Henckel und einige andre Berliner. Leb recht wohl, grüße Malwine vielmals. Malortie läßt sich Dir empfehlen.

Dein gehorsamer Sohn
Bismarck.

Norderney, 9/9. 44.

Theure Kleine,*)

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer Stande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Fluth, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechslung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirthes Mousse Omme Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich

*) An seine Schwester Malwine von Bismarck gerichtet, die sich am 30. Oktober 1844 mit dem Landrat Oskar v. Arnim verheiratete.

im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüth haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf B…., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein andrer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsre Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehn und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indeß den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehn schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten Tage nach Hanover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehn würdet, wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direct nach Berlin gehn, um mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt Lon-

don, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat. Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen, daß ich für heut auf die Annehmlichkeiten der table d'hôte verzichten soll, um zum letzten Mal bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig, für jetzt die einzige angenehme Gesellschaft hier. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitre und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Caffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen und obgleich incl. Prinzessin nur 4 Paar, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champêtre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft vor den meisten übrigen hier wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund M...... scheint indessen diese Ansicht nicht zu theilen, und sieht stets gelangweilt und verdrießlich aus; nur bei Whist und Cigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im Ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheirathet habe; er ist meist ansteckend langweilig, seltne lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehn habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzern hab ich nur einen erlegt; ein so gutmüthiges Hundegesicht, mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltner Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehre Tage lang trieben unzählige Trümmer

von Schiffen, Utensilien, Waaren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangerog gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Cajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantirt, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein . . .

Dein treuer Bruder

Bismarck.

Liebe Kleine,

Ich bin wohlbehalten hier angekommen, ohne besondre Unfälle, außer daß ich von Stettin mit einer jungen, recht hübschen und etwas coketten Frau bis Naugard allein fahren mußte; ein 5stündiges tête à tête der Art wird zuletzt ermüdend. In Naugard fand ich viel Schnee, viel Acten und viel Kinder, die Zähne bekommen. Schnee liegt hier mehr, als Du je auf einem Haufen beisammen gesehn hast; ich theile Dir dies mit, damit Du gelegentlich in einer Unterhaltung über das Wetter eine Bemerkung über den viel stärkern Schneefall in Hinterpommern anbringen kannst. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam geschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrath zu sein; ich kam vorgestern Abend an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können. Die hiesige Welt ist, wie ich höre, mit den eifrigsten Vorbereitungen zu einem Plather Maskenfeste beschäftigt, sogar Müttern von 8 Kindern, wie Frau v. K., und Schönheiten, die meine Wiege umstanden, wie Frau v. B., zuckt es unwiderstehlich im Sprunggelenk; sie können der Versuchung nicht Herr werden, ihren Reizen durch bunte Mieder und gezwickelte Strümpfe noch für einen Abend aufzuhelfen, fahren im tollsten Schneegestöber nach Naugard, um die graziösen Touren einer altdeutschen Quadrille einzustudiren . . . . O. wird vermuthlich in Berlin sein,

frage ihn doch, zu welchem Preise er mir Grosvenor, das Thier, welches ich in Woddow ritt, ablassen will; wenn er wohlfeil damit ist, so werde ich ihn abholen lassen, bis jetzt habe ich nicht hingeschickt, weil das Wetter zu fürchterlich ist. Wenn er noch mehre Tage ausbleibt, so sei so gut und schreibe ihm darüber, damit ich Bescheid erhalte. Seine Reisetasche liegt bei Bernhard in Stettin, der heut hier ist und morgen mit uns bei Kameke essen wird. Der Vater befindet sich in seiner Art wohl; nur scheint er sich zu sehr zu langweilen, was auch kaum anders möglich ist, da er für viele Dinge die Theilnahme verloren hat, bei diesem Wetter nicht ausgehn kann, und ich den Tag über sehr wenig zu Hause bin; das Mittagessen und die Zeitung sind die Angelpunkte seines Tages. Wenn Du ihm noch nicht geschrieben hast, so thue es doch bald. —

Ich weiß heut nicht recht, wovon ich Dich unterhalten soll, und dabei fällt mir Dein letzter Brief ein, den ich von Dir bekam, in welchem Du sagtest, daß Du nicht recht zu dem Entschluß habest kommen können, mir zu schreiben. Dies veranlaßt mich, ob mit Recht oder Unrecht, ist gleichgültig, zu einer Bemerkung über fortgesetzte Correspondenz im Allgemeinen. Wenn man in einem wohlunterhaltnen und für beide Theile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedes Mal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehn, ich meine, daß man sich nicht genirt, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Wenn man sich lieb hat, wie es von uns beiden doch anzunehmen ist, so ist es ein Vergnügen, überhaupt nur in Verbindung zu sein. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalen Brief; hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirthschaftet, wie ich heut, trocken und kurz. Ich habe heut den ganzen Tag gerechnet und wußte bei Gott nicht, was ich Dir schreiben möchte; wäre es nicht wegen Grosvenor gewesen, so hätte ich es aufgeschoben (so leicht verfalle ich selbst in den Fehler, den ich tadle), und nun habe ich doch 3 Seiten voll geschrieben, ich weiß nicht wovon, und verlange von Dir als schwesterliche Pflicht und Schuldigkeit, daß Du sie lesen sollst. Ebenso mußt Du, mein Herz, dazu beitragen, uns auf dem ungenirten Plauderfuß zu erhalten; schreibe Du mir, in welcher Stimmung Du willst — auch in der wirthschaftlichsten von

der Welt, Du machst mir immer eine sehr große Freude; Dein Brief mag kurz oder lang, frankirt oder unfrankirt sein, er mag Dir uninteressant vorkommen, für mich ist er immer das Gegentheil. — Mit besondrem Couvert übersende ich Dir einige von den blonden Leberwürsten, welche vor etwas länger als Jahresfrist Oscars Herz mit Dir zu theilen den Vorzug hatten, und will wünschen, daß Du zur Frühstückszeit bevorzugte Nebenbuhlerinnen in ihnen findest. Für heut leb wohl, mein Lieb, und schreibe ja bald an Vater und dann auch an

Kniephof, 22. Febr. 45.

Deinen treuen Bruder
Bismarck.

An Frau v. Bismarck.

Frankfurt, 3. Juli 51.

Vorgestern habe ich mit vielem Dank Deinen Brief und die Nachricht von Euer aller Wohlsein erhalten. Vergiß aber nicht, wenn Du mir schreibst, daß die Briefe nicht blos von mir, sondern von allerhand Postspionen gelesen werden, und tobe nicht so sehr gegen einzelne Personen darin, denn das wird Alles sofort wieder an den Mann gebracht und auf meine Rechnung geschrieben; außerdem thust Du den Leuten Unrecht. Ueber meine Ernennung oder Nichternennung weiß ich gar nichts, als was man mir bei meiner Abreise sagte, alles andre sind Möglichkeiten oder Vermuthungen. Das Schiefe in der Sache ist bisher nur das Stillschweigen auf Seite der Regirung mir gegenüber, indem es billig wäre, mich nachgrade wissen zu lassen, und zwar amtlich, ob ich mit Frau und Kind im nächsten Monat hier oder in Pommern wohnen werde. Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen Alle dort ohne Ausnahme, nicht blos gegen *, namentlich in Urtheilen über Personen, denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst einmal Gegenstand der Beobachtung wird; sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bossatken*) oder in der Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief

*) Wald bei Reinfeld.

muß ich etwas die diplomatische Heckenscheere zur Hand nehmen. Wenn die *** und andre Leute in unserm Lager Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen der Hauptzwecke ihrer Briefdiebstähle. Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei * und habe mit einem Gemisch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehn. Möchte es doch Gott gefallen, mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen * und Miß * jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguiren und zu spioniren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich grade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegentheil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt. Statt dessen muß ich nun langweilige ** besuchen und endlose Ziffern über deutsche Dampfcorvetten und Kanonenjollen lesen, die in Bremerhafen faulen und Geld fressen. Ich möchte gern ein Pferd haben, aber allein mag ich nicht reiten, das ist zu langweilig, und nun muß ich zu Rochow und zu allerhand —in's und —off's, die mit der Großfürstin Olga hier sind.

An Frau v. Bismarck.

Frankfurt, 8. 7. 51.

. . . Gestern und heut wollte ich gern an Dich schreiben, kam aber vor allem Geschäftswirrwarr nicht eher dazu, als jetzt spät am Abend, wo ich von einem Spaziergang zurückkomme, auf dem ich in reizender Sommernachtluft, Mondschein und Pappelblättergeschwirr den Aktenstaub des Tages abgestreift habe. Am Sonnabend bin ich mit Rochow und Lynar Nachmittags nach Rüdesheim gefahren, da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäusethurm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehn und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen. Dann trank ich sehr netten Wein und saß lange mit Lynar rauchend auf dem Balkon, den Rhein unter uns. Mein kleines Testament und der Sternenhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas andres (zu erreichen), als daß ich ihn zum Schweigen brachte. Er ist als Kind mißhandelt von Bonnen und Hauslehrern, ohne seine Eltern recht kennen zu lernen, und hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich, ist aber befriedigter darin, als ich jemals war. Am andern Morgen fuhren wir mit dem Dampfschiff nach Coblenz, frühstückten dort eine Stunde und kehrten auf demselben Wege nach Frankfurt zurück, wo wir Abends eintrafen. Ich unternahm die Expedition eigentlich in der Absicht, den alten Metternich auf Johannisberg zu besuchen, der mich hat einladen lassen; aber der Rhein gefiel mir so, daß ich lieber spaziren fuhr nach Coblenz und den Besuch verschob. Wir haben ihn damals auf der Reise unmittelbar nach den Alpen und bei schlechtem Wetter gesehn; an diesem frischen Sommermorgen und nach der staubigen Langeweile von Frankfurt ist er wieder sehr in meiner Achtung gestiegen. Ich verspreche mir rechten Genuß davon, mit Dir ein paar Tage in Rüdesheim zu sein, der Ort ist so still und ländlich, gute Leute und wohlfeil.

und dann nehmen wir uns ein kleines Ruderboot und fahren gemächlich hinab, besteigen den Niederwald und diese und jene Burg und kehren mit dem Dampfschiff zurück. Man kann des Morgens früh hier abgehn, 8 Stunden in Rüdesheim, Bingen, Rheinstein u. s. w. bleiben und Abends wieder hier sein. Meine Ernennung hier scheint nun doch sicher zu sein. . . .

An Frau v. Bismarck.

Frankfurt, 13./8. 51.

. . . Ich habe heut und gestern viel gearbeitet, wegen der Reise des Königs und unzähligen andern Weiterungen mit den kleinen Höfen, und nun erwarte ich jede Stunde einen langweiligen Gesandtenbesuch, so daß dieser Brief sehr kurz wird, aber ein Lebenszeichen soll er doch sein. Wer hat den Unsinn wegen Petersburg ausgeheckt? Aus Deinen Briefen habe ich das erste Wort davon vernommen. Möchtest Du nicht zu Nikolai? Einen Winter dort denke ich mir gar nicht so übel, aber die Trennungen habe ich satt, und für Dich und die Babies möchte das Klima doch nicht rathsam sein. Gestern habe ich einen langen und einsamen Spaziergang gemacht im Gebirge bis tief in die wundervolle Mondnacht hinein. Ich hatte von 8 bis 5 Uhr gearbeitet, dann gegessen und schwelgte in der frischen Abend- und Bergluft des Taunus, nachdem ich das staubige Nest hier vermittelst einer halbstündigen Eisenbahnfahrt nach Soden um 2 Meilen hinter mir gelassen hatte. Der König reist den 19. hier durch und kommt über Ischl und Prag den 7. September nach Berlin zurück. Ich werde ihm wohl nach Coblenz entgegengehn, da ich mit Manteuffel viel zu bereden habe. Bringt er meine Ernennung mit, wie ich voraussetze, so nehme ich gleich ein Quartier, und dann können wir von Deiner Herreise sprechen. . . .

An Frau v. Bismarck.

Ofen, 23./6. 52.

So eben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrand*) mit meinen Sachen nach-

*) Bismarcks Diener.

folgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegnen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir Quartier in seinem Schlosse anzuweisen, und ich sitze hier in einer großen, gewölbten Halle am offnen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pesth hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pesth und weiterhin die endlose Ebene über Pesth hinaus im blaurothen Abendduft verschwimmend. Neben Pesth links sehe ich die Donau aufwärts, weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunroth im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pesth, würde Dich gefreut haben. Denke Dir Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, und der Zwischenraum mit Donauwasser angefüllt. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite, es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß, aber denke Dir, nicht ein Engländer, die müssen Ungarn noch nicht entdeckt haben. Uebrigens sonderbare Käuze genug, von allen orientalischen und occidentalischen Nationen, schmierige und gewaschne. Ein recht liebenswürdiger General war meine Hauptreisegesellschaft, mit dem ich fast die ganze Zeit über oben auf dem Radkasten gesessen und geraucht habe. Nachgrade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt.*) Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrothem Grund und auf die Lichter sehn, die unten aus Pesth heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pesth, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee besänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehn.

Vorige Nacht wurden es nur 4 Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier; der junge Herr selbst steht schon

*) reinem Hemd.

um 5 Uhr auf, da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee und andrem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: „Over the blue mountain, over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home!“ Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in auld lang syne!*)

Den 24. Juni.

Nachdem ich sehr gut, obschon auf einem Keilkissen, geschlafen habe, sage ich Dir guten Morgen. Die ganze Landschaft vor mir schwimmt in so heller, brennender Sonne, daß ich gar nicht hinaussehn kann ungeblendet. Bis ich meine Besuche beginne, sitze ich hier einsam frühstückend und rauchend in einem sehr geräumigen Lokal, 4 Zimmer, alles dick gewölbt, 2 etwa so wie unsre Tafelstube in der Dimension, dicke Wände wie in Schönhausen, riesenhafte Nußbaumschränke, blauseidne Möbel, auf der Diele eine Profusion von ellengroßen, schwarzen Flecken, die eine erhitztere Phantasie als die meine für Blut ansehn könnte, ich aber décidément für Tinte erkläre; eine unglaublich ungeschickte Schreiberseele muß hier gehaust, oder ein andrer Luther wiederholentlich große Tintenfässer gegen den Widersacher geschleudert haben. Ein sehr freundlicher, alter Diener in hellgelber Livree theilt sich mit Hildebrand ins Geschäft: überhaupt sind sie sehr liebenswürdig; das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preuß. Flagge, und Dank dem Telegraphen, wartete Kais. Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht *, er schreibt sonst Artikel darüber. Unten treiben auf langen Holzflößen die sonderbarsten braunen, breithutigen und weithosigen Gestalten die Donau entlang. Es thut mir leid, daß ich nicht Zeichner bin, diese wilden Gesichter, schnurrbärtig, langhaarig, mit den aufgeregten schwarzen Augen und der einzig malerischen Draperie, die an ihnen hängt, hätte ich Dir gern vorgeführt, wie sie gestern den Tag über mir unter die Augen kamen. Nun muß ich ein Ende machen und Besuche. Ich weiß nicht, wann Du diese Zeilen erhältst, vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen einen Feldjäger nach Berlin, der sie mitnehmen kann.

*) vor alter langer Zeit (Burns).

Abends.

Noch habe ich keine Gelegenheit gefunden, dies abzusenden. Wieder scheinen die Lichter aus Pesth herauf, am Horizont nach der Theiß zu blitzt es, über uns ist es sternenklar. Ich habe heut viel Uniform getragen, in förmlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Creditive überreicht, und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Excursion ins Gebirge gemacht, zur „schönen Schäferin", die aber lange todt ist, der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Man sieht von da über waldige, neckaruferartige Berge auf Ofen, dessen Berge und die Ebene. Ein Volksfest hatte Tausende hinangeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen (evviva) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musicirten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andre für die Aussicht auf Wald, Burg, Stadt und Land frei gelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung, Mondschein und Abendroth, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effectscene in einer romantischen Oper figuriren. Neben mir saß der weißhaarige Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, im schwarzseidnen Talar mit rothem Ueberwurf, auf der andern Seite ein sehr liebenswürdiger, eleganter Cavalleriegeneral: Du siehst, das Gemälde war reich an Contrasten. Dann fuhren wir unter Fackelescorte im Mondschein nach Hause. Sage Frau von V.,*) ihr Bruder*) wäre ein sehr liebenswürdiger Mann, wie das nach den beiden Schwestern, die ich kannte, nicht anders zu erwarten war. Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur 4 Buchstaben: „Nein". Ein inhaltschweres Wort. Ich habe mir heut erzählen lassen, wie dieses Schloß vor drei Jahren von den Insurgenten gestürmt wurde, wobei der brave General Hentzy und die ganze Besatzung nach einer bewunderswerth tapferen Vertheidigung niedergehauen wurden. Die schwarzen Flecken auf meiner Diele sind zum Theil Brandflecken, und wo

*) Vrints.

*) Graf Buol.

ich Dir schreibe, tanzten damals die platzenden Granaten und schlug man sich schließlich auf rauchendem Schutt. Erst vor wenig Wochen ist dies zur Herkunft des Kaisers wieder in Stand gesetzt worden. Jetzt ist es recht still und behaglich hier oben, ich höre nur das Ticken einer Wanduhr und fernes Wagenrollen von unten herauf. Mögen Engel bei Dir wachen, bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonett ich 6 Zoll auf 2 Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Strahl wiederspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Nanni . . .

An Frau v. Bismarck.

Szolnok, 27./6. 52.

. . . In den vorhandnen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pesth nach Alberti-Irza gefahren, wo ein Fürst W. in Quartier liegt, der mit einer Prinzessin v. M. verheirathet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um ** Nachricht von ihrem Ergehn bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich mir Spaßes halber ansehn wollte. Man ließ mich nicht ohne Escorte reisen, da die Gegend durch berittne Räuberbanden, hier Petyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem comfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schönhausischen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Carabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen speckglänzenden schwarzen Haaren, und einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigner Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die gespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen

Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabnen Ziehbrunnen (Püttschwengel), tausende von weißgrauen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittnen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Schaaren von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns — und wir an ihnen — vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Kecskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirthshaus). Kecskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45,000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossne Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requirirt wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Offiziercorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Escorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Grade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Petyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am andern Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Theil meiner Baarschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehre Gensdarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Kecskement standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unsern langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heut morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumanien in der Gegend

von Felegyhaza und Csonigrad mit Hildebrand im gestreckten Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben mir, jeder die geladnen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Commando Ulanen, die gespannten Carabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillak (Stern) und das nebenlaufende Petyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Carriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehn; wie mir mein netter, brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so roth. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht 1/3 des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf von 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissnem Munde in kranker, klagender Molldissonanz Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapfern Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit rothen Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrothe Tücher oder rothsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schönes gelbes seidnes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rothe Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehn, lebhafte Farben, meist ein gelbliches

Braun im Gesicht, und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehn, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!

An Frau v. Bismarck.

Amsterdam, 24. Aug. 53.

... In Brüssel und Antwerpen habe ich vor lauter Festen und Sehenswürdigkeiten gar nicht zu einem ruhigen Augenblick kommen können. Ich habe eine abscheuliche Nacht auf einem Feldstuhl zugebracht, mit einem überfüllten Dampfboot von Antwerpen um 1 Uhr Nachts abfahrend. Durch ein winkliges Labyrinth von Schelde-, Maas- und Rheinarmen gelangte ich heut früh um 2 nach Rotterdam, gegen 4 hierher. Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen sind wie Venedig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andre mit Canal als Fahrdamm und mit lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztre mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherig, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stände und die Beine breit auseinander spreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rührige Leben und Treiben und die massenhaften, schönen Läden; ein Gerson neben dem andern, und großartiger aufgeputzt, als mir die Pariser und Londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glockenspiel höre und mit einer langen Thonpfeife im Munde durch den Mastenwald über die Canäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlicheren, verwirrten Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinderzeit ein, von Dolph Heylinger und Rip van Winkel und dem fliegenden Holländer. Morgen früh gehe ich mit dem Dampfschiff nach Harlingen am Zuydersee, und morgen Abend hoffe ich in Norderney zu sein,

dem fernsten Punkte von Dir, den ich zu berühren gedenke, und dann ist die Zeit nicht fern, wo ich Dir auf einem Gletscher unverhofft begegnen werde. Von Berlin habe ich seit Ostende nichts gehört und schließe daraus, daß sich alle Stürme gelegt, und die Wasser ins alte Bett zurückgekehrt sind, für uns das Angenehmste, was sein kann. Daß ich Holland gesehn habe, ist mir recht lieb; es ist von Rotterdam bis hier eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehn, viel Vieh weidet, und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittne Städte liegen; Acker garnicht . . .

An Frau v. Bismarck.

Kopenhagen, 6. Aug. 57.

. . . Heut früh 7 Uhr bin ich glücklich hier angelangt, nach einer sehr angenehmen Fahrt; weiche Luft, rother Mond, Kreidefelsen mit Theertonnen beleuchtet, zwei Gewitter in See und etwas Wind; was braucht man weiter? Nur hielt mich die schöne Nacht ab, schlafen zu gehn, und als mich um 2 Uhr der Regen vom Verdeck trieb, war es unten so heiß und menschendunstig, daß ich schon um 3 wieder nach oben ging mit Mantel und Cigarre. Jetzt habe ich ein Seebad genommen, Hummer gefrühstückt, um halb 2 soll ich zu Hof, und nun will ich noch 2 Stunden schlafen. . . .

An Frau v. Bismarck.

Näsbyholm, 9. Aug. 57.

Du wirst meine gleich nach Ankunft in Kopenhagen geschriebnen Zeilen erhalten haben. Seitdem bin ich dort zwei Tage mit Museen und Politik beschäftigt gewesen, gestern nach Malmö übergesetzt, und etwa 8 Meilen nordostwärts gefahren, wo ich mich nun an oben genanntem Ort befinde, in einem weißen hochgelegnen Schloß auf einer Halbinsel von einem großen See umgeben. Durch das Fenster sehe ich in dichtes Epheulaub, welches einige Durchsichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, hinter mir sitzt der ** und liest schlafend, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet, und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf. Das ist alles,

was ich Dir über die Gegenwart schreiben kann. Gestern haben wir nach Rehböcken gepirscht, einen erlegt, ich nicht geschossen, gründlich naß geworden, dann Glühwein und 9 Stunden fest geschlafen. Die Rehböcke sind stärker hier, als ich je gesehn habe, und die Gegend schöner als ich dachte. Prächtige Buchenwälder und im Garten mannsdicke Wallnußbäume. Eben haben wir die Fasanerie besehn, nach dem Essen fahren wir auf dem See, schießen vielleicht eine Ente, wenn wir nicht fürchten, die Sonntagsstille dieser schönen Einsamkeit durch einen Knall zu stören; morgen wird gründlich gejagt, übermorgen Rückfahrt nach Kopenhagen und von da zu N. N., dort Hirschjagd am Mittwoch. Donnerstag über Kopenhagen nach Helsingborg, etwa 20 Meilen nach Schweden hinein, Birk- und Auerhühner in öder Wüste, Quartier in Bauerhäusern, Küche und Lebensmittel bringen wir mit. Das wird etwa acht Tage dauern, und was ich dann thue, weiß ich noch nicht; entweder über Jönköping, am Südende des Wettersee, und über letzern, oder über Gothenburg und Wennersee nach Stockholm, oder nach Christiania, mit Aufgabe von Stockholm, oder über Memel nach Curland. Das hängt von einem Brief ab, den ich noch von Keyserlingk in Kopenhagen erwarte.

An Frau v. Bismarck.

Tomsjonäs, 16. Aug. 57.

Wiederum benutze ich die Sonntagsruhe, um Dir ein Lebenszeichen zu geben, von dem ich noch nicht weiß, an welchem Tage es Gelegenheit finden wird, aus dieser Wildniß auf die Post zu gelangen. Etwa 15 Meilen bin ich ununterbrochen im wüstesten Walde gefahren, um hierher zu gelangen, und vor mir liegen noch 25 Meilen, ehe man wieder in ackerbauende Provinzen gelangt. Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruthen angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum*) etwa 100 Quadratmeilen aneinander, hohes Haidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd, und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das ganze mit zahllosen

*) Puttkamersches Gut in Pommern.

Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besäet, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen, von Haidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Småland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Collegen und Manteuffel, leider aber auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern. Der Winter wäre allerdings hier nicht auszudauern, besonders im Regenschmutz. Gestern rückten wir um 5 aus, suchten in brennender Hitze, bergauf, bergab, durch Sumpf und Busch bis 11 und fanden garnichts; das Gehn in Mooren und undurchdringlichen Wachholderdickungen, auf großen Steinen und Lagerholz ist sehr ermüdend. Dann schliefen wir in einem Heuschuppen bis 2 Uhr, tranken viel Milch und jagten bis Sonnenuntergang, wobei wir 25 Birkhühner und 2 Auer erlegten. Dann dinirten wir auf dem Jagdhaus, einem wunderlichen Gebäude von Holz, auf einer Halbinsel im See. Meine Kammer und deren drei Stühle, zwei Tische und Bettstelle bieten keine andre Farbe, als die roher Fichtenbretter, wie das ganze Haus, dessen Wände daraus bestehn. Bett sehr hart, aber nach diesen Strapazen schläft man ungewiegt. Aus meinem Fenster sehe ich einen blühenden Haidehügel, darauf Birken, die sich im Winde schaukeln, zwischen ihnen durch den Seespiegel, jenseits Tannenwald. Neben dem Hause ist ein Zeltlager für Jäger, Kutscher, Diener und Bauern aufgeschlagen, dann die Wagenburg und eine kleine Hundestadt, 18 oder 20 Hütten zu beiden Seiten einer Gasse, die sie bilden, aus jeder schaut ein Gischperl müde von der gestrigen Jagd. In dieser Wüstenei denke ich bis Mittwoch oder Donnerstag zu weilen, dann zu einer andern Jagd nach dem Strande zu gehn, heut über acht Tage wieder in Kopenhagen zu sein, um der leidigen Politik willen. Was dann wird, weiß ich noch nicht.

Den 17.

Heut früh sind sechs Wölfe hier gewesen und haben einen armen Ochsen zerrissen, wir fanden ihre frische Fährte, aber persönlich wurden wir ihrer nicht ansichtig. Wir sind von früh 4 bis abends 8 in Bewegung gewesen, (haben) 4 Birkhühner geschossen, zwei Stunden auf gemähtem Haidekraut geschlafen, jetzt todtmüde und zu Bett.

Den 19.

Es ist garkeine Möglichkeit, einen Brief von hier zu expediren, ohne einen Boten 12 Meilen weit zur Post gehn zu lassen. Ich werde diesen daher morgen selbst mit an die Küste nehmen. Ich war vorgestern, als eben der Hund stand, und ich mehr auf ihn, als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht hat, daß ich heut zu Hause sitze und Umschläge mache, damit ich morgen reise- und übermorgen jagdfähig bin. Ich bewundre mich selbst, daß ich bei dem reizenden Wetter zu Hause geblieben bin und kann mich des schändlichen Neides kaum erwehren, daß die andern auch nichts schießen werden. Es ist etwas zu spät im Jahre, die Hühner halten nicht mehr, sonst wäre die Jagd viel reichlicher. Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles, wie es Gott geschaffen hat, Wald, Feld, Haide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl nach hierher auswandern.

Zwei dänische Kammerherrn sind schon zurück, es ist ihnen zu heiß geworden, sie haben nichts geschossen und liegen jetzt, um zu schlafen. Es ist bald 6 abends, die andern kommen erst um 8. Ich habe mich den ganzen Tag damit unterhalten, dänisch zu lernen und zwar von dem Doctor, der mir Umschläge macht. Wir haben ihn von Kopenhagen mitgebracht. Hier gibt es keinen. Seit sich das Gerücht von der Anwesenheit eines Arztes hier im Walde verbreitet hat, strömen täglich 20 bis 30 Hüttenbewohner hierher, um seinen Rath zu holen. Am Sonntag Abend haben wir den auf den 5 Quadratmeilen des Jagdgebietes wohnenden Waldbauern ein sehr spaßhaftes Tanzfest gegeben, bei dem die Musik abwechselnd gesungen und gespielt wurde. Da haben sie von dem gelehrten Manne gehört, und nun kommen die Krüppel, die seit 20 Jahren unheilbar sind, und hoffen Hülfe von ihm.

An Frau v. Bismarck.

Paris, 1. Juni 62.

. . . Heut wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab, er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker

geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikiren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embellirt seit 5 Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben. Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heut habe ich allein dinirt, die jungen Herrn waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehn? Mitten im großen Paris bin ich einsamer wie Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Mein einziges Vergnügen war, den Koch wegzuschicken, wegen Rechnungsexceß. Du kennst meine Nachsicht in diesem Punkt, aber * war ein Kind dagegen. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange es dauert, weiß Gott. In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann „ist Spiel und Tanz vorbei“.*) Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! * thäte dann vielleicht aus Bosheit das Seinige, um mich nach Berlin zu bringen. Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben, als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen * auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsre Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermuthlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand ....

An Frau v. Bismarck.

Bordeaux, Mittwoch, 29. Juli 62.

Dein Brief vom 23. ist mir gestern glücklich hier zugekommen, und danke ich Gott für Euer Wohlsein. Gestern habe ich den ganzen Tag mit unserm Consul und einem General eine reizende

*) Aus Miller's Klagelied eines Bauern.

Tour durchs Medoc gemacht, — Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andre Weine in der Ursprache von der Kelter getrunken. Wir haben im Schatten 30, in der Sonne 55 Grad am Thermometer, aber mit gutem Wein im Leibe spürt man das gar nicht. Im Augenblick fahre ich nach Bayonne und schreibe Dir von da mit mehr Ruhe, als jetzt in der Eisenbahnhast . . . .

Bayonne, 29. Juli 62.

Ich benutze die Zeit, bis meine Sachen vom Bahnhof kommen, um mein kurzes Schreiben von heut früh aus Bordeaux etwas zu vervollständigen. Das Land, welches ich soeben durchfahren habe, versetzt mich auf den ersten Anblick lebhaft in's Gouvernement Pskow oder Petersburg. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Haidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wachholder, Heidelbeeren und dergl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Haidekraut hier seine violett-purpurnen Blüthen entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses Bmoll der Haide, welches mir in seiner weichern Idealisirung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst über Haide und Kiefern hinweg die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesigen Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen. Die Post ist bis 4 Uhr, während der heißen Zeit, geschlossen, ich kann erst in 1 Stunde Deinen Brief bekommen und würde doppelt ungeduldig sein, wenn ich nicht gestern Deinen Brief vom 23. schon gehabt hätte und der hiesige älter ist. Ich denke, gegen Abend zu Wagen nach Biarrits zu fahren, dort morgen zu baden und dann meinen Weg zur Gränze fortzusetzen. In Fuenterrabia erwarte ich Nachricht, ob G. in S. Sebastian ist; dann besuche ich ihn; ist er aber schon nach Madrid zurück, so begnüge ich mich, die Bidassoa überschritten zu haben, fahre hier wieder her und sodann längs der Berge nach

Pau; von dort wende ich mich rechts ins Gebirge, zuerst nach Eaux Bonnes und Eaux Chaudes, von da nach Cauterets, St. Sauveur, Luz, Barèges, Bagnères de Luchon. Ich kann nicht sagen, daß ich mich langweile, eine Menge neuer Eindrücke sprechen mich an, aber ich komme mir doch wie ein Verbannter vor, und bin mit meinen Gedanken mehr an der Kamenz*) als am Adour. Deutsche Zeitungen habe ich seit 6 Tagen nicht gesehn und vermisse sie auch nicht . . . .

An Frau v. Bismarck.

San Sebastian, 1. Aug. 62.

Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson**), was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Uebergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, konnte man glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuenterrabia eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapirt zusahn. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön, grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten der See mit ganz schmalen Einfahrten, die, wie Salzburger Seen in Bergkesseln, tief ins Land schneiden. Aus meinem Fester sehe ich auf eine solche, durch eine Felseninsel gegen die See abgeschlossen, von Bergen mit Wald und Häusern steil eingerahmt, links unten Stadt und Hafen. Um 10 badete ich, und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige hundert Fuß unter uns die See, neben uns die schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten

*) Fluß in Pommern.
**) Bei Bulle im Kanton Freiburg (Schweiz).

von einander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahre jünger wären, so führen wir beide her. Morgen oder übermorgen gehe ich nach Bayonne zurück, bleibe aber einige Tage noch in Biarrits, wo es nicht so schön am Strande ist, wie hier, aber doch hübscher, als ich dachte, und civilisirter zu leben. Von Berlin und Paris höre ich zu meiner Beruhigung kein Wort. Ich bin sehr sonnenroth und hätte am liebsten eine Stunde heut in der See gelegen; das Wasser trägt mich wie ein Stück Holz, es ist grade noch kühl genug, um angenehm zu sein. Man ist fast trocken, wenn man in die Anziehhütte kommt, dann setze ich mir den Hut auf und gehe im Peignoir spazieren; 50 Schritt davon baden die Damen, ländlich, sittlich. — Douanen und Paßscheerereien ohne Ende und unglaubliche Chausseegelder, sonst bliebe ich noch länger hier, anstatt in Biarrits zu baden, wo man ein Costüm dazu anlegen muß. . . .

An Frau v. Bismarck.

Gastein, 28. July 63.

Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Mal in seiner ganzen Schönheit gesehn. Moritz*) würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegränze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der 5 Regentage reichlich bepudert hat und deren untre Gränze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehn das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas

*) v. Blankenburg.

mehr Wasser, als die Stolpe bei Strellin und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiednen Absätzen zwischen Felsen herabspringt.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich garnichts zu thun haben, immer an den Höhen umherschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehn. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehn kaum hin. Den alten * habe ich gestern Abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt Rechberg und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Oeffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinen Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah.

An Frau v. Bismarck.

Hohenmauth, Montag 9. July 66.

Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passirte. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Oestreicher stehn in Mähren, und wir sind schon so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehn. Gefangne passiren noch immer ein, und Kanonen seit dem 3. bis heut 180. Holen sie ihre Südarmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist

allgemein. Unsre Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brod. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht in gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein. Nachrichten über Bekannte sind schwer zu haben, man liegt meilenweit auseinander, keiner weiß, wo der andre, und niemand zu schicken, Menschen wohl, aber keine Pferde. Seit 4 Tagen lasse ich nach Philipp*) suchen, der durch einen Lanzenstich am Kopfe leicht verwundet ist, wie G. mir schrieb, aber ich kann nicht entdecken, wo er liegt, und jetzt sind wir schon 8 Meilen weiter. Der König exponirte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Andrer fruchteten nicht, und Niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassier-Regiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich garnicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingerathen waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht.

Wenn Ihr von jemand keine Nachricht habt, so könnt Ihr unbedingt annehmen, daß er lebt und gesund ist, denn alle Verwundungen von Bekannten erfährt man in längstens 24 Stunden. Mit Herwarth und Steinmetz sind wir noch garnicht in Berührung gekommen, ich habe also auch Sch. nicht gesehn, weiß aber, daß beide gesund sind. G. führt ruhig seine Schwadron mit dem Arm in der Binde. Leb wohl, ich muß in Dienst.

Dein treuester
v. B.

*) Bismarcks Neffe.

An Frau v. Bismarck.

Zwittau in Mähren, 11. July 66.

Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt, sonst geht es mir gut, nachdem ich auf Feldbett und Luftmatratze gut geschlafen und durch Brief von Dir um 8 geweckt. Ich war um 11 zu Bett gegangen. Bei Königsgrätz ritt ich den großen Fuchs, 13 Stunden im Sattel ohne Futter. Er hielt sehr gut aus, schrak weder vor Schüssen noch vor Leichen, fraß Aehren und Pflaumenblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und ging flott bis ans Ende, wo ich müder schien als das Pferd. Mein erstes Lager für die Nacht war aber auf dem Straßenpflaster von Horic, ohne Stroh, mit Hülfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter; der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und theilte sein Zimmer dann mit mir, R(oon) und 2 Adjutanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam. Was König und Granaten anbelangt, schrieb ich Dir schon. Die Generäle hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem Könige von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Bei dem Revolver deckte der aufsteigende Hahn die Visirlinie, und die Kimme oben im Hahn visirte nicht in grader Linie mit Visir und Korn. Laß das T. sagen. Leb wohl, mein Herz, ich muß zu S.

Dein treuester
v. B.

An Frau v. Bismarck.*)

Vendresse, 3. Sept. [1870].

Mein liebes Herz,

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sédan, am 1. erlebt, in der wir gegen 30000 Gefangne machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französ. Generälen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte

*) Im Facsimilie wiedergegeben im „Figaro“ vom 6. August 1872.

mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoléon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sédan, fand den Kaiser im offnen Wagen mit 3 Adjudanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sédan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehn; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß S. M. 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf N.s Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maß dicht bei Sédan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir, und von Carl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehn durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; „N'importe“, meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtnen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die Andern waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserm letzten Beisammensein, 67 in den Tuilerien. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfnen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der erstern auf Recognoscirung und entdeckten 1/2 Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Kür.-Regt., und dort schlossen wir mit dem französ. Obergeneral Wimpfen die Kapitulation, vermöge deren 40- bis 60,000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsre Gefangnen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100,000 Mann und einen Kaiser. Heut früh ging letztrer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Maries Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphirt, und umarmte ihn angesichts Sr. M. vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl sah ich, beide Bülow bei 2. G. Dr. wohl und munter.

Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder.

Dein v. B.

Varzin, 23. July 1871.

Lieber Bruder,

mögest Du Dein Fest morgen in Gesundheit und Freude erleben und Gott Dir in dem neuen Lebensjahre mit Seinem Segen zur Seite stehn. Es geht mit den letzten Jahren unsres Erdenlebens wie mit allen abwärts-Bewegungen, sie vergehn in steigender Beschleunigung. Seit ich die 50 überschritten, es muß 1865 gewesen sein, und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine 12 Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer. Wenn ich hier an Oertlichkeiten komme, die ich seit dem 12. July 70 sicher nicht gesehn habe, so geschieht es mit dem Eindruck, als wäre ich vor wenig Wochen da gewesen und die jetzt reifende Saat wäre die, welche ich im Herbst 69 bestellen sah. Ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken liebzugewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußern Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Du sprachst in dem letzten Briefe, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zu Theil geworden. Es ist das besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat und ich am eifrigsten um Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihn der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle andern Sorgen leicht und alle Klagen frivol.

In dem Sinne nur erwähne ich, daß meine amtliche Stellung bei allem äußern Glanze dornenvoller ist, als irgend jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähigkeit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Coulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitskraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eignen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse zu Selitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das alles wohl ins Gleise bringen, ob zu richtigen Zinsen, das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr werthvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85000 Thlr., die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34000 Thlr. netto, darunter 3500 Thlr. Jagdpacht und 2 bis 3000 Thlr. für Mahl-, Brau- und Brennzwang. Beides fällt künftig fort, letzres durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehn mir erst vom 1. Jan. 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären 30000 Thlr. eine schöne Revenüe, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben ....

Ich trinke Carlsbad, noch bis zum 1. August. Einstweilen macht es mich sehr matt. Dann soll ich in ein Seebad und kann mich garnicht entschließen, wohin. Ich fürchte das Leben im Gasthofe und die fremden Menschen und das kalte Wasser. Vielleicht muß ich auch zum Könige, falls S. Maj. noch nach Gastein gehn sollte, oder sonst eine Zusammenkunft mit andern hohen Herren hat. Dann geht das Arbeiten wieder an. Einstweilen mache ich mir das Vergnügen, täglich einige Dutzend Briefe, die an mich kommen, unerbrochen zurückzuschicken. Täglich werden wenigstens 20000 Thaler Darlehn von mir verlangt, abgesehn von allen Stellen- und andern Gesuchen. Ich nehme keine Briefe mehr an, deren Schreiber ich nicht als berechtigt kenne. Nun leb wohl,

lieber Bruder, mit nochmaligem Glückwunsch und Grüßen an die Deinigen. In etwa 8 Tagen erwarte ich Herbert, der in Schlangenbad badet. Er will beim Regiment bleiben, Bill wieder studieren, wird einstweilen à la suite gestellt. Carl Bismarck will den Abschied nehmen. Der Aermste leidet so, daß er nur seiner Pflege leben will ... Leb wohl.

Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

An den Redacteur der Kreuzzeitung H. Wagener.*)

Schönhausen, 30. Juni 1850.

Lieber Wagener,

... Ich führe hier ein bodenlos faules Leben, rauchen, lesen, spazierengehn und Familienvater spielen; von Politik höre ich nur aus der Kreuzzeitung, so daß ich durchaus keine Gefahr heterodoxer Ansteckung laufe; meine Nachbarn sind nicht zum Umgang geeignet, und mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden; es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt (??) oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an laue blüthenschwangre Sommerlüfte erinnert. Das Preßgesetz habe ich nicht gelesen, dazu wird bei der Discussion noch Zeit sein; ich weiß daher nicht, ob ich Ihren Tadel ganz theile. Einen zuverlässigen Richterstand giebt es in Preußen nicht, und ein Schwert in den Händen der „Regirung" wird stets ein zweischneidiges sein. Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; ein Staat, der sich von einer Bürokratie, wie die unsre, nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Functionen, die einem Staate obliegen, nicht bloß zur Ueberwachung der Presse. Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen; die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesnes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es

*) Bismarck-Jahrbuch I 10 ff.

ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum établissement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Character einer heilsamen Arznei gegen die von uns selbst hervorgerufnen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dies selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier, die Bürokratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexcremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bürokratie, incl. Richterstand, können wir eine Preßverfassung haben, wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regiren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts . . .

Verzeihn Sie mein müßiges Geschreibsel mit der Commission und grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir und der meinigen.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

An General Leopold von Gerlach.*)

Frankfurt, 22. 6. 51.

Euer Excellenz

haben mir durch Rochow Ihren Zorn darüber vermelden lassen, daß ich nicht schreibe; ich bin, was Sie mir verzeihn wollen, über diesen Zorn mehr erfreut und dankbar als zerknirscht und beeile mich, meine ungehobelten Schriftzüge Ihrem nachsichtigen Auge zu unterbreiten, auf die Gefahr hin, Ihnen nichts zu schreiben, was Sie nicht schon durch Vermittlung meines verehrten Chefs aus den Briefen des Herrn von Rochow oder aus meinen eignen wissen. Vorgestern habe ich bei Wiesenthal der Einweihung des Denkmals für die vor 2 Jahren dort gebliebnen Preußen beigewohnt oder vielmehr nicht beigewohnt, denn Graf Waldersee und ich kamen eine viertel Stunde zu spät an Ort und Stelle, weil die Feier durch Herrn von Roggenbach (Badischen Kriegsminister) um

*) Vgl. Bismarcks Briefe an General Leopold v. Gerlach, herausgegeben von Horst Kohl, Berlin 1896 S. 1 ff.

1½ Stunden verfrüht worden war. Herr von Savigny,*) der en grande tenue Preußen vertrat, wird ohne Zweifel umständlich über den Verlauf berichtet haben. Ich war in Civil dort, und unter dem ausgesprochnen Motiv, die Localitäten in Bezug auf den Tod meines Freundes Busch-Münch kennen zu lernen. Roggenbach ist in vorgerücktem Stadium der Rückenmarkskrankheit nicht mehr vollständig Herr seiner Füße, eine Figur wie Stockhausen, aber anscheinend weicher in seinem Wesen; seiner Conversation nach ein sehr gelehrter Generalstabsoffizier, faßt er seine jetzige Aufgabe, wie mir schien, vorzugsweise aus dem Gesichtspunkt ritterlicher Treue gegen seinen Landesherrn auf. Er sprach viel, mit warmer Dankbarkeit und Verehrung von Sr. Majestät und drückte seine Bewunderung für die preußische Armee stärker aus, als ich, wenn ich Badischer Offizier wäre, gewünscht hätte. In der That schwoll mein Selbstgefühl, wenn ich bei dem gemeinschaftlichen Dîner den bescheidnen aber freien Anstand, die ungezwungne Wohlerzogenheit betrachtete, mit der unsre Unteroffiziere und Husaren unsern und den Badischen Offizieren gegenübersaßen; die meisten von ihnen sahen vornehmer aus, als ein Theil der Großherzoglichen Dragoneroffiziere. Lebhaft überrascht bin ich von der Liebe und Anhänglichkeit gewesen, mit welcher unsre Uniformen jeder Charge von den Bürgern in Bruchsal, von den Landleuten in Wiesenthal und Umgegend aufgenommen wurden; alles grüßte freundlich, wo sich ein Husar sehn ließ, und die Versicherungen der Freude waren ungeheuchelt. Phenomenal erschien es mir, das in einer Weinstube, wo ich am Abend mit 6 oder 8 unsrer Offiziere einkehrte, nach sehr guter Bewirthung die Annahme jeglicher Bezahlung standhaft verweigert wurde, und Wirth und Wirthin sich schließlich für beleidigt erklärten, wenn man ihnen nicht gestatten wolle, sich an der Ehre, die Preußischen Offiziere bei sich gesehn zu haben, genügen zu lassen. Als flüchtiger Beobachter kann ich freilich nicht sagen, wie tief und wie mächtig das Erz dieser Zuneigung ansteht, aber der oberflächliche Eindruck ist wohlthuend für unsereinen. Beim Abschied war Herr von Roggenbach gerührt, umarmte und küßte auf beide Wangen sämmtliche Anwesende des 9. Husaren-Regiments bis zum letzten Husaren, so daß er in 2 Minuten meiner Zählung nach 52 Küsse austheilte und mir darauf den

*) Preußischer Gesandter am badischen Hofe.

53. und 54. applicirte, was den Obristen Hilpert, einen hübschen, fleischigen, etwas coquetten Regiments-Commandeur ungeduldig zu machen schien. Interessant war mir unter den Anwesenden ein ehemaliger Unteroffizier der Husaren, namens Barella,*) wenn ich richtig hörte, dessen einziger Sohn bei der Attake vor 2 Jahren geblieben war, und den die Offiziere auf ihre Kosten mitgebracht hatten. Beim Ausmarsch aus Trier hatte er seinem Sohn gesagt: Gott erhalte Dich, aber wenn Du von den Hundsföttern Pardon nimmst, so komm nicht wieder über meine Schwelle. Der Junge hatte sich bei dem Angriff versprengt, war bis an Wiesenthal gekommen, dort einzeln von der Ueberzahl umringt und aufgefordert worden sich zu ergeben. Er antwortete ihnen: Von Euch nimmt ein Preußischer Husar keinen Pardon, und ward vom Pferde geschossen und getödtet. Ueberhaupt ist in dem Regiment, obschon es Rheinländer sind, ein kecker, frischer Sinn, nicht bloß auf der Zunge, gute dreiste Reiterei und exemplarische Zucht, wenigstens in der hier liegenden Schwadron. Der Commandeur Obristlieutenant Künzel wird enthusiastisch von seinen Leuten und Offizieren verehrt, aber auch gefürchtet, und die Erzählungen aus der Badischen Campagne sind seines Lobes voll. Ein Unteroffizier sagte mir von ihm: der reitet wie Pech und Schwefel, und wenn er im Sattel sitzt, kann die ganze Armee ruhig schlafen, bis er sagt: nun ist es Zeit. Verzeihn mir Ew. Excellenz meine breite Geschwätzigkeit, aber Sie haben die schwarzen Gewässer meines Tintfasses heraufbeschworen und ich fürchte, Sie finden nicht so schnell das Wort, um sie zu bannen, da es heut so heiß ist, daß ich entschlossen bin, garnicht auszugehn, und keine weitern Geschäfte schützend zwischen Sie und meinen Drang nach Mittheilung treten werden, indem Rochow nach Homburg gefahren ist, um sich beim Prinzen Wilhelm K. H. zu melden. Daß ich Ihnen über Rochow selbst mein Urtheil schreibe, ist wohl, sei es lobend oder tadelnd, in meiner Stellung zu ihm nicht passend; er ist in seinem persönlichen Verkehr mit mir die Liebenswürdigkeit selbst und verzieht mich; auf Entschlüsse in Geschäftssachen aber habe ich wenig Einfluß, wie das in der Natur der Sache liegt, denn zwei Menschen können nicht gleichzeitig Eine Handlung thun; die meisten Sachen kommen fertig

*) Ist später Armee-Gensdarm gewesen, bei Auflösung des Corps pensionirt; kann man ihm nicht für seine gute Kinderzucht das allgemeine Ehrenzeichen besorgen? en cas que si würde ich sein National(e) vervollständigen.

von Berlin, wie das ebenfalls nicht anders sein kann, und was hier geschieht, wird meistens in gelegentlichen und unerwarteten Privat-Conversationen oder in der Bundestagssitzung abgemacht, oder von Rochow im Wege der Privat-Correspondenz erledigt, da er das, was er einmal vorhat, gern schnell und auf dem kürzesten Wege durchführt. Kurz, was vorgeht, das geht ohne mich, und ich habe die Empfindung eines Junkers in einer Sinecure, die drückendste, welche das constitutionelle Gewissen eines abgabenbewilligenden Volksvertreters belasten kann. Wenn nun auch die robuste Tragfähigkeit besagten Gewissens jener Last für die Zeit vollkommen gewachsen sein dürfte, welche höhern Orts (und von mir selbst) nothwendig erachtet wird, so glaube ich doch, daß es für die Regirung von keinem Nutzen sein würde, wenn meine jetzige Stellung eine dauernde werden sollte. Ein mir von Berlin zugegangnes Gerücht nennt Lecoq als Nachfolger Rochow's. Ich bin bei Weitem nicht so ehrgeizig, als Ihr Bruder von mir anzunehmen pflegt, ich würde sehr gern Landrath im Schönhauser Kreise geworden und geblieben sein, und in diesem Frühjahr würde meine Ernennung zu dem geringsten deutschen Geschäftsträgerposten, als Lehrlingschaft, meine Erwartungen überstiegen haben; nachdem aber die Nachricht von meiner beabsichtigten Anstellung als Bundestags-Gesandter auf glaubwürdige Weise in das Publikum gelangt und im Parteisinne aufgefaßt und beleuchtet worden, würde in einer Aenderung dieser Absicht die Deutung liegen, daß man sich, wenigstens einstweilen, von meiner Unreife zu dieser Stellung überzeugt habe, eine Auffassung, von der ich mit Hamlet sagen möchte: „das alles ist ohne Zweifel sehr wahr, und ich selbst glaube festiglich daran, aber ich halte es nicht für schön, es so gedruckt zu sehn.“ Das heißt: l'appétit vient en mangeant, und jetzt lege ich allerdings einen ambitiösen Werth auf meine Ernennung, und ihr Ausbleiben seiner Zeit würde mich schmerzen. Ich bescheide mich aber, daß Rücksicht auf persönliche Wünsche politischen Gründen gegenüber nicht maßgebend sein kann, und würde auch im schlimmsten Falle die Rolle eines gekränkten Staatsmannes jederzeit für eine geschmacklose halten. Meine Frau ist noch in Pommern, theils um das Seebad zu gebrauchen, theils weil ich Kind und Kegel nicht eher übersiedeln will, als bis ich der Gestaltung meiner Zukunft offiziell sicher bin. Für eine puritanische und von ländlichen Vorlieben erfüllte Seele, wie die meiner Frau, bietet die hiesige Geselligkeit

nachhaltigen Stoff für sittliche Entrüstung. Denn im Ganzen thut man den schönen Löwinnen von Frankfurt nicht Unrecht, wenn man ihren Ton als nahe an Lüderlichkeit streifend bezeichnet.

Vor etwa 14 Tagen habe ich eine der sich hier eines stadtkundigen Rufs erfreuenden Landpartien des Grafen Thun mitgemacht, bei der ich selbst die Rolle des Joseph, zu meiner Schande muß ich es gestehn, nur bis zur Höhe des passiven Widerstandes durchgeführt habe. Die Theilnehmerinnen sind hübsche üppige Weiber der hiesigen Bankier-Aristokratie, von denen ich zwar nicht weiß, bis zu welchem Punkte sie einem der hiesigen diplomatischen Garçons oder Strohwittwer den Mangel eigner Häuslichkeit zu ersetzen geneigt sind, deren Auffassung der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Damen und Herrn mich aber doch glauben ließ, daß ich es meiner Frau als abwesendem Theil schuldig sei, bei einer Einladung zu einer ähnlichen Excursion auf heut, Geschäfte vorzuschützen . . . Er (Thun) ist ein Gemisch von ungehobelter Derbheit, die leicht für ehrliche Offenheit passirt, von aristokratischer nonchalance und slavisch-bäuerlicher Schlauheit, hat stets „keine Instructionen“ und scheint wegen Mangel an Geschäftskunde von seiner Umgebung abhängig zu sein. Unter diesen ist der Baron Brenner, ein romantischer beau, groß, schön und brünett, klug und unterrichtet, aber faul, in Gesellschaft schweigsam . . . Dann der Baron Nell, etwas älter, scheinbar mehr der Flasche als den Weibern zugethan, erstrer jedenfalls über den Durst; er besucht mich mitunter, sieht mich ununterbrochen und schweigend an, wie die Schlange den Colibri, und geht nach 10 Minuten fort, ohne ein Wort gesagt zu haben. Er soll geschäftlich routinirter, jedenfalls fleißiger als Brenner sein und hat dadurch entschiedenes Ascendant über Thun. Alle drei Herrn der Oestreichischen Gesandschaft haben durchaus nichts, was Vertrauen erweckt, Thun noch am meisten . . . vorsichtige Unaufrichtigkeit ist der bemerkbarste Characterzug in ihrem Verkehr mit uns. Redensarten von der Nothwendigkeit gemeinsamen und einheitlichen Wirkens mit Preußen haben sie bis zum Ueberdruß im Munde, wenn es sich aber darum handelt, unsre Wünsche zu fördern, so ist ein offizielles „nicht entgegen sein wollen“ und ein heimliches Vergnügen, uns Hindernisse zu bereiten, das Einzige, was wir m. E. zu erwarten haben, wie wir das in der Flotten-Sache bestimmt und in der wegen des

Austritts unsrer Provinzen, falls nicht präcise Instructionen von Wien durch Graf Arnim zu erreichen sind, erleben werden. In Ermanglung entscheidender Verhandlungen hier am Ort äußert sich diese Tendenz in kleinlichen Bestrebungen, den formellen Vorrang Oestreichs, den ihm niemand bestreitet, ostensibel und handgreiflich darzustellen. Der General Xylander*) stellt sich beschränkt und ehrlich; erstres gelingt ihm vollständig; in Bezug auf die zweite Eigenschaft habe ich noch kein Urtheil gewonnen. Herr v. Nostitz**) ist vorsichtig, höflich, biegsam, wie ich glaube, unzuverlässig . . . . aus Schwäche, geschäftskundig und nach seinen Reden vulgär constitutionell. Ueber Herrn v. Reinhard***) weiß ich nur zu sagen, daß ihm die Aussöhnung seines hohen Herrn und Sr. Majestät des Königs sehr am Herzen liegt, und er wiederholt deßhalb mit Rochow conferirt hat, ohne Verständigung beider, Herr von Marschall†) ist ein kluger gewandter Mann, der viel Hinneigung zu Preußen an den Tag legt, fast zu höflich, aber ich ziehe ihn den übrigen Gesandten aus Süd- und Westdeutschland vor; betrügt auch er uns, so thut er es wenigstens mit Anstand. Herr von Trott††) läßt sich nirgends sehn, lebt einsam in seinem Zimmer, klagt sehr über die Hitze trotz eines auffallend leichten und nicht ganz propern häuslichen Kostüms und macht einen etwas landjunkerlichen Eindruck. Der Darmstädtische Gesandte v. Münch ist unter den Kleinen derjenige, welcher, sei es aus persönlicher Wahl oder in Folge seiner Instructionen am meisten eine antipreußische Vorliebe für Oestreich an den Tag legt; er scheint ein stiller, kalter, vernünftiger Mann zu sein. Baron Dungern†††) halte ich für einen unbedeutenden Menschen; auf der Straße sieht er etwas ordinär aus; politisch würde er sich, soweit die Interessen auseinandergehn, für seine Person lieber zu Oestreich wie zu uns halten, aber er unterliegt dem sich bekämpfenden Einfluß des preußisch gesinnten Ministers von Wintzingerode und der östreichischen Richtung seines Hofes, welche besonders an der hübschen und liebenswürdigen jungen

*) Bayrischer Bundestagsgesandter.
**) Kgl. Sächs. Bundestagsgesandter.
***) Württembergischer Bundestagsgesandter.
†) Badischer Bundestagsgesandter.
††) Kurhessischer Bundestagsgesandter.
†††) Bundestagsgesandter für Nassau und Braunschweig.

Herzogin*) eine Stütze findet. Herr von Wintzingerode hat sich mir gegenüber als einen Freund Preußens à toute épreuve ausgesprochen; der Herzog soll ihn nicht lieben, seiner aber den Ständen gegenüber bedürfen. Von den Norddeutschen Gesandten kann ich die Herrn von Schele**) und von Oertzen***) beide als grade, ehrenwerthe gentlemen bezeichnen, Leute ohne Falsch, die das Beste wollen für das Ganze, aber treu ihren Fürsten; beide etwas zu peinliche Juristen für Politiker und von nicht sehr ausgedehntem Gesichtskreis, doch ist Schele der Bedeutendere von ihnen. Die Auffassung beider ist für alle Fragen die eines Richters in einem Spruch-Collegium. Schele äußerte sich bei einer gelegentlichen Conversation mit mir dahin, daß er in das jetzige Hanöversche Ministerium auf keinen Fall, und in ein andres nur dann eintreten wolle, wenn die Frage über die Landstände zu seiner Befriedigung gelöst sei. Herr von Bülow†) aus Holstein gehört ebenfalls zu den besten Elementen der Versammlung, er ist ein angenehmer Gesellschafter, von liebenswürdigen Manieren, dabei schlau und umsichtig, und wenn die Dänische Sache erst in ein klareres Stadium getreten sein wird, so glaube ich, daß wir ihn zu unsern Freunden werden zählen können, soweit die Dänischen Partikulatur-Interessen es zulassen. Der Lübecker Gesandte Brehmer ist mir mit seinen banalen Gothaer Phrasen, die durch eine gewisse Mecklenburgische Jactanz und Breitspurigkeit nicht genießbarer gemacht werden, eine ebenso incommensurable Erscheinung, als der Syndicus Banks††) durch angenehme Formen mit seiner kaufmännisch-mattherzigen Richtung in der Politik aussöhnt; indessen habe ich auch mit dem erstern in dienstlicher Heuchelei freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Dem Talleyrand von Bremen, dem alten Smidt, traut keiner recht, und er scheint für Deutschland nur insoweit Sinn zu haben, als Bremen darin liegt. Herrn v. Fritsch (Weimar) . . . . [halte ich für] gutmüthig und rechtlich, soweit letztres von einem Gothaer zu verlangen ist. Mit Eisendecher†††) läßt sich eher reden, aber ich

*) Adelheid.

**) Hannoverscher Bundestagsgesandter.

***) Mecklenburgischer Bundestagsgesandter.

†) Dänischer Bundestagsgesandter für Holstein und Lauenburg.

††) Hamburgischer Bundestagsgesandter.

†††) Oldenburgischer Bundestagsgesandter.

glaube, er macht hier nur bonne mine à mauvais jeu; er liebt den Bundestag als solchen nicht und spricht viel davon, daß er bald wieder nach Oldenburg gehn werde; bis jetzt habe ich noch nie gehört, daß er sich mit etwas ihm Gesagten nicht mit wohlwollender Miene einverstanden erklärt hätte, auch dann, wenn er es nicht ist. Daß wir mit dieser ganzen Gesellschaft Deutschland reformiren und Europa durch die Regeneration unsres Vaterlandes staunende Theilname ablocken werden, glaube ich nicht. Es ist kein einziger Mann von geistiger Bedeutung darunter, die meisten sind wichtig thuende Kleinigkeitskrämer, die die Bundesvollmacht mit ins Bett nehmen, und mit denen keine Conversation zu führen ist, weil sie bis in die gleichgültigsten Gespräche hinein diplomatisiren, beobachten und zum Bericht notiren. Die gemeinsame Gefahr von 1848, wenn sie auch auf der Zunge lebt als gelegentliches Unterhandlungsmittel, im Herzen ist sie vergessen, und die gegenseitige Mißgunst und Susceptibilität wird schwerlich in irgend einer wichtigen Frage ein entschiednes und einheitliches Vorgehn des Bundes aufkommen lassen, solange neue Gefahren nicht ostensibel vor Augen treten. Es scheint, als ob Oestreich beabsichtigte, den Angriff der schwebenden Fragen zu verzögern, denn grade von dem Präsidium geht die Langsamkeit der Einleitungen aus, und es ist fast keine Frage, über welche Thun nicht erklärte ohne Instruction zu sein. In der Hamburger Verfassungsfrage wird es sich zeigen, daß, außer etwa Schele und Oertzen, niemand in der Versammlung ist, für den das Recht als solches einen Werth hat, und der überhaupt mehr von bestimmten Rechtsauffassungen, als von Gründen momentaner Zweckmäßigkeit geleitet würde. Das Traurigste ist, daß es sich, trotz der entente cordiale, hier fast nur um die Parteistellungen von östreichisch oder preußisch zu handeln scheint, während eine richtige Theilungslinie so liegen müßte, daß man entweder östreichisch und preußisch oder keins von beiden wäre. Die benachbarten Fürsten sind entschieden antipreußisch und aus dem Grunde östreichisch, wobei das Mißtrauen zum Vorwande dient, welches die frühere preußische Politik, in der man eine Verbindung Preußens mit den Völkern gegen die Fürsten zu sehn behauptet, hinterlassen hat. Die vorhandne Vorliebe der Mittelklassen, soweit sie protestantisch sind, für uns hilft uns nichts auf dem Bundestage, wo das Verhältniß so liegt, daß ein östreichischer Vorschlag, bei entschiednem

Widerspruch von unsrer Seite, doch Hoffnung auf Majorität haben würde, während ein speziell preußischer, wenn er von Oestreich keine stärkere Unterstützung erhält als die einer passiven, nur pour menager les déhors ausgesprochnen Zustimmung, schwerlich auf mehr als 3 oder 4 Stimmen würde rechnen können. Die vorgängige Verständigung über das, was hier vorgebracht werden soll zwischen Berlin und Wien, scheint daher unumgänglich nothwendig zu sein, so sehr auch die hiesige Position dadurch an Interesse verliert, aber ich sollte glauben, so wie die Beziehungen zwischen uns liegen und bei der viel größern Wahrscheinlichkeit, das Oestreich unser, als das wir Oestreichs bedürfen, müßte es möglich sein, in Wien über Fragen wie die Hamburger Verfassung, die Flotte, die Stellung des Bundes zur Presse und zu den territorialen Märzverfassungen, einschließlich Kurhessen, eine uns genehme Verständigung bald zu erreichen, ohne daß wir das Band des Bundestags dabei um so viel fester zu schnüren brauchen, daß es uns unbequem sitzt. Die Dänische Frage, namentlich die über die Succession, nach deren Erledigung die Schleswig-Holsteinische sehr erleichtert sein wird, liegt meines Erachtens außerhalb unsres hiesigen Wirkungskreises, und ich hoffe, wir bleiben damit verschont. Für sehr nützlich würde ich es halten, wenn man sich bei Zeiten mit den deutsch-materiellen Fragen befaßte. Diejenige Stelle, die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Betheiligten haben, denn die Sachen, quae numero et pondere dicuntur, sind der Mehrheit der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht, Wechselrecht und andern derartigen Schnurrpfeifereien nicht sehr hoch anschlage und für schwer ausführbar halte, so sollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern, das heißt, mehr von preußischer als von bundestäglicher Seite. Es würde mir sehr interessant sein zu hören, ob die Unterhandlungen zwischen dem Zollverein und Hanover noch im Gange sind und fortschreiten, denn die Consolidirung der gesunden norddeutschen Elemente durch das Band materieller Interessen, selbst wenn sie mit Verlust an süddeutschen Bestandtheilen des Zollvereins erkauft werden sollte, würde für die Richtung unsrer innern Politik nicht ohne conservative Rückwirkung sein und uns

berechtigen, mit mehr Kaltblütigkeit auf die Entwicklung der Bundestagspolitik zu sehn. Werden wir auch unsre Militär-Conventionen aufrecht erhalten? Doch ich frage, als ob ich glaubte, daß Euer Excellenz ebensoviel Zeit zum antworten hätten, als ich zum schreiben, und wenn ich radottire, so entschuldigen Sie mich damit, daß ich wegen zu großer Hitze noch jetzt um 6 Uhr nicht zu Mittag gegessen habe. Gestatten Sie mir noch ein Wort über unsre innre Politik; ich fürchte, daß die Minister in eine schiefe Stellung gerathen mit Berufung der Provinzialstände. Wollen sie wirklich nur ein interimistisches Organ für einen bestimmten administrativen Zweck in diesen Ständen sehn, so nenne ich das mit der Kanone auf die Hühnerjagd gehn; kehren sie um, sobald diese interimistische Function erfüllt ist, so haben sie ohne Noth das Odium und Mißtrauen in demselben Grade auf sich geladen, als wenn sie die dauernde Herstellung der Stände octroyirt hätten, was sie ohne Verfassungsbruch konnten; und durch einen Rückzug verlieren sie im Vertrauen der conservativen Partei mehr, als wenn sie die Sache ganz hätten schlummern lassen. Will die Regierung aber in den Ständen eine dauernde Organisation wieder gewinnen, so hätte sie ihre eigne Position fester nehmen müssen, als sie in der Motivirung und in den spätern Erklärungen der Preußischen Zeitung gethan hat; sie hätte sich von Hause aus entschlossen für das rechtliche Bestehn der Stände aussprechen müssen, nicht aber abwarten, daß ihr die Reclamationen, die in diesem Sinne aus der Mitte der Provinzial-Landtage nicht ausbleiben werden, die Alternative stellen, sich nachträglich durch das Junkerthum diese Ansicht aufdrängen oder die Stände fallen zu lassen, nachdem letztre geglaubt haben werden, den Absichten der Regirung entgegenzukommen, wenn sie ihre Rehabilitation erstreben und sich danach enttäuscht sehn. Das Facit ist dann triumphirende Gereiztheit bei der bisherigen Opposition, Mißtrauen im Centrum der bourgeoisie und Verlust des Vertrauens bei den Conservativen. Will die Regirung ernstlich sich auf Grundlagen organischen Staatslebens und vernünftiger Freiheit übersiedeln, so kann sie das, wie ich glaube, erreichen ohne formellen Verfassungsbruch, aber dann muß sie die Schiffe hinter sich verbrennen und die Scheide fortwerfen; halber Muth, stutzen und zag werden im Feuer, kann nur zu ganzer Niederlage führen. Wenn die Regirung nicht den Entschluß

hat, sich offen und rücksichtslos der Werkzeuge in der Bürokratie zu entäußern, von denen sie sicher weiß, daß sie ihre Stellung nur als Waffe gegen die Regirung nutzen werden, so ist auch vorauszusehn, daß sie die Entschlüsse, welche man von ihr hofft oder fürchtet, entweder nie gehegt hat, oder nicht ausführen will, oder bei der Ausführung erlahmt, weil ihre Organe offen oder heimlich den Dienst versagen.

Ich habe schon an den Major von Manteuffel einmal über die unhaltbare pekuniäre Lage unsrer hiesigen Subaltern-Offiziere geschrieben; er antwortet mir, der Preußische Offizier sei daran gewöhnt, mit Anstand zu hungern; es handelt sich hier aber nicht um hungern, sondern um Schuldenmachen; leben und wohnen ist hier um 30 bis 50 Prozent theurer als in Berlin, und schon da kann ein Linien-Lieutenant, der gewöhnlich ohne Zulage ist, nicht bestehn. Die nothwendigen unvermeidlichen Ausgaben und Abzüge übersteigen hier die dienstlichen Emolumente um monatlich 5 bis 6 Thlr., der Offizier mag hungern, so viel er kann; ich werde mir erlauben, Eurer Excellenz einen speziellen Nachweis über diese Angabe einzureichen. Die letzte Soldstufe der Baiern hat 9, die der Oestreicher 25 Thlr. mehr hier am Ort als unsre monatlich.

Ueber den Herrn, dessen Privatcorrespondenzen Sie die Güte hatten, mir vor meiner Abreise zu zeigen,*) höre ich viel Nachtheiliges. Die Offiziere klagen, daß er dienstlich unthätig sei; andre fechten seine Uneigennützigkeit an, indem er von der Stadt Emolumente und gelegentliche Geschenke beziehe, sich bei kleinen Fürsten um Orden bewerbe u. dgl. Savigny und Goltz nannten ihn intrigant, indem er mit Personen in der Nähe Sr Majestät und mit der Kreuzzeitung einerseits und mit der Kölnischen Zeitung und mit hervorragenden Persönlichkeiten in Coblenz in einem andern Sinne correspondire. Sein äußerlicher habitus ist nicht Zutrauen erweckend; ich kann aber nicht näher über ihn aus eigner Auffassung urtheilen, da er Herrn v. Rochow und mir bald nach unsrer Ankunft ausdrücklich erklärte, er werde zwar auf Erfordern uns jede verlangte Auskunft geben, aber in keiner fortlaufenden Verbindung mit uns stehn, sondern selbständig seine eignen Beziehungen erhalten. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehn, da zwei Ver-

*) Major Deetz.

suche dazu von meiner Seite fehlschlugen. Herrn v. Rochow hat er über Coblenz allgemeine, schon bekannte Mittheilungen gemacht. Zum Schluß noch ein personalissimum. Euer Excellenz fragen Rochow, welche Bewandniß es mit einem englischen Artikel über mein Spielen in Homburg hat. Der Schreiber desselben ist Mr. Hodgekins, Correspondent der Daily News und einer der gekränkten Litteraten, mit denen ich meine Fehde in Erfurt hatte, indem ich ihm den Tribünen-Platz entzog, weil er den von seinen Collegen erfüllten Bedingungen nicht nachkommen wollte. Ich war bis zum Erscheinen jenes Artikels nur einmal in meinem ganzen Leben und zwar auf Rochows Wunsch und mit ihm in Homburg gewesen, habe 2 Minuten lang gespielt und mich dann entfernt. Ich spiele sonst seit meiner Verheirathung grundsätzlich garnicht Hazard, auch nicht in Privatgesellschaft, weil es mir zu theuer ist, und meine Frau triumphirt schon, daß jener Bruch meiner Grundsätze mich sofort öffentlich als einen enragirten Spieler erscheinen läßt. Thun und Nostiz sind übrigens an der Roulette Stammgäste und spielen sehr hoch, letztrer glücklich, erstrer mit schlechtem Erfolg, und ich finde es in seiner Stellung überhaupt unschicklich.

Verzeihn Sie dieses lange opus und betrachten Sie es als eine gelegentliche Conversation bei mitternächtlicher Cigarre am Kanal in Potsdam. Mit der Bitte, Ihrer Frau Gemalin und Ihrem Herrn Bruder, wenn Sie ihn sehn, meine Empfehlung zu machen,

Euer Excellenz

treu ergebner

v. Bismarck.

Savigny habe ich sehr vernünftig gefunden und vollkommen bereit, die jetzige Politik der Regirung, als die einzige den Umständen nach mögliche, zu adoptiren und zu stützen und die Vergangenheit als abgethan zu betrachten; Herr v. Roggenbach sprach sehr anerkennend von ihm, Rüdt gegen Rochow das Gegentheil. Rüdt ist übrigens unser Freund nicht, und ich bin zweifelhaft, ob es richtig ist, Savigny, von dem ich bei unsrer persönlichen Stellung nicht glauben kann, daß er mich belügt, dort abzurufen. Die Frau Prinzessin leidet stärker an Leberschmerzen, wie er mir sagt, der Prinz hat sehr befriedigt über Warschau geschrieben, auch

sich in frühern Briefen anerkennend über mich und meine hiesige Ernennung geäußert.*)

An Heinrich von Treitschke.**)

Berlin, 11. Juni 1866.

Eurer Hochwohlgeboren

sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr gefälliges Schreiben vom 7. d. M. und die Offenheit, mit welcher Sie meiner Aufforderung entgegnet haben. Ich will dieselbe mit gleicher Offenheit erwidern.

Die formellen und äußern Bedenken halte ich mit Ihnen nur für Nebensache. Wenn Ihre Stellung in Baden durch Ihre Thätigkeit für Preußens deutsche Interessen unmöglich oder gefährdet würde, so würden wir uns glücklich schätzen, Ihnen in Preußen einen Ersatz zu bieten.

Aber ich ehre Ihr grundsätzliches Bedenken; und ich fühle vollkommen, wie es Ihnen, wenn Sie in Preußen in bestimmter Beziehung zur Regirung wären, schwerer als im Auslande sein würde, die innre und äußre Politik zu trennen und Ihre Thätigkeit für die letztre mit dem Gegensatz gegen die erstre zu vereinen.

Ich sehe zwar auch diesen Gegensatz als nicht unversöhnlich an, ich weiß aber noch nicht, wie weit es meinen ernsten Bemühungen gelingen wird, eine Versöhnung herbeizuführen. Möglich, daß ich auch dafür einmal auf Ihre versöhnende und ausgleichende Mitwirkung hoffen kann! Bis dahin lassen Sie uns zusammen wirken auf dem Felde, auf dem wir es mit gutem Gewissen können: der deutschen Politik Preußens.

Ich bin bereit, Sie auch nach Heidelberg hin in möglichster Vollständigkeit mit allem dazu erforderlichen Material zu versehn. Ich beginne damit, indem ich Ihnen anliegend die Grundzüge der Bundesreform übersende, wie ich sie, allerdings immer nur als ein einfaches Skelett, zur Grundlage unsrer Berathungen mit dem

---

*) Sämtliche Briefe sind nach den authentischen Texten gegeben, die Horst Kohl in seinen Bismarckbriefen, Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1897, veröffentlicht hat.

**) Schiemann, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 247 f.

Parlament habe ausarbeiten und gestern den deutschen Regirungen mittheilen lassen.

Wir denken dieselben auch nächstens in die Oeffentlichkeit zu bringen, und da dies voraussichtlich mit dem Beginn der kriegerischen Action zusammenfallen wird, beabsichtigt S. Maj. der König ein Manifest an die deutsche Nation zu erlassen, um sich über die Natur dieses Kampfes und über die Ziele Seiner eignen nationalen Politik auszusprechen. Möchten Sie, geehrter Herr Professor, einen Entwurf zu einem solchen Manifest ausarbeiten und mir, freilich in wenigen Tagen, zusenden? Sie kennen und fühlen selbst die tiefern Strömungen des deutschen Geistes, an welche man sich in so ernsten Augenblicken wenden muß, um den rechten Anklang zu finden, und werden die warme Sprache reden, die diesen Anklang hervorruft.

Nachher würde es dann erwünscht sein, in möglichst rascher Folge in Flugblättern und Zeitungsartikeln dies Manifest zu erläutern und die Nachwirkung zu sichern.

Ich hoffe, Sie werden Freudigkeit finden, um meinem Wunsche zu entsprechen, und sehe mit Verlangen Ihrer Antwort entgegen, indem ich schließlich noch die Versicherung meiner Hochachtung und meines Vertrauens erneuere.

v. Bismarck.

Graf Helmuth von Moltke.

Während bei Bismarck die ästhetischen Neigungen fast ganz von seiner Thätigkeit für das öffentliche Leben des deutschen Volkes und die Geschicke Deutschlands zurückgedrängt und erdrückt werden, ist Moltke im Gegensatz dazu bei aller soldatischen Kürze, Geradheit und Kühnheit immer eine wirklich ästhetische Natur gewesen und geblieben, die reiche litterarische und künstlerische Interessen hatte. Hat er doch sogar eine Novelle „Die Freunde“ geschrieben*) und reizvolle, anmutige Gedichte geschaffen, nach der Natur skizzirt, viele Gemälde kopiert und überall, wo sich Ge-

*) Aufgenommen in die „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke.“ Berlin, Mittler und Sohn 1891.

legenheit bot, Theater und Kunstausstellungen mit lebhaftem Anteil besucht. Auch hier blieb er, wie bei allem, was er unternahm, nicht an der Oberfläche, sondern drang mit seinem ruhigen, klaren Blick in die Tiefe. Daher sind auch seine Urteile über Kunst und Litteratur stets wohlbegründet und wertvoll, und ein feiner, vornehmer Geschmack giebt sich darin kund. Während uns Bismarck mehr in der vollen Wucht seiner Persönlichkeit wie eine leidenschaftlich vorwärtstreibende Elementarkraft entgegentritt, ist das Charakteristische in Moltkes Art die vornehme Harmonie und die abgeklärte Ruhe einer hoch über den Kämpfen des Tages stehenden, fest in sich geschlossenen Natur. Bismarcks in der Tiefe von gewaltigem Fühlen aufgerührten Seele ist nichts Menschliches fremd, Moltke dagegen neigt mehr zu dem Horazischen Odi profanum vulgus et arceo. Daher ist Bismarck eine lutherähnliche, echt volkstümliche, alles deutsche und menschliche Wesen umspannende Natur, Moltke dagegen mehr eine rein aristokratische, mit dem geschulten Urteil des ästhetischen Kenners und Feinschmeckers auswählende Erscheinung. Gewaltige Kraft, geniale Macht des Ausdrucks, treffsichere Schlagfertigkeit, überströmende Gedankenfülle, die sich in keine feststehende Form zwängen läßt und überall die herkömmlichen stilistischen Regeln durchbricht, volkstümliche Lebendigkeit und weitausholende sowie weithintreffende Wucht, die unmittelbar alles mit sich fortreißt, sind die Kennzeichen der Bismarckschen Art, während Moltke, fern dem dionysischen Rausche, überall das apollinische Maß bekundet, so daß man Vornehmheit, Hoheit und lichtvolle Klarheit als die eigentümlichen Eigenschaften bezeichnen muß, die seiner Schreibart das Gepräge geben. Selbst die Nachlässigkeit seines leichten und eleganten Briefstils ist eine vornehme, und auch da, wo die Wärme und Herzlichkeit seines tiefen Fühlens plötzlich hinter der scheinbaren Kälte und Ruhe seiner äußern Art hervorleuchtet, macht sich doch stets der Prozeß aristokratischer Abklärung bemerkbar. Eins dagegen sind die beiden großen Befreier unsres Volkes aus Zerrissenheit und Zwietracht in der heiligen Liebes- und Begeisterungsfülle für des Reiches Herrlichkeit, in ihrem tollkühnen Wagemut und ihrer rücksichtslosen, vor keinem Hemmnis zurücktretenden Entschlossenheit, in dem sichern, überaus raschen Überblick selbst über die verwickeltsten Lagen und Verhältnisse, in der durch nichts zu beirrenden Klarheit und Sicherheit ihres Urteils

und in der Schlichtheit, Einfalt, Geradheit und Natürlichkeit ihres Wesens.

Man erkennt die Unterschiede in der Art der beiden großen Männer, auf die wir hier hingewiesen haben, auch in ihrem Briefstil aufs deutlichste. Moltke ist vielleicht der vornehmste deutsche Schriftsteller des ganzen 19. Jahrhunderts, der aber mit seinem abgeklärten, harmonischen Stil soldatische Knappheit und Kürze, markige Kraft und wirkliche Fülle des Lebens verbindet. Neben ihm erscheint selbst ein angesehener Dichter wie Paul Heyse, der in Bezug auf die äußere Form doch auch als ein Meister der Sprache gilt, wie ein biegsames, schwankes Rohr neben einer festen, geraden, schlank aufsteigenden Tanne. Wenn man von der Lektüre der Schriften Moltkes kommt, ist man so von dessen kerniger Lebenskraft, von der Reinheit, Hoheit und Klarheit seiner Seele erfüllt, daß einem daneben Heyses Art marklos, zierlich, oft sogar weichlich, süßlich und von schwüler Sinnlichkeit getränkt erscheint. Man kann daher unserm deutschen Volke für die Hebung seines Geschmacks kaum etwas Besseres wünschen, als daß ihm Moltkes Schriften, und ganz besonders Moltkes Briefe innig vertraut werden, ja daß sie geradezu allmählich ein Stück unsrer Volksseele werden möchten, wenn wir selbstverständlich auch nicht wünschen, daß Moltkes Art die einzige sein möchte, von der unser Volk durchtränkt werden soll. Sie wird aber, zu andern hinzutretend, ganz besonders klärend und anregend zu wirken imstande sein. Man wird in den folgenden Briefen die hier geschilderte Eigenart Moltkes ohne weitern Kommentar erkennen. Ganz besonders sei auf die Knappheit und Kürze und den klaren, lichtvollen Bau seiner Sätze aufmerksam gemacht.

Briefe an seine Mutter.*)

Freiberg a. d. Mulde, d. 20. Juli 1830.

Schon drei Wochen bin ich unterwegs, und obwohl ich recht oft an Dich gedacht habe, liebe Mutter, so habe ich doch immer nicht die richtige Muße finden können, an Dich zu schreiben.

*) Seine Mutter Henriette von Moltke stammte aus Lübeck, wo sie als Tochter des Geheimen Finanzrates Paschen am 5. Februar 1777 geboren war. Trotz großer Vermögensverluste und trotzdem sie später von ihrem Gatten

Heute soll mich nichts abhalten, Dir meine herzlichsten Wünsche und zugleich Nachricht von mir zu schicken. Du wirst die Einlage in Vaters Briefe, welche ich den 30. vorigen Monats absendete, erhalten und daraus ersehen haben, daß ich den Hinweg zur diesjährigen Dienstreise über Dresden und das Erzgebirge zu nehmen hatte. Bis jetzt ist unberufen die Reise ungemein glücklich gewesen, das Wetter ist ununterbrochen seit drei Wochen schön, und ich habe nicht ein einziges Mal nöthig gehabt, den Mantel auseinander zu wickeln. Morgens Schlag 5 Uhr reite ich fort, mein munterer Hengst vorauf, der Bediente auf dem Rappen mit einem kleinen Mantelsack, dem Mantel und zwei Taschen mit Karten und Putzzeug hinterdrein. Dann geht es drei, vier, fünf Meilen weit. Ist die Tour länger, so mache ich unterwegs eine Mittagsruhe von fünf bis sechs Stunden und reise erst Abends wieder fort, stets mit der Karte in der Hand. Die guten Rosse*) fressen mir aber auch genau zwei schwere Rationen jedes, und da das Futter sehr theuer, so geht es mir fast wie Diomedes, der von seinen Rossen gefressen wurde. Vorgestern habe ich eine starke Tour gemacht. Ich ritt früh von Annaberg nach Oberwiesenthal, drei Meilen. Um meine Pferde zu schonen, ließ ich sie dort stehen und ging zu Fuß auf der neuen Kunststraße über den hohen Keilberg (den höchsten Punkt des Erzgebirges), um den es mir zu thun war, bis tief am jenseitigen Abhang nach Böhmen hinab. Nachdem ich zurückgekehrt, hatte ich reichlich drei Meilen im hohen Gebirge gemacht und ritt dann die drei Meilen nach Annaberg zurück. Abends um 7 Uhr kam ich an, und da ich seit 5 Uhr früh nichts gegessen, so kannst Du Dir denken, daß mir die Forellen gut schmeckten. Ich bin durch wunderschöne Gegenden gekommen. Nachdem ich einige Bekannte bei Dresden besucht, ritt ich auf einer wenig besuchten, aber kürzern Straße nach Teplitz, besah das Schlachtfeld von Kulm und setzte dann meinen Weg längs des schönen Egerthals nach Karlsbad fort. Hier traf ich glücklich genug unsern Vetter Moltke, den russischen Gesandten in Karlsruhe. Er wollte gerade zwei Tage darauf abreisen; diese blieb ich mit ihm zusammen, und ich begleitete den freundlichen Verwandten, bis mein Weg rechts übers Gebirge

---

getrennt lebte, verstand sie es, ihren acht Kindern eine gute Erziehung zu geben, und scheute kein Opfer, keine Entsagung, um dieses Ziel zu erreichen.

*) Bismarck würde geschrieben haben: Pferde.

führte. Schon denselben Abend war ich in Schneeberg am nördlichen Fuß des Gebirges. Morgen früh gehe ich über Tharandt und den Plauenschen Grund nach Dresden, wo mein Major auf mich wartet, um das Schlachtfeld von Kulm zu besuchen, woselbst ich die Honneurs zu machen habe, nämlich mit Auskunft über die Begebenheiten und die Oerter, wo sie sich zutrugen. Ich habe zu dem Ende die verwickelte Schlacht und die einleitenden Bewegungen gründlich studiren müssen. Ich muß daher noch einmal übers Gebirge zurück, nehme aber einen andern Weg, damit ich es recht ordentlich kennen lerne.

Von Dresden gehen wir auf das Rendezvous Bitterfeld bei Halle, wo der ganze Generalstab den 3. August eintrifft und nun die eigentliche Übungsreise beginnt. Ich lege Dir ein kleines Blümchen bei, welches ich Dir auf einer hohen Klippe des Erzgebirges gepflückt und lange am Hut getragen habe.

Wie oft habe ich bei den schönen Aussichten Deiner gedacht; Du konntest Dich immer so freuen über eine schöne Gegend. Hättest Du nur gestern das prachtvolle Thal bei Wolkenstein sehen können. Die Sonne ging herrlich unter, und schon stand der Vollmond am Himmel und spiegelte sich in dem brausenden Waldbach — jenseits auf einer hohen Klippe erhob sich das alte Schloß. Es war so schön, daß ich die Nacht dablieb und heute früh noch einmal den steilen Berg hinabkletterte. Für heute Adieu, liebe Mutter. Ich werde bis Dresden wohl mein eigener Postbote sein. Jetzt will ich Freiberg mit seinen alten Mauern und Thürmen besehen.

Mit herzlicher Liebe Dein treuer

Helmuth.

Wien, den 15. October 1835.*)

Liebe Mutter!

Ich bin zwar, wie Du aus dem Bildchen**) oben siehst, noch nicht weit mit meiner Reise gekommen, indeß will ich doch schon von hier aus melden, daß ich gesund und wohl bin. Leider habe ich noch keine Nachricht von Euch, da aber heute eine Post aus

*) Moltke war damals Hauptmann und befand sich auf der Reise nach Konstantinopel, wohin er kommandiert war.

**) Ein Briefbogen mit Ansicht des Stephansdomes.

Berlin kommt, so bringt sie vielleicht etwas für mich mit. Herzlich wünsche ich, daß Du mit Deinem Befinden zufrieden sein mögest und daß es Euch Allen gut gehe; ich gedenke Eurer oft in der Ferne.

Erst den 17. v. M. konnte ich von Breslau abgehen, da mein Reisegefährte, der Herr v. Bergh, welcher Adjutant beim 1. Garde-Regiment, durch dienstliche Geschäfte verhindert war, früher zu kommen. Ich machte mittlerweile einen Besuch auf dem Schloß Briese, unweit Breslau, wo ich während der Topographie im Quartier gelegen, und wurde mit alter Freundschaft aufgenommen.

Am Sonnabend, den 10., traf ich in der Morgendämmerung hier ein und stieg im „goldenen Lamm“ auf der Jägerzeile ab. Schon früher einmal habe ich hier logiert, und auch Vater wohnte in diesem Gasthof. Aber das kleine Lamm ist seitdem ein ungeheurer Palast geworden mit einer prächtigen Aussicht über die Donau und die Bastei nach dem Stephan.

Wien ist eine prächtige Stadt, schon weil sie krumme Straßen hat, denn nichts ist langweiliger als solche geraden, langen Straßen. Die krummen hat das Bedürfniß allmälig entstehen lassen, solche Städte haben eine geschichtliche Vorzeit und sprechen das Gemüth an, die nach dem Lineal gezogenen sind von der Laune eines Einzelnen hervorgerufen und uniformirt.*) — Die Pracht der Läden ist außerordentlich, und man ist in beständiger Verführung zu kaufen. Jedes Haus hat außer der Nummer sein Zeichen, und dieses ist oft sehr schön gemalt, daß man staunend davor stehen bleibt. Diese Schilder sind zum Theil von ganz guten Meistern, und man könnte sie ohne Weiteres in einer Gemäldesammlung aufhängen. Da steht „die Hofdame“ neben dem „weißen Wolfen“, der jüngere „König von Ungarn“ und der „Erzbischof von Köln“ gegenüber dem „Amor“ und der „Jungfrau von Orléans“.

Das Centrum der Stadt, die Downingstreet von Wien, ist der sogenannte Graben. An einem Palast siehst Du mit großen Buchstaben angeschrieben „Gunkel“. Gunkel ist die erste Notabilität unter den Kleiderfabrikanten, die sonst Schneider genannt

*) Man beachte den feinen Blick für das Malerische und den Sinn für das geschichtlich Gewordene. Und man bedenke weiter, daß das vor 66 Jahren geschrieben ist und sich bereits mit dem deckt, was wir uns in den letzten 20 Jahren als ästhetischen Gewinn mühsam wieder erobert haben.

werden. Ich verfügte mich zu ihm behufs einer consultation en fait de toilette. Nachdem er einen prüfenden Blick auf meinen Anzug geworfen, wünschte Herr von Gunkel zu wissen, bei wem ich arbeiten ließe. Ich nannte Kley in Berlin. — „Nicht übel", sagte der Künstler, „aber gänzlich verfehlt." Er wünschte mich dunkelgrün zu sehen, benachrichtigte mich, daß eine weiße Weste tragen eine Art Wahnsinn sei und daß es nur eine allein seligmachende schwarze Kravatte gebe.

Das Treiben auf den Straßen ist außerordentlich. Sie sind alle sehr schmal und wundervoll gepflastert, aber ohne Bürgersteig, und die Equipagen und Fiaker, welche stets in gestrecktem Trab fahren, jagen ganz dicht an den Häusern hin, so daß man sich wirklich in Acht nehmen muß. Kein Wunder, wenn man bei so getheilter Aufmerksamkeit sich alle Augenblicke in diesen hohen, schmalen Straßen verirrt. Aber man blickt dann nur in die Höhe und findet in der Regel den alten Stephan, der mit seiner hohen Spitze den rechten Weg zeigt, oder zu sich winkt,*) um von diesem festen Punkt aus die Wanderschaft aufs Neue zu beginnen. Wirklich führen alle Wege über den Stephan, und jeden Morgen bleibe ich einige Minuten unter den ungeheuren Gewölben und zwischen den schlanken, hohen, in schönen Quadersteinen geschnittenen Säulen stehen. Auch die Spitze des Thurmes erstiegen wir; 757 Stufen führen auf den sogenannten Starhembergssitz: eine kleine Bank in einer Nische, von welcher aus man das weite Marchfeld überblickt und weit hinein nach Mähren und Ungarn schaut. Da saß mit kummervollem Herzen der alte Starhemberg und bewachte die stets näher rückende Macht der Türken. Die weite Ebene war bedeckt mit ihren Zelten und Pferden, die große, hunderttausend Centner schwere Kette, die jetzt im Kaiserlichen Zeughaus hängt, war geschmiedet, um die Donau zu sperren, die österreichische Streitmacht war vernichtet, der Kaiserliche Hof nach Linz geflohen, das Reich von Uneinigkeit, wie immer, zersplittert und keine Hülfe war daher zu hoffen. Damals gab es noch keine Vorstädte vor Wien, die heute zehnmal so viel Raum bedecken wie die eigentliche Stadt. Derselbe Wall, wie er jetzt noch steht, nur nach einer Seite mit ein paar kleinen Außenwerken versehen,

*) Man betrachte die das Tote belebende, geradezu plastische Schreibweise Moltkes, die recht eigentlich seine stilistische Eigenart kennzeichnet.

war das Bollwerk des Christenthums. Hunger und Krankheit hatten die unglückliche Stadt aufs Äußerste gebracht, es handelte sich um Tage und Stunden, so glänzte der Halbmond auf dem Stephan, der Islam triumphirte in der Hauptstadt der christlichen Welt. Wie ganz anders möchte es dann in Europa geworden sein. Die Reiter Sobieskis entschieden damals das Schicksal der Welt.*)

Von Starhembergs Sitz steigt man noch über 100 Stufen in die Spitze des Thurmes. Von hier übersieht man ganz Wien auf einer Landkarte: Die Glacis, welche die Vorstädte von der Stadt trennen und die Bastei zu einer der schönsten Promenaden der Welt machen, die Schlösser und Landsitze der Umgegend, das nahe Kahlengebirge und die fernen Karpathen und Alpen, welche schon ganz mit Schnee bedeckt sind.

Da Bergh sehr gute Empfehlungen mit hat, so sind wir gewöhnlich des Mittags eingeladen. Heute wurden wir äußerst freundlich aufgenommen bei einem ungarischen Magnaten, der 50000 Unterthanen in Kroatien hat und der uns fünf verschiedene Sorten Wein vorsetzte, die alle auf seinen Gütern gewachsen. Sehr schätzbare Empfehlungsschreiben nehmen wir von hier aus mit nach Pest, Semlin, Bukarest, Konstantinopel, Smyrna, Athen. Da wir überall an die Gesandten oder einflußreichsten Männer adressirt sind, so wird dieses wesentlich zu unserm Fortkommen dienlich sein und die Reise ebenso angenehm als nützlich machen.

Wir gehen nun Sonntag, den 18., früh von hier nach Preßburg und dann mit dem Dampfschiff nach Pest, wo wir zwei Tage bleiben, dann nach Belgrad und die Donau bis Rustschuk hinab — von Wien beinahe an 200 Meilen. In Rustschuk treffen wir den 30. d. M. ein, gehen dann zum Fürsten Ghika nach Bukarest und von dort zu Pferde mit dem Tataren nach Konstantinopel. Diese Art zu reisen ist fast die einzig mögliche, die beste und ganz vollkommen sicher. Nur etwas mühsam und auf dem Balkan etwas frisch wird es sein. Ich werde mir aber in Ungarn einen großen Schafspelz zulegen.

Von Konstantinopel hoffe ich durch die Gesandtschaft schreiben zu können. Leider habe ich keinen Brief von Euch hier erhalten.

*) Wie Bismarck hat auch Moltke den großen historischen Sinn und Blick, verbunden mit jenem anschaulichen Denken, das auch das Vergangene gegenständlich vor sich sieht.

Ich bitte Dich, mir doch in ein paar Zeilen zu sagen, wie es Dir geht, liebe Mutter, auch Nachricht von den Geschwistern geben zu wollen, und den Brief (auf recht dünnem Papier und nicht doppelt) poste restante nach Neapel zu adressiren. Ich rechne dort im Laufe des Januar einzutreffen und bitte etwa um Weihnachten oder Neujahr zu schreiben und mir, will's Gott, gute Nachricht von Euch Allen zu geben.

Mitte März rechne ich in Berlin zu sein. Herzliche Grüße an Adolf, Lui und an die Schwestern. Möchtet Ihr Alle wohl und zufrieden sein. Nun Adieu, liebe Mutter. Gott erhalte Dich. Mit herzlicher Liebe der Deinige.

Helmuth.

Konstantinopel, den 28. April 1836.

Liebe Mutter!

Ich habe zwar heute gar nichts Neues zu melden, jedoch kann ich nicht umhin, Dir für Deinen lieben Brief vom 20. Februar zu danken, der mir große Freude gemacht hat. Nach so langer Zeit war es mir eine große Beruhigung, von Vater sowohl als von Dir zu erfahren, daß Ihr Alle gesund seid.

Ob mein Aufenthalt sich hier noch beträchtlich verlängern wird oder ob ich im nächsten Monat plötzlich abreise, hat sich noch nicht entschieden. Erst in drei bis vier Wochen können die Befehle meines Generals hier eintreffen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man mich dazu bestimmt, einstweilen noch in Konstantinopel zu bleiben, da ich einmal das Terrain hier kenne und der Seraskier ein besonderes Vertrauen in mich gesetzt hat. Der Aufenthalt hier ist auch in vieler Beziehung sehr interessant und wird pekuniär gewiß ganz vortheilhaft werden, aber wenn man schon eine Zeit hier gewesen und der Reiz der Neuheit verschwunden ist, so sehnt man sich doch gar sehr nach Europa. Die Anwesenheit von zehn meiner Kameraden, deren Ankunft man schon erwartet, wird die Sache freilich um Vieles angenehmer machen.

Ich wohne noch immer im Gesandtschaftshotel zu Pera. Das Leben ist äußerst einförmig. Ich stehe nicht allzufrüh auf, bedenkend, daß der Tag vierundzwanzig lange Stunden hat. Bis zum Frühstück um zwölf Uhr habe ich zu arbeiten, und das ist noch ein Glück, dann mache ich gewöhnlich einen Spaziergang mit

den jungen Leuten von der Gesandtschaft. Man schlendert nach einem der zahlreichen Cafés, setzt sich auf einen niedrigen Strohschemel, raucht die Nargileh oder die Wasserpfeife, sieht den Schiffen nach, die durch den Bosporus ziehen, und den Delphinen, die zu Hunderten um sie herumtanzen. Der Kreis des Ideenaustausches ist mäßig beschränkt, Jeder weiß schon im voraus, was der Andere wissen kann; nachdem man also ermittelt hat, ob es Nord- oder Südwind und ob man den Olymp sehen oder nicht sehen kann, schlendert man wieder nach Hause und weiß genau, ob morgen Regen sein wird oder Sonnenschein. Es ist das Land behaglicher Faulheit hier und eine ganze Nation in Pantoffeln. — Gegen Abend mache ich dann noch einen Ritt nach dem Thal der süßen Wasser, um sieben Uhr wird zu Mittag gegessen, und was man dann des Abends noch macht, weiß ich eigentlich gar nicht.

Die Feierlichkeiten zur Vermählung der Prinzessin Sonnemond oder Mihrimah fangen heut Abend mit einem Feuerwerk auf dem Bosporus an. Man hat schon vor vier Wochen ein kleines Kunstfeuerwerk im Innern des Laboratoriums gegeben, bei welchem 180 Menschen in die Luft geflogen sind, es war aber ihr Kismet oder Schicksal.

Ich hoffe, liebe Mutter, daß ein Brief von Dir schon wieder unterwegs ist und daß er gute Nachricht von Euch Allen enthält. Für heute schließe ich mit der Bitte, stets im guten Andenken zu behalten Deinen Dich herzlich liebenden Sohn

Helmuth.*)

Briefe an seine Brüder.

Coblenz, den 30. Oktober 1847.

Lieber Adolf!**)

Bei meiner Rückkehr vor ein paar Tagen von einer kleinen Dienstreise durch die Eifel und nach Trier fand ich Dein Schreiben

---

*) Die vorstehenden Briefe an die Mutter sind dem Werke entnommen: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Vierter Band. Berlin 1891, Mittler und Sohn.

**) Adolf von Moltke war der dritte Bruder des Grafen Helmuth von Moltke. Er hatte Jura studiert, war dann Rat des holsteinschen Obergerichts, 1848 wurde er in die gemeinsame Regierung der Herzogtümer Schleswig-Holstein berufen, zuletzt war er Landrat des Kreises Pinneberg. Er

vom 4. dieses Monats vor. Einen Brief von Dir halte ich doppelt werth, weil ich weiß, daß Du die Zeit zur Privatkorrespondenz Deinen Erholungsstunden im Kreise Deiner Familie abziehen mußt. Außerdem enthält dieser Brief lauter gute und erfreuliche Nachrichten von Dir und den Deinigen. So weit haben freilich unsere Lebenswege auseinander geführt, daß ich von Letzteren nur Deine liebe Frau kenne, da leider Dein ältestes prächtiges Kind Dir und uns Allen entrissen worden ist. Wäre ich in Berlin geblieben, so würde gewiß einer meiner ersten Ausflüge nach Kopenhagen gewesen sein. Doch auch so gebe ich die Hoffnung nicht auf, mit Marie einmal herüberzukommen.

Ich rechne mit Bestimmtheit auf Deinen Besuch im nächsten Jahre und bitte Dich, nur auch gleich einen längeren Urlaub zu nehmen, damit die Zeit Deines Aufenthalts hier nicht gar zu kurz bemessen ist. Jedenfalls mußt Du einen Ausflug von hier auf der Mosel machen, welche den Rhein meiner Ansicht nach an Schönheit noch übertrifft. Es wird Dich gewiß interessiren, in Trier die Fußtapfen des größten Volkes der Weltgeschichte zu sehen. Nirgends außer Italien haben sich solche bedeutenden und wohlerhaltenen Denkmäler aus der Römerzeit gefunden wie dort. Vielleicht können wir zusammen einen Abstecher nach Paris oder der Schweiz machen, welche Marie noch nicht kennt. Ein Paar muntere Pferde und ein bequemer Wagen sollen Dich durch die schöne Umgebung von Coblenz führen, und dabei bekommst Du hier nichts von dem meerumschlungenen Ländchen zu hören. Unsere Wohnung wirst Du ganz freundlich und auf Besuch eingerichtet finden. Uns fehlt freilich das Glück, Kinder zu haben; ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft ist. Ich wüßte kaum etwas von Glücksgütern, die ich mir sonst wünschte. Mein Dienstverhältniß ist angenehm und stellt ein ferneres Fortkommen in Aussicht. Infolge meines früheren Verhältnisses bei Prinz Heinrich von Preußen habe ich, bis zur entsprechenden Gehaltsverbesserung, eine persönliche Zulage von achthundert Thalern, so daß ich schon jetzt das Einkommen eines Regimentskommandeurs beziehe, bis ich einmal Chef des Generalstabes eines Armeekorps

---

war verheiratet mit Auguste, geb. von Krohn, Tochter des Generals und schleswig-holsteinschen Kriegsministers v. Krohn. Adolf von Moltke war kränklich und fast immer leidend.

werde, was wohl in wenig Jahren kommen muß, dann aber freilich eine Versetzung nach sich zieht. Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen. So wenigstens denke ich, wenn nicht auf uns Beide das Sprüchwort zur Anwendung kommt, daß der Krug doch so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig und nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei Anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde. Gott schütze sie davor. Ich weiß aber auch, was ich an ihr habe.

Dein

Helmuth.

Berlin, den 10. März 1867.

Lieber Adolf!

..... Die Verhandlungen im Reichstag nehmen eine schreckliche Zeit fort, aber sie sind im höchsten Grade interessant, jetzt wo endlich die Vorberathungen und Wahlprüfungen beendet sind. Es sind doch sehr bedeutende Talente in dieser Versammlung, und neben diesen fallen die konventionellen Phrasen, die Reden, um zu reden, gänzlich durch. Es ist doch, als ob selbst die helleren Geister aus dem kleinstaatlichen Leben nur den beschränkteren Gesichtskreis mitbringen. Der Staatsrath Franke trug in seinem Angriff auf die Wahl des Alsener Abgeordneten Ahlemann eine Dänenfeindschaft vor, welche in der Versammlung sehr wenig Anklang fand. Auch Twesten sieht die europäischen Dinge nur aus einem schleswig-holsteinschen Schiebefenster an. Herr Meyer aus Hamburg fiel mit schwunghaften Redensarten völlig durch, und der katholische Pfarrer Michaelis, nicht a Kempis, aber aus Kempen in Schlesien, welcher von seinem kirchlichen Standpunkt die ganze Bewegung verdammte und eine Art Kapuzinerpredigt hielt, ist sogleich eine komische Person geworden.

Warnstedt hat noch nicht gesprochen, dagegen Münchhausen eine Rede für König Georg gehalten, in welcher er das Verfahren Preußens durchweg angreift. Persönlich gefiel mir der Mann

gut. Er sprach mit Ruhe und gemessener Würde, wohl bewußt der fast allgemeinen Mißbilligung. Ebenso habe ich mit großem Interesse Waldeck gehört, welcher von seinem, dem Partikularismus entgegengesetzten, liberalen, fast republikanischen Standpunkt die Regierungsvorlage verwirft.

In lautloser Stille hörte die Versammlung die Vorträge von Braun aus Sachsen, Miquel-Osnabrück und Wagner für die Vorlage, und zweimal replizirte Bismarck in wahrhaft staatsmännischer Rede. Ich sammle die stenographischen Berichte, es ist schade, daß wohl keine dortige Zeitung etwas über die Reichstagsverhandlungen bringt, und wohl der Mühe werth, daß Du die Reden nachträglich einmal liesest.

Schon nach dieser zweitägigen allgemeinen Diskussion habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Verwerfung des Verfassungsentwurfs eine Unmöglichkett ist. Die Opposition muß sich auf die Berathung der Einzelparagraphen werfen: „sie kann im Großen nichts verderben, so fängt sie's denn im Kleinen an.“

Wenn der Tag nur 24 Stunden mehr hätte! Heute haben wir von zehn bis drei Uhr gesessen, jetzt ist Fraktionssitzung, und daneben wollen doch auch die laufenden Dienstgeschäfte besorgt sein. Außerdem giebt mir die Redaktion einer Geschichte des letzten Feldzuges viel zu thun, die bald erscheinen soll.

Ich hoffe den vollständigen Stammbaum herzustellen. Es ist ein Blatt wie ein Tischtuch, denn die lebende Generation umfaßt über hundert Mitglieder. Wenn ich einmal festen Grundbesitz haben sollte, so lasse ich ihn in Stuck ausführen. Mir scheint, es ist für alle Nachkommen ein Sporn, sich der Ahnen würdig zu zeigen.

Helmuth.

Berlin, den 13. Januar 1830.

Lieber Ludwig!*)

Gewiß ist es eine üble Sache, wenn man in einem bestimmten und festgesetzten Zeitraume eine Arbeit fertigmachen soll; das

*) Ludwig von Moltke, geb. 1805, war der vierte Bruder des Generalfeldmarschalls. Er studierte Jura und war dann mehrere Jahre bei dem Landesgericht und bei der Regierung in Schleswig angestellt. 1841 wurde er zum Amtmann von Fehmarn ernannt. Dort nahm er seinen Wohnsitz in Burg. 1843 wurde er zum Rate bei der Regierung in Ratzeburg ernannt. Er starb 1889.

brauche ich Dir nicht erst zu schreiben, der zu Michaelis, nicht früher und nicht später, ein gewisses Quantum juristischen Wissens nicht nur angehäuft, sondern wie in einem wohlsortirten Lager so geordnet und rubricirt haben mußt, daß Du die geforderten Artikel, und wären es auch die ältesten Ladenhüter, augenblicklich hervorziehen und ausbreiten kannst. — So und vielleicht noch schlimmer ist es aber mit meinem Briefe, der gerade heute und nicht später geschrieben sein soll, obgleich keine einzige Feder ziehen will und die Gedanken nicht bei der Sache bleiben wollen, weil alle Augenblicke eine andere Störung da ist.

.... Recht wohlthätig ist es, so nach zwei bis drei Jahren einmal wieder zu fühlen, daß man wo zu Hause gehört, obschon, die Wahrheit zu sagen, mir dabei jedesmal die Geschichte vom kleinen Töffel*) einfällt; denn Einige können den alten Töffel noch so gar nicht vergessen, wie viel Mühe der nun sich auch geben mag, es besser zu machen.

Hier noch, was mir im Postwagen eingefallen, aber wo die redende Person keineswegs mit dem Dichter identisch sein soll, vielmehr von Dir errathen sein will:

Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,
Der glatten Welt die düstre Stirne zeige,
Daß ich nicht so, nicht tief genug, mich neige.
Den dürft'gen Scherz, Ihr wollt's, soll ich belachen,
Soll, welche Qual, wohl selber Späße machen,
Wenn mir der Sinn so voll von andern Sachen!
Und Ihr habt Recht! Man wird es bitter tadeln,
Daß ich das Flache, Niedrige nicht adeln,
Daß ich wie And're oft nicht denken kann,
Daß ich der Tonkunst göttlich hohes Walten
Zu hoch für seichten Spott wie Lob zu halten
Mich dreist erkühnt. — Wahr ist's, ich hab's gethan!
Allein, ich wollte Niemand damit kränken,
Kann dieses Herz nicht immer kläglich lenken.
Und wie sie hart dagegen auch verfahren,
Das inn're Heiligthum, ich wills bewahren.
Glückselig wohl, wenn sich ein Wesen findet,
Das mich versteht, das eng sich mir verbindet.
Und kanns nicht sein — o laßt mit mir vergeh'n,
Was außer mir doch Keiner mag versteh'n.

---

*) Die bekannte Lichtwersche Erzählung mit der Frage an den in den Heimatsort zurückkehrenden Mann: „Je, kleiner Töffel, lebt Ihr noch?“

Adieu, lieber Lui, behalte mich in gutem Andenken, und wenn Du Lust und Zeit hast, so schreibe mir einmal aus Deiner wohnlichen Stube hinter der Lampe und zwischen den Heften. Mit herzlicher Liebe Dein

Helmuth.

Berlin, den 19. März 1842.

Lieber Ludwig!

Obgleich ich die Hoffnung habe, Dich bald selbst wieder bei uns zu sehen, so kann ich doch nicht umhin, Dir schon jetzt für Deinen freundlichen Brief vom 8. d. M. zu danken. Ganz besonders erfreut es mich, daß Du mit Deiner amtlichen Stellung so zufrieden bist. Ich begreife das sehr wohl und beneide Dich darum, denn das ist eine wesentliche Grundlage des Glücks. Wie soll es mich freuen, Dich einst auf einem der alten Schlösser Cismar oder Travendahl etablirt zu wissen, mit Mie*), dem Muster einer dame châtelaine, und den Kleinen, mögen es Töchter oder Jungen sein. Wir armen Militärs können so etwas nie erreichen, und ich rufe mit dem Jubel-Lieutenant:

So hab' ich 20 Jahre leeres Stroh gedroschen
Für 17 Thaler 25 Groschen!

Wie gern siedelte ich mich unter Deinem Amtmannsscepter auf einer kleinen Hufe an, etwa auf Stocksen oder einem ähnlichen kleinen Besitzthum. Doch das sind Träume, die man hinausschiebt, bis plötzlich das Ende da ist. Der Strom der Verhältnisse schiebt uns mit sich fort, man glaubt zu schieben und wird geschoben.**)

Daß Du alle Poesie auf Jahre hinausschiebst, ist doch nicht recht. Denn dichten kann man nur:

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,
Die Knospe Wunder noch verspricht,
Wenn man die tausend Blumen bricht,

---

*) Marie geb. v. Krogh, Tochter des Oberforst- und Jägermeisters, Geheimrats von Krogh, mit der Ludwig seit 1838 vermählt war; sie wurde in der ganzen Familie Mie genannt.

**) Moltke kannte Goethes Faust sehr genau, daher die häufigen Citate aus dieser Dichtung, die Moltke ganz besonders liebte.

Die jedes Thal uns reichlich füllen:
Dann hat man nichts und doch genug,
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug.*)

Aber der Trug schwindet, die Wahrheit nimmt immer mehr zu, und zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. — Meine Übersetzungen**) sind Verstandessache; es gehört dazu nur, der eigenen Sprache mächtig zu sein. Deine stehen als Übersetzung niedriger, als poetische Schöpfung weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk, und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden.

Übrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Übersetzens aus dem Englischen ins Deutsche groß, und namentlich bei Byron oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vortheil wird in den vorherrschend einsilbigen Wörtern (ein Franzose nennt das Englische le chinois européen). Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von fünf oder sechs Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt und dreifach so vielen Wörtern wiederzugeben.

Sehr freue ich mich auf den bevorstehenden Familienkongreß. Bisher sind wir nur einmal im Leben, in Eutin, alle Geschwister beisammen gewesen, wie wir es nie mehr sein können, da einer

---

*) Faust, I. Teil, Vorspiel auf dem Theater. Man beachte, wie Moltke, seinem Zwecke entsprechend, die Stelle leise umgeformt hat. Bei Goethe heißt es:

Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Daraus, daß Moltke „Durst“ für „Drang“ setzt, eine Änderung, die durch die Umformung nicht bedingt ist, erkennt man, daß Moltke aus dem Gedächtnis citiert. — In seinen Gesprächen sagt Goethe einmal: „Nur das Unzulängliche ist produktiv.“

**) Moltke übersetzte z. B. Gibbons Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaisertums (6000 Seiten, 12 Bände in Großoktav) aus dem Englischen ins Deutsche, wofür er von dem Buchhändler ein Honorar von fünfhundert Thalern erhalten sollte, außerdem noch zweihundertfünfzig Thaler, wenn 500 Exemplare verkauft sein würden. Die Übersetzung ist jedoch nicht gedruckt worden.

von uns schon abberufen ist. Wir schnitten damals unsere Namen in eine Buche, welche ich noch heute wiederzufinden wüßte. Gott gebe, daß nur nichts dazwischen kommt. Von Vater habe ich kürzlich einen Brief erhalten, wonach er sehr einen Schlaganfall zu befürchten gehabt hat. Er hat eiligst Ader lassen müssen, scheint aber doch ganz wiederhergestellt zu sein.

Der Deinige.

Helmuth.

Briefe an die Braut.*)

Berlin, Donnerstag, den 3. Juni 1841 abends.

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab sondern plaudere schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel, und ich erblickte Deine lieben, süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanftlächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb.**) Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten, und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht; oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager bereiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt.

---

*) Im Jahre 1841 verlobte sich Moltke mit Marie Burt, Tochter des John Heyliger Burt, Esqu. aus Colton House in der Grafschaft Stafford, und der ersten Gemahlin desselben Ernestine geb. von Staffeldt. Marie Burt war am 5. April 1826 in Kiel geboren. Ihr Vater John Burt heiratete in zweiter Ehe die jüngste Schwester Moltkes, Auguste, die er im Jahre 1834 nach dem Tode seiner ersten Gattin als Gemahlin heimführte. Moltke vermählte sich mit Marie Burt im Jahre 1842.

**) Am 27. Mai 1841 hatte Moltke an seine Braut geschrieben: „Süße Marie, wenn Du abends nach neun Uhr gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.“

Und so habe ich Dich gefunden, theure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem Busen*) und Jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Theil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Loos auch gestaltet, das Glück des inneren Friedens nie entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte so lieblich, rein und hold.**)

Ich habe heute einen Brief von Onkel Paschen gehabt, in welchem aber nicht sonderlich viel drin steht, außer einem Zopf für Mama. Er hat sie gebeten, ihm meine Adresse zu schicken, und das hat sie, was ganz unnöthig war, vergessen. Nun will er wissen, und das soll ich Mama einschärfen, ihm zu sagen, damit sie es nicht wieder beim Dochschreiben vergißt, wer der Herr Ritter ist, der die Vorrede zu meinem Buch***) geschrieben. Da sie das wahrscheinlich selbst nicht weiß, so bemerke ich, daß Karl Ritter Professor der Erdkunde zu Berlin und einer der bedeutendsten jetzt lebenden Gelehrten in diesem Fache ist. . . . .
Truly yours

Helmuth.

Berlin, den 5. November 1841.

Grüß Dich Gott, mein kleines Mariechen; der Briefträger ist heute an meiner Thür vorbeigegangen, ohne mir von Dir Nachricht zu bringen, aber gewiß ist schon etwas für mich unter=

*) Man beachte die dem Tone des Briefes und den umgebenden Wortpartien angepaßte Änderung des Dichterwortes. Diese Art zu ändern ist geradezu ein charakteristisches Zeichen Moltkescher Schreibart.

**) Über Heinrich Heine urteilt Moltke in einem Briefe an seinen Bruder Ludwig (März 1829): „Mit großem Vergnügen lese ich eben jetzt Heines Reisebilder, von denen ich Dir erzählte. Sie sind wirklich ganz vortrefflich und voller Witz und Geist. Recht schade, daß die Persönlichkeit des Verfassers nicht etwas hübscher durchbricht, denn ein gänzlicher Atheismus und eine ebenso große Eitelkeit wie Unzufriedenheit sind unverkennbar.“

***) Gemeint ist Moltkes Buch: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“, das 1841 bei Mittler in Berlin erschienen war und zu dem der Geograph Ritter eine Vorrede geschrieben hatte.

wegs. Manchmal ist mir, als ob ich gewiß wüßte, daß Du an mich denkst, zum Beispiel eben jetzt. Es ist zehn Uhr vorbei, Du machst Deine Vorbereitungen zum Schlafengehen, trittst mit dem Nachthäubchen noch mal vor den Spiegel, bläsest das Licht aus, sprichst Dein Abendgebet, plauderst noch ein Paar Worte mit Jeanette, und halb träumend schwebt Dir dann noch mein altes Gesicht vor die Seele. Die Erinnerung an die Jasminlaube, den letzten Walzer vom letzten Ball mischt sich mit der Vorstellung von einem hellen Weihnachtsbaum, von Leinwand zur Aussteuer und dem Felsen von Helgoland.*) Ein Schiff mit bunten Wimpeln trägt Dich übers Meer in ein grünes Land voll Blumen, lachend wie die Hoffnung und ruhig wie der Schlaf, der Dich umfängt.

Wenn Du, eben heut, abends meinen Brief liesest, so stehe ich gerade vor Dir, nur erblickst Du mich nicht, weil Du die schönen Augen auf das Papier und das garstige Geschreibsel gerichtet hast. Höbest Du sie sehr schnell und plötzlich empor, so müßtest Du wenigstens das letzte Ende des Schattens meines lila Schlafrocks noch erblicken, in welchem ich mich eben befinde. Ich glaube ein bißchen an magnetischen Rapport, und ein alter Araber hat mir eine Geschichte erzählt, wie man in einem Kristallspiegel das Bild dessen erblicken kann, der an uns denkt. Aber nur ein reines, treues Herz kann in dem Kristall etwas sehen, die Mehrsten erblicken darin, wie in einem gewöhnlichen Spiegel, nur sich selbst. Nun, gute Nacht.

Den 6. November. Es ist

„stumme Mitternacht,
Wo nur Gram und Liebe wacht"
Und wer zu morgen noch Vortragssachen macht,
Drum liebes Miezchen, gute Nacht.

Adieu für heute, süße Marie, herzlich der Deinige

Helmuth.

Berlin. Sonntag abends den 13. Februar 1842.

Mein Mariechen! Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden

*) Moltkes Braut war mit ihren Angehörigen und ihrem Bräutigam im Sommer 1841 im Seebade Helgoland.

und hast wohl vollauf zu thun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Gestern Abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Oelrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheirathet hat. Er ist nicht jünger als ich und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rath und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemüthlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig sein. — Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. — Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper. Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. — Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüths wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen Jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die eingeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung*) und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die

*) Ähnlich schreibt er an seinen Bruder Ludwig (Gesammelte Schriften IV, S. 237):

Anfang März 1829.

„Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung Anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei Anderen gerade aus dem Gegentheil einzutreten pflegt. — Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden

Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmüthigen Höflichkeit, die selten Jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennen lernen, Jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. — Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. — Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. — Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Theilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpiren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung Anderer suchen muß, der liest stets in den Augen Anderer Menschen, wie Jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. — Gesteh ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahire. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst

---

Charakterzug zu verwischen, jede Eigenthümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein bei Zeiten abzukappen — so entstand denn die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche.

Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluthen trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Kompaß folgte — es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegenen Sprung anspannt und dann zerschmettert daliegt in seiner Ohnmacht, es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen."

aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. — Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.

Gern werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettiren. Je mehr Du gegen Alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du Einzelne auszeichnest. — Dafür mußt Du Dich in Acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen,*) die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gieb mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.

---

*) Ähnliche Betrachtungen finden sich oft bei Moltke, z. B. schreibt er an seinen Bruder Ludwig: „Die flattery ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt; thut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und die Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passirten Schönheiten, doch stürzt man sich auch nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag aber auch mit Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen. Immer fallen mir dabei die Verse eines meiner Kameraden ein:

Da tritt ein alberner Junge mit vielem Lärmen ein,
Die Andern verstummen alle, man hört nur ihn allein.
Er faselt von seiner Stute und vom Trakehner Hengst,
Und wie er mit einer Kugel zwei Hasen schoß unlängst.
Er sprengte im letzten Jahre zweimal im Bade die Bank,
Sein Vater hat zwei Majorate und liegt gefährlich krank.
Da wenden die Augen der Damen sich schmachtend nach ihm um:
Er erbt zwei Majorate und ist so göttlich dumm.“

(Gesammelte Schriften IV, 239.)

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mittheilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung so viel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe werth wäre.*)

Nun ist es bald Mitternacht, Du schläfst wohl schon, wenn Du nicht noch mit Jeanette plauderst, die ich herzlich grüße. Gute Nacht, liebe, süße Seele. Herzlich Dein

Helmuth.

Briefe an die Frau.

Koblenz, den 28. October 1847.

Mein klein liebes Weibchen. Schon haben die Glocken unserer lieben Frauen die zehnte Stunde geläutet, aber ein paar Worte muß ich doch noch schreiben. Da sitze ich wieder hinter meinem hübschen Arbeitstisch auf dem prächtig bequemen Stuhl von Papa im Eckzimmer. Die Gardinen sind herunter, und es sieht aus wie ein Zelt. Alle Fensterritzen sind mit Papier verklebt, die Balkonthür mit Stroh und Tischplatten kunstreich versetzt, der Blumentisch davor gerückt. Es ist aufs Schönste gebohnert, auch der kleine cache désordre Tisch im Fenster ganz nach meinem Wunsche angefertigt. So ist es denn äußerst heimlich und snug, und ich habe eben die Aktenstücke beiseite geschoben und sehe mich um, ob kein kleines Weibchen kommt, um mich bei der Arbeit zu stören. Ich habe daher volle Ruhe und muß Dir

---

*) Man erkennt, wie Moltke auch über das Wesen des Briefes nachgedacht hat, wie er denn in allem mit scharfem Blicke bis auf den Kern und das Wesen des Dinges vordrang. Die oben mitgeteilten Worte enthalten geradezu das Stilgesetz des vertraulichen Briefes.

nun vor allem melden, daß ich gestern hier eingetroffen bin und Alles in guter Ordnung vorgefunden habe.

Ich war am 24. von Trier abgefahren, ließ die Pferde nach einer starken Tour auf der Höhe und ging noch eineinhalb Meilen nach Kyllberg im tiefen Thal der Kyll hinab. Nichtsdestoweniger machte ich im schönen Abendschimmer noch einen Spaziergang und stand plötzlich vor einem prächtigen alten Gebäude, halb Burg, halb Schloß, mit hoch aufgemauerter Terrasse. Ich träumte lebhaft, daß es mein sei, und daß ich Dich eben herführte, um zu erfahren, ob es Dir wohlgefiele. Unglücklicherweise begegnete ich im Burghof dem Eigenthümer, der mich sehr artig herumführte, aber die Illusion gänzlich störte.

Auf dem Rückwege im Vollmondschein schrieb ich meinen Bericht über den Auftrag in Trier — nämlich in Gedanken — fix und fertig, so daß ich ihn jetzt wörtlich zu Papier bringen kann.

Am folgenden Morgen suchte ich die Pferde auf und fuhr nach Manderscheid, wo tief im Thal zwei prachtvolle Burgruinen auf hohen Klippen liegen. Sie gehörten einst der ausgestorbenen Dynastenfamilie gleichen Namens. Kürzlich sind sie verkauft an eine alte Frau für 36 Thaler, welche etwas Kohl und Rüben im Burghof erntet. Ein tüchtiges Klettern führte mich von da auf den 1600 Fuß hohen Mosenberg, welcher aus drei alten Kratern besteht. Einer ist durch ein Torfmoor angefüllt. Wie viel 1000 Jahre müssen verflossen sein, damit auf dem feurigen Schlund solche Wälder vermodern konnten. Aus einem Krater zieht ein Lavastrom hinab ins Thal. Abends fuhr ich noch nach Daun, wo ich ein gutes Nachtlager fand.

Der folgende Tag war mein ganz ergebenster Geburtstag. Eine schöne Feier, nur schade, je öfter man dies Fest feiert, desto weniger erfreulich ist es. Übrigens war schöner Sonnenschein, und ich spazierte wieder auf vulkanischem Boden zu den Kratern von Schalkenmehre, drei naheliegenden kleinen runden Seen von ungeheurer Tiefe. Der Spiegel des einen liegt wohl 200 Fuß tiefer als der des andern, von welchem er nur durch einen schmalen Damm getrennt ist. Der stahlblaue, regungslose Wasserspiegel erinnert an Castel Gandolfo im Kleinen. Abends fuhr ich auf sehr schlimmem Wege nach Kelburg.

Gestern früh fuhr ich von dort an einem schönen Wintertag fort. Alle Wasser waren gefroren, die Halme und Blätter weiß kandirt, aber die Sonne schien hell und schön. Ich machte siebeneinhalb Meilen, und die Pferde waren von der vorigen Bergpartie sehr müde, aber als sie bei Bassenheim den Berg heraufkamen, waren sie gar nicht zu halten. Im schärfsten Trab ging es bis Rubenach herunter, als ich plötzlich statt Koblenz einen großen See erblickte mit hohen, bewaldeten Ufern. Es war der Nebel, welcher über dem Rhein lag, und den ganzen, oben so sonnigen Tag nicht gewichen war. Unten war es warm, aber feucht und dunkel.

Die Mädchen waren beide zu Haus in ihren Zimmern, wo gewiß 30° Wärme war. Alle Thüren waren gut verschlossen. Hier nun fand ich Briefe von Eduard, von Adolf, von Dir, Bettelbriefe und Dienstbriefe. Adolf schreibt ganz munter und giebt Hoffnung, daß er uns nächstes Jahr besucht. Nachdem ich zu allerletzt Deinen Brief gelesen, und dazu zur Erinnerung eine Prise Blackward genommen, ging ich in den Riesen und aß ein tüchtiges Abendbrot. Als ich wieder nach Haus kam, fand ich das Zimmer geheizt, den Thee auf dem Tisch. Dann hämmerte ich noch einige Nägel ein, hing die Bilder um, wofür Du meine Leidenschaft kennst, und streckte mich in mein vortreffliches Bett.

Heute früh Meldungen, Vortrag, Mittag im Riesen — und einen Gang auf die Brücke. Der Nebel hatte sich eben getheilt, und die Sonne schien prächtig, obwohl etwas frisch. Das stolze Ehrenbreitenstein blickte goldroth durch den feinen, blauen Nebelhauch herab, und die fernen Berge bildeten violette Schattenrisse, die kein Detail erkennen lassen und so äußerst malerisch sind. Es ist doch sehr schön hier, ich verstehe mich ein bißchen darauf, die Gegend hält jeden Vergleich aus.

So, Herzchen, nun hast Du mein Bulletin. Deine Nachrichten habe ich mit herzlicher Freude gelesen. Dein Plan, daß ich selbst Dich abhole, hat mich wirklich in Versuchung geführt, ich hätte die größte Lust dazu gehabt, aber Höpfner kam erst den 22. nach Trier. So muß ich mich denn begeben. Aber jetzt, wo Eisenbahn vom Rhein bis an den Rhin geht, kommen wir einmal zusammen nach Holstein und Kopenhagen.

Gute Nacht! Du liebes Herz, und Gott segne Dich! Dein

Helmuth.

Hauptquartier Horsitz, den 4. Juli 1866.

Am 2. dieses Monats waren eben die Dispositionen für einen Angriff auf die österreichische Hauptmacht abgegangen, als ich mit der Nachricht geweckt wurde, daß dieselben uns zuvorzukommen gedächten. Wir vermutheten sie hinter der Elbe mit einer Festung auf jedem Flügel, Josefstadt und Königgräz. Nichts war mir daher erwünschter als dies freundliche Entgegenkommen ihrerseits und ihr Vorgehen aus dem starken Abschnitt. Noch um zwölf Uhr in der Nacht gingen die Befehle ab, welche alle unsere Korps konzentriren sollten. Die Erste Armee, Prinz Friedrich Karl, stand in Horsitz der feindlichen Versammlung an der Bistritz gegenüber, die Zweite Armee, Kronprinz, hinter der oberen Elbe jenseits Königinhofen, die Elb-Armee, Herwarth, südlich bei Snidar. Letztere hatten daher zwei und drei Meilen zu marschiren, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnten. Sie waren gegen beide Flanken des Gegners dirigirt. Die Absicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von beiden befestigten Übergängen abzuschneiden und, wenn möglich, ganz zu vernichten. Bald nach Mitternacht, den 3. Juli, ritten die Adjutanten mit dem Befehl in die entfernten Stabsquartiere der Nebenarmeen, um vier gingen unsere Pferde von Gitschin nach Horsitz, um fünf Uhr folgte der der König und das Hauptquartier zu Wagen. Ich nahm Podbielski und Wartensleben auf meinem Jagdwagen mit. Um siebeneinhalb Uhr stiegen wir in Horsitz zu Pferde und um gegen acht Uhr fielen die ersten Schüsse der Avantgarde. Der Feind hätte eine überaus starke Stellung auf den Höhen jenseits Sadowa hinter der Bistritz und antwortete aus zahlreichen Batterien. Es lag nicht in unserem Plan, hier eine Entscheidung mit großen Opfern an dieser Stelle schnell herbeizuführen. Das Hügel- und Wiesenterrain dieser Gegend ist durch Waldkuppen unterbrochen, ein kalter Nebelregen erschwerte die Übersicht in der ganz unbekannten Gegend. Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte, wurde mit Spannung ausgeschaut, ob die Flügelarmeen erscheinen würden. Schon um zehn Uhr hatten die schneeweißen Rauchballen der feindlichen Batterien eine Ausdehnung von wohl zwei Meilen. Aber es war schwer zu sagen, ob ihr Feuer sich nur auf uns oder zum Teil schon auf andere Gegner richte. Die österreichische Artillerie schoß sehr gut. Kaum ließ

sich eine Kolonne Infanterie oder Kavallerie irgendwo in einer Thalschlucht sehen, so schlug eine Granate in unerfreulicher Nähe ein, und das Feuer unserer Batterien ertrug sie mit großer Standhaftigkeit. Bald waren fast alle unsere gezogenen Batterien in Thätigkeit und nur noch die glatten in Reserve. Nun blitzte es aber auch von dem hochgelegenen Dorfe Chlum her aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Anmarsch sein müsse. Bald gingen auch Meldungen darüber ein, und die Rauchwolken in der Richtung von Nechanitz konnten nur von der Herwarthschen Artillerie herrühren. Er erhielt sogleich den Befehl, dort den Übergang zu erzwingen und gegen die feindliche linke Flanke vorzugehen.

Im Zentrum links war General Fransecki gegen Benatek vorgegangen und hatte im dortigen Gehölz zahlreiche Gefangene gemacht. Ein furchtbares Artilleriefeuer hinderte ihn, aus demselben zu debouchiren. Noch schwieriger war es, über Sadowa vorzudringen. Zwar war die Hälfte des dahinter liegenden Wäldchens durch das einundsiebzigste Regiment genommen, aber der Aufenthalt dort sehr unangenehm. Fortwährend standen die kugelrunden, weißen Wölkchen über dem Gebüsch und streuten ihre Schrapnells hinein. Eine Batterie von zwölf Zwölfpfündern stand 1000 Schritte vor der Waldlisière, sie mit Kartätschen überschüttend.

Es lag nicht in unserem Interesse, hier um jeden Preis durchzubrechen, und ich verhinderte den schon erlassenen Befehl an General Manstein, die Batterie zu erstürmen. Das Vorrücken der beiden Flügel mußte von selbst die Räumung erzwingen. So geschah es auch, und nun folgten wir der Kavallerie, welche reichlich eine Meile in schärfster Gangart vorging, um die beiden Flügel einzuholen. Hinter den zwölf Geschützen lag die gesammte Bespannung an Pferden todt. Man hatte sie bis zum letzten Augenblicke bedient, ihre Rettung aufgebend. Nirgend waren geschlossene Massen mehr sichtbar. Der Rückzug muß unter dem Schutz der Artillerie schon seit Stunden begonnen haben. Es erfolgten mehrere Kavallerieattacken, die nicht alle gelangen. Das Thüringische Husarenregiment war in ein Dorf geritten, und wohl dreißig Pferde kamen herrenlos wieder heraus. Aus dem Sausen der Spitzkugeln erkannte man bald, daß die Dörfer noch besetzt waren,

und die Garde-Bataillone drangen tambour battant in dieselben ein. Fast alle Kavallerie-Regimenter attackirten die feindlichen abziehenden Regimenter und brachten zahlreiche Gefangene ein. Nun waren wir dicht vor Königgrätz angekommen, und noch einmal erhob sich am jenseitigen Ufer der Elbe eine heftige Kanonade, die bis gegen neun Uhr dauerte. Die Granaten schlugen rechts und links ein, aber sehr bald standen sechzig Geschütze auf unserer Seite dagegen. Die Entfernung war groß, man zielte nur nach dem Pulverdampf und mehrere Geschosse platzten jedesmal dicht davor. Endlich erlosch auch das Feuer.

Wir glauben, die gesammte österreichische und sächsische Armee gegen uns gehabt zu haben. Die Schlacht dauerte über zwölf Stunden, und die Truppen haben bis sechs Meilen marschirt. Heute berechnen wir gegen 20000 Gefangene und 116 Geschütze, drei Fahnen habe ich gesehen, es sollen aber mehr sein. Unser Verlust ist groß, namentlich an Offizieren. Näheres noch nicht bekannt. Das siebenundzwanzigste Regiment hat sehr gelitten.

Heute traf Feldmarschallieutenant Gablenz hier ein, seine Bitte um Waffenstillstand mußte abgelehnt werden.

Im scharfen Galopp vorgehend, hatte ich wenig auf das Schlachtfeld geachtet, beim Zurückreiten traten die Schrecknisse hervor. An manchen Stellen war das Feld förmlich bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Gewehre, Tornister, Mäntel u. s. w. lagen überall herum. Es gab schreckliche Verwundungen, Niemand konnte helfen. Ein Offizier flehte uns an, ihn todtzuschießen. Die Krankenträger arbeiteten ohne Unterlaß, aber die Zahl der Verstümmelten war zu groß. Ich habe die Rappstute geritten, Reinhold den großen Braunen, sie gingen vortrefflich, namentlich erstere über die vielen Gräben und Sumpfstrecken. Da die Reitpferde neun und eine halbe Meile gemacht, ohne das Hinund-Herreiten während des Gefechts zu rechnen, so ließ ich sie in Horsitz, wo mein Wagen zurückgeblieben war, und mußte dann noch bis Gitschin fahren, wo ich ein Uhr Nachts ankam. Während des ganzen Tages habe ich zwei Schokoladenplätzchen und ein kleines Stückchen Brot gegessen. In Gitschin war nichts mehr zu haben. Hungrig und von Frost geschüttelt, warf ich mich mit Mantel auf ein schlechtes Bett und schlief vortrefflich ein paar Stunden, dann ging es wieder hierher und befinde ich mich sehr

wohl. — Theile unseren Freunden den Inhalt dieser eiligen Zeilen mit, die ich noch mit dem Courier fortzubekommen hoffe.

Herzlichst Dein

Helmuth.*)

Abends zwölf Uhr.

An den Bruder Fritz.**)

Rheims, den 6. September 1870.

Wer zählet die Völker, wer nennet die Namen, die gestern hier zusammen kamen! — Da steht die mächtige Kathedrale, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X. gekrönt wurden. Nebenan im Erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König Wilhelm, im weiten Vorhof biwakirt eine Kompagnie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohl geordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren, die nach so vielen Biwaks sich einmal gütlich thun wollen. Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminirt und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige hundert explodirt sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten. Überall begrüßten sich Bekannte, gar Mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Haide ruht. Aus unserer Creisauer Gegend traf ich den Oberst von Bock, Graf Reichenbach, Lieutenant Goldammer, alle wohlauf. Abends meldete sich auch unser Gärtner und war sehr erfreut, August und Ernst zu finden. Man hat ihm das rothe Kreuz angeheftet und ihn zum Krankenträger gemacht. Sein Korps, das VI., ist ohnehin noch gar nicht im

*) Die Briefe an die Braut und Frau sind dem VI. Bande der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke," Berlin, Mittler u. Sohn 1892, entnommen.

**) Friedrich Joachim von Moltke war der zweitälteste Bruder Helmuths und 1799 geboren. Fritz wurde Offizier, nahm aber im Alter von 38 Jahren den Abschied, ergriff das Postfach und wurde Postmeister von Flensburg. Als des Generalfeldmarschalls Gemahlin 1868 gestorben war, zog Fritz zu seinem Bruder nach Berlin und wurde Helmuths unentbehrlicher wirtschaftlicher Beirat.

Gefecht gewesen, wird aber wahrscheinlich zuerst die Thürme von Notre Dame erblicken.

Auf der Herfahrt vorgestern fuhren wir an der Rast der zehnten Division vorüber und fanden Helmuth*) mit den Offizieren seines Regiments unter einem Apfelbaum sitzend. Er sieht ein bißchen spitz aus, versichert aber, vollkommen wohl zu sein. Geld habe er „massenhaft“, zu leben auch, eine Wurst verschmähte er und begnügte sich mit einer Flasche Wein aus meinem Wagen. Seine Rockschöße sind durchschossen, er selbst aber ganz und frohen Muthes. Er muß dieser Tage die Ernennung zum Offizier erhalten.

Wilhelm**) steht vor Metz und läßt Bazaine nicht heraus. Ein Versuch des letzteren ist sogar schon vor seiner Ankunft abgeschlagen worden. Ich sehe nicht, was nun dem Eingeschlossenen übrig bleibt, als sehr bald ebenfalls zu kapituliren. 200000 Gefangene sind dann allerdings eine wirkliche Verlegenheit.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändeln zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er Tags zuvor dem König geschrieben hatte: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté, und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwiedern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe, und daß, wenn diese nicht bis spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe.

*) Neffe des Feldmarschalls, Sohn Adolfs v. Moltke.
**) Neffe des Feldmarschalls.

„C'est bien dur!“ seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne Weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubniß erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Cousine Käthchen dazu): wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Übrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortirt durch eine Eskadron Todtenkopf-Husaren auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist Alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschiren wir auf Paris.

Helmuth.

Unzähligemal schon ist geredet worden von dem Gegensatz des romantischen und des modernen Deutschland. Dort idyllische Kleinstädterei, humpelnde, rumpelnde Postwagen, sinnige Gefühle, Jünglinge mit langen Haaren und altdeutschen Hemdkragen. Hier im modernen Deutschland: rauchende Fabrikschlote, Industriestädte, Schnellzüge, Weltverkehr und ein nüchternes, realistisches Empfinden und Urteilen. Wie dieser Wechsel allmählich gekommen ist, das hat schon manche Darstellung veranschaulicht, aber es giebt vielleicht kein Buch, das uns so lebendig vor Augen führte, wie aus dem alten Deutschland das neue, moderne geworden und wie im modernen dennoch das alte fortlebt und fortwirkt als das Wanderbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. Es ist zusammengestellt

aus Briefen, die Eyth hauptsächlich in den sechziger und siebziger Jahren in die Heimat sandte.

Eine der stillen Klosterschulen Württembergs war Eyths Elternhaus. Sein Vater war Lehrer und Vorstand an einer dieser Anstalten, in denen altwürttembergischer Geist gepflegt und unendlich viel Latein, Griechisch und Hebräisch getrieben wurde, damit der württembergischen Kirche der nötige Nachwuchs nicht fehle. Der Vater war ein Mann, der sich in den Empfindungen und Anschauungen eines romantischen Pietismus bewegte, ein eifriger poetischer Mitarbeiter der Christoterpe von A. Knapp. Aus diesem milieu ging der junge Techniker hervor, der nach wenigen Lehr- und Wanderjahren 1862 nach England zog und dort bald in dem Fowlerschen Etablissement in Leeds eine Anstellung fand. Fortan war es seine Hauptaufgabe, den von Fowler erfundenen Dampfpflug in die Welt einzuführen. Zunächst führte ihn sein Auftrag nach Ägypten, um dort im Dienste Halim Paschas die zahlreichen von England bezogenen Ackerbau-Maschinen wieder herzustellen, die durch ungeschickte und nachlässige Behandlung vielfach unbrauchbar geworden waren. Außerdem sollte er die neuen Projekte Halims zur Verbesserung seiner ausgedehnten Ländereien durchführen.

Später finden wir Eyth in den Vereinigten Staaten, um hier den Dampfpflug und die Kabelschiffahrt einzuführen, und in der Folgezeit treffen wir ihn bald in Peru oder auf Cuba, bald auf der Pariser Weltausstellung oder in Rußland, — überall ist er unermüdlich thätig als Pionier der Dampfkultur.

Er ist Ingenieur mit Leib und Seele. In seinem Beruf ist ihm keine Arbeit zu viel und zu gering. Er pflügt und hämmert, er heizt und meißelt, er zeichnet, studiert und schreibt technische Aufsätze und Berichte, er sinnt unermüdlich auf neue technische Verbesserungen seiner Maschinen.

Bei seinem aufreibenden Beruf, der ihn bald in die wilde Hast der Vorbereitung für eine Weltausstellung führt, bald ihm die Strapazen unendlicher Land- und Seereisen aufbürdet, kommt ihm eine zähe Gesundheit zu Gute. Nach seiner eigenen Aussage schaden ihm körperliche Strapazen gar nicht, sie thun ihm gut, und bei nagenden Geschäftssorgen und -Ängsten vegetiert er aufs gedeihlichste fort. Nur eins stimmt ihn körperlich und geistig herunter, das sind Feier- und Ferienzeiten.

Nur selten kommen pessimistische Gedanken über ihn, und er zweifelt, ob diese riesenhafte Thätigkeit die stürmische Hast des modernen Lebens zu Glück und Zufriedenheit führe. Katzengold scheint ihm die blendende Großartigkeit moderner Kultur. Aber dabei tröstet er sich mit dem Gedanken, daß es unmöglich sei, dem zermalmenden Getriebe zu widerstehen, und daß die täglichen und stündlichen Opfer an lebendiger Kraft notwendig seien, damit das Uhrwerk der Welt im Gang bleibe. Für sich weiß er immer wieder ein Mittel, um frisch zu bleiben — das Reisen. Wenn der schwarze Staub der englischen Fabrikstadt Leeds „in Lunge und Magen Kesselstein bildet", dann kommt das Gefühl des Wandervogels über ihn, er muß weiter, um zu leben.

Daß einer so elastischen, thätigen, unternehmungsfrohen Natur manche Züge des deutschen Wesens als Schwächen erschienen, läßt sich leicht vermuten. Das Schwerfällige, Kleinbürgerliche, Unpraktische an der Art seiner Landsleute giebt ihm manchen Anlaß zu Betrachtungen. Er spricht es mehrfach aus, wie sehr er sich hütet, kritiklos ausländisches Wesen zu bewundern, aber als objektiver Beobachter kann er doch nicht umhin, in Paris der unerschöpflichen, geschäftig thätigen und unternehmenden Frische der elastischen Franzosen seine Anerkennung zu zollen und sich dagegen an den Deutschen zu erinnern, dem alles „schwer" wird, und der an seinen Tugenden schleppt wie an seinen Fehlern. Oft hat er Anlaß, englische und deutsche Art zu vergleichen und da ist es ihm bezeichnend auf der Londoner Weltausstellung, wie vor der Abteilung seiner Firma die Deutschen stehen bleiben, um in erster Linie die Sammlung von Pflugmodellen zu betrachten, um zu sehen, wie's die Väter gemacht, während der Engländer die Maschinen musterte, mit denen wir und unsre Enkel arbeiten werden. An diesem Zug wird ihm der Unterschied zwischen deutscher und englischer Art, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Beobachten und Handeln unangenehm klar.

Er selbst ist bei aller Energie des Handelns, die er entwickelt, ein guter und scharfer Beobachter, besonders des modernen Lebens, und seine zahlreichen Briefe enthalten manches Zeugnis seiner guten Beobachtungsgabe und seines flotten Schilderungs- und Erzählungstalentes. Bald ist es das Leben der Negersklaven, über das er uns berichtet, bald eine kühne und anstrengende Bergbesteigung, die er uns schildert, das einemal folgen wir ihm in die

Mammuthöhle in Kentucky und ein andermal weiß er mit verblüffender Naturwahrheit die Schrecken der Seekrankheit uns vorzumalen. Auch dem Alltagsleben gewinnt er interessante Seiten ab, sei's, daß er uns dann Bilder aus dem englischen Volksleben giebt, sei's, daß er uns die Trübseligkeit einer englischen Fabrikstadt im Dezember überzeugend vor Augen stellt, so in einem Brief aus Leeds vom 3. Dezember 1876.

Leeds, den 3. Dezember 1876.

Mein Wintersemester hat in üblicher Weise begonnen. Ein Hundewetter draußen. Nichts als Wind und Regen die liebe, lange Woche und dicke Nebel jeden Morgen. Man hat in Deutschland doch kaum einen Begriff von diesem Klima. Und namentlich ist es uns Deutschen schwer begreiflich, wie eine solche Atmosphäre nicht nach wenigen Tagen die arme Seele erdrückt und auflöst, oder sonstwie in ein trübseliges Wassertröpflein verwandelt. Sie thut es aber bekanntlich nicht; im Gegenteil! Selbstmorde, um nach den extremsten Resultaten zu urteilen, sind in England seltener als in irgend einem andern zivilisierten Staat und nichts ist unrichtiger als zu vermuten, daß das Volk um diese Jahreszeit von besonderem Trübsinn behaftet sei. Es hat zum Glück eine dickere Haut als andere Völker. Sonst könnte es nicht existieren.

Ich wollte, Ihr könntet Leeds an einem der gegenwärtigen Morgen sehen, so etwa um neun Uhr. Es könnte ebensogut Abends sechs Uhr sein. Die Sonne steht zwar irgendwo am Himmel, aber kein Mensch wäre im stande zu sagen wo? Ein dicker, schwarzbrauner Nebel deckt die Straßen zu, aus denen die zweiten Stockwerke nur noch wie Gespenster von Häusern herunter sehen und die dritten spurlos verschwunden sind. Die Läden sind natürlich offen und glänzend beleuchtet, ganz als wäre es Nacht. Infolge hievon ist man im stande zu erkennen, daß wenigstens vierzig oder fünfzig Schritte hinter und vor uns noch menschliches Leben und Treiben zu finden ist. Wir sind in der That der Mittelpunkt eines gespenstischen Kreises. Wasser und Morast unter uns, Nebel und Regen über uns und ringsum unsichtbar das Brausen und Tosen von Tausenden in rastloser Arbeit. Jeder Augenblick bringt jedoch aus dieser, nur dem Ohre vernehmbaren Welt ein Dutzend grauer Schattenbilder, welche auftauchen und

verschwinden, um andern Platz zu machen. Ein Zug elefantenartiger Brauerpferde — ein paar triefende Buben mit nassen Zeitungen — Regenschirme — ein Omnibus, übervoll mit dampfenden Kleiderbündeln — wieder Regenschirme, einer umgestülpt, in heftigem Kampf mit seinem Eigentümer — eine Straßenfegmaschine in voller Thätigkeit ihrer Sisyphusarbeit — ein verlorener Hund — Regenschirme — eine verzweifelte Frau, die alle zwei Minuten einen Versuch macht, die Straße zu kreuzen — ein Rennpferd in eleganter Decke, vorsichtig und zimpferlich wie ein Kätzchen — Regenschirme — eine Herde Ochsen, die nach Landessitte frei durch die Straßen getrieben werden und dahinter, nur noch erkennbar an einem trübroten, kometenartigen Schein, aber keuchend und pustend und nicht zu verkennen eine Straßenlokomotive, einen dröhnenden Kessel schleppend — Flucht von Ochsen und Menschen. — — Und so geht es fort, Stunde um Stunde, bis es endlich, gegen zwölf Uhr etwas dämmert und die Gaslichter in den Läden erlöschen, um nach einer kleinen Weile wieder angezündet zu werden. Es macht keinen Unterschied. Unter der Nebeldecke wimmelts und lebts, — hämmerts und polterts, brausts und dampfts. Jeder scheint um so eifriger seiner Nase nachzugehen, weil er sonst nichts sieht.

Das ists! Und darin liegt auch für mich der Reiz dieser Wintermonate. Man konzentriert sich notgedrungen. Man zieht sich in sich selber zurück. Man lebt als Mittelpunkt eines Kreises von fünfzig Fuß Durchmesser und niemand kann uns daraus vertreiben. Dazu die Aussicht auf ein gemütliches Kaminfeuer. Der Mensch braucht nicht viel, um mäßig glücklich zu sein. Übermäßig wird ers ohnehin nie."

Es sind unendlich mannigfaltige Bilder, die in den Briefen des weitgereisten Mannes an unsern Augen vorüberziehen und es sind gut aufgefaßte, lebendig gezeichnete Bilder. Aber es ist doch nicht bloß das stoffliche Interesse, was diese Sammlung von Briefen so fesselnd und wertvoll macht, wir nehmen auch warmen, gemütlichen Anteil an ihrem Verfasser, denn überall zeigt er sich als ein Mann von weitem Gesichtskreis, von harmonischer, allseitiger Bildung, von echtem warmem Empfinden. Er ist weit entfernt von allem nüchternen rohen Amerikanismus im Fühlen und Denken, er hat in seinem thätigen und bewegten Leben einen reichen Schatz von Gemüt und Humor zu bewahren gewußt. Wie

er über Dampfpflüge und Schleppdampfschifffahrt schreibt, so kann er ein andermal auf das „absolute Abhängigkeitsgefühl“ Schleiermachers zu reden kommen oder auf die politischen Wünsche des deutschen Volkes, und während er in Leeds, feilt und hämmert, zeichnet und kombiniert, widmet er die Abendstunden der Musik eines Gounod und R. Wagner. In Ägypten in seiner Einsamkeit beginnt er den Tag mit einem Kapitel aus dem Neuen Testament, der Abend ist der Lektüre von Dickens gewidmet und Beethovens Musik klingt hinaus in die Stille der ägyptischen Nacht. Rührend ist die Anhänglichkeit an die Heimat, an das Elternhaus, und selbst unter den schwierigsten Verhältnissen läßt er es sich nicht nehmen, seine ausführlichen Berichte in die Heimat zu schicken. Es ist echt deutsche Weihnachtsstimmung, die über einem Brief liegt, den Eyth im Dezember 1859 von Steinen (in Baden) ausschrieb, wo er im Auftrag der Maschinenfabrik in Berg eine Kesselreparatur vorzunehmen hatte.

„Vom Feldberg und vom Belchen herunter wirbelt der Schnee und tanzt mir so recht malitiös vor dem Fenster und vor der Nase herum, eh er meinen Sonntag zudeckt und meinen Christtag zum voraus. Heute hab ich Eure l. Briefe erhalten; ich habe damit Kirche gehalten nach meiner Art und geweint mit den Weinenden. Aber weg damit! s'ist meine Sache nicht. Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern. An den — Kesseln stirbt die Liebe nicht.

Mit dem Christtag ist alles aus. Ich bekomme, natürlich über die Feiertage! vier Kesselschmiede zu dirigieren, von denen zwei bereits da sind, um einen Tag nach ihrer Ankunft beide krank zu werden. Diesen Augenblick komme ich vom Doktor. Es ist gerade als ob alles verhext wäre. Von Haus erhalte ich Briefe, bald mit dem Motto: ‚verlieren Sie nur den Mut nicht!‘ bald mit dem Bemerken: ‚den Kopf nicht verlieren‘ — aber stets mit dem Refrain: ‚Bleiben Sie, bis Alles in Ordnung ist!‘ Und wenn Ihr am Samstag Abend zusammensitzt im kleinen Stübchen und das große Zimmer schon ein verschlossenes Paradies ist — wenn man vielleicht die Frage bespricht, ob zum altgewohnten Weihnachtsgesang das Klavier herauskommt oder Ihr hinein — wenn Morgens die bekannten Glocken läuten und die Magd das frühe Einbrennen vergißt und all die gewohnten Ungewöhnlichkeiten so — ich weiß es nicht anders zu sagen — so unbeschreib-

lich angenehm fröstelnd durch Leib und Seele gehen: steh ich vielleicht hier im öden, stillen Maschinenhaus, lasse Nieten warm machen und hauche die Blumen von den Scheiben, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, um zu träumen. — Ihr müßt darüber nicht traurig sein. Denket an mich, aber heiter und vergnügt. Es ist eben das Leben. Ich wollte es nicht anders. Es ist mir lieb, daß es so ist.

Aber ich muß wieder zu meinen Kesselschmieden. Ich vermute und hoffe, daß ihre Krankheit nichts ist, als ein ungeheurer Katzenjammer. Mit was allem man nicht zu kämpfen hat! Tausend, aber tausend Grüße. Hängt sie an den Christbaum, wenn ihm die Nadeln abfallen!"

Als Mann von warmer Empfindung und lebendiger Phantasie hat er einen aufgeschlossenen Sinn für alle Stimmungswerte. Die Reize einer Landschaft, der Zauber einer stillen Mondnacht, das Anmutige idyllischer Weltabgeschiedenheit empfindet er nicht, minder stark als die Werte eines rastlos schaffenden Kulturlebens. Wir haben wunderhübsche Stimmungsbilder z. B. in einem Brief aus Schuba in Ägypten vom Jahr 1863.

„Der Mond scheint scharf und klar durch das offene Fenster. Draußen liegt die Welt in ihrem bleichen, grünen Lichte und ihren dunkelschwarzen Schatten und durch die tiefe Einsamkeit tönen die hundert Stimmen einer ägyptischen Nacht. Grillen zirpen tausendfältig in Klee und den üppigen Baumwollenfeldern, Millionen von Fröschen schreien aus Zuckerrohr und Reis und kühl schauert der Wind in den mächtigen Sykomoren, die meinen Horizont begränzen. — Der Wind, der vor wenig Stunden den Sinai gestreift und die Fluten des toten Meeres gekräuselt hat. Die Berge von Cairo sind in der Dämmerung kaum noch zu erkennen; die Pyramiden sind für heute versunken. Ein üppiger, geheimnisvoller Garten, soweit das Auge reicht und darüber ein Sternenhimmel — von ‚überirdischer Klarheit' müßte ich sagen, wenn ich in Deutschland wäre."

Überall in seinen Briefen bald stärker bald schwächer, klingt der Humor durch. Er erzählt uns, wie es beim Besuch schwäbischer Landsleute in London das erste ist, daß er sie ‚aufs Häfele setzen muß,' weil ihnen die Einrichtung des englischen Hauses das Auffinden des „Orts" unmöglich macht, er beschreibt die Aus-

stattung seines Zimmers im Wirtshaus eines ärmlichen amerikanischen Landstädtchens: Ein Himmelbett auf drei Beinen, drei Viertelmorgen groß, ein braunes Tischchen mit vier Beinen, einen halben Fuß im Geviert, zwei grüne Stühle von entschieden deutscher Abkunft. Nie, auch unter den lustigsten Umständen, verläßt ihn sein behaglicher Humor, der nie grimmig, nie bitter wird. Besonders gelungen schildert er die Unannehmlichkeiten einer stürmischen Seefahrt, die er auf dem Weg nach Cuba auf der City of Montreal im November 1874 erlebte:

„Wir hatten seither recht stürmisches Wetter. Jetzt Ists vorüber und morgen landen wir. Seekrank bin ich nicht geworden. Damit ist man aber nicht von allen Unannehmlichkeiten entbunden. Sie sind um so mehr geduldprüfend, je kleiner sie sind. Gleich morgens fängt der Jammer an. Nachdem man sich z. B. vermittelst einiger Kunstgriffe gekämmt und gewaschen, kommt die große Schwierigkeit des Stiefelanziehens, was die gleichzeitige Anwendung beider Hände erfordert. Ich stelle mich also im Gange, wo ich meine Stiefel geputzt vorfinde, mit Vorbedacht Rücken gegen die Wand, Beine gespreizt, mit möglichst solider Basis auf und fahre mit den Zeigefingern durch die Henkel. Nachdem dies geschehen und hiermit die Vorbereitungen beendigt sind, heißt es: Den Gang des Schiffs beobachten und einen günstigen Moment abwarten. Nun! scheint ein solcher gekommen. Ich lupfe den betreffenden Fuß ein wenig in die Höhe, ziele, mich vorbeugend, mit der Spitze ins Loch, fahre vor und — rrum! liegt das Schiff auf der andern Seite und ich an der anderen Wand auf dem Rücken, alle Viere mitsammt dem Stiefel in der Höhe. Bin ich zufällig etwas später aufgestanden, so steht meistens der Gang voll von Leuten, die denselben Bestrebungen obliegen und die Szene gleicht einem mit Gefallenen besäten Schlachtfelde. Ist jedoch das Schiff in dieser Hinsicht glücklich überlistet und soviel vom Frühstück genossen als einem nicht etwa über die Hemdbruste hinabgelaufen oder dem vis-à-vis aufs Teller geflogen, so fühlt man vielleicht ein Bedürfnis, das unter allen Umständen auch im Sturme befriedigt sein will. Aber ich darf es anstandshalber nicht weiter ausmalen, wie unbequem es ist, urplötzlich in der entfernteren Ecke der „Commodité" placirt zu werden. Und nun möchte man gewöhnlich frische Luft genießen und geht aufs Deck. Das ist der angenehmste Aufenthalt bei

gutem Wetter. Bei aufgeregter See hat aber das Spaziergehen dort auch seinen Hacken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis zur Kirche um halb elf Uhr (denn es ist Sonntag) werden wir etwas fasten und wandern nun in den Salon um dort den Gottesdienst beizuwohnen. Da giebt es nun leider verschiedene Ursachen, die unsere Andacht stören. Der Kapitän beginnt zu beten, wozu er aufgestanden ist. Während die Gemeinde sich mit Händen und Fößen feststäupert, ist er dagegen genötigt balancierend hin- und herzuschwenken, was ein wenig erbauliches Schauspiel ist. Trotz aller Bemühungen gelingt es ihm aber nicht immer, zusammenhängend zu sprechen, und das Vaterunser ist nur eine Menge von Stoßgebeten. Die Gemeinde ihrerseits hat einen eigentümlichen Bewegungsrythmus mit den Hälsen angenommen, der auf den ersten Blick unerklärlich scheint. Die Wahrheit ist, daß ein paar Tage vorher eine Welle etliche der kleinen einen Zoll dicken Fensterscheiben eingedrückt hatte und sich plötzlich im Salon breit machte. Dieß ist noch in frischer Erinnerung. Deßhalb, sobald die Fenster rechts grüne Lichter zeigen, duckt sich unwillkürlich die eine Hälfte der Gemeinde; sobald links die Gläser zu knittern anfangen, nimmt die andere Hälfte den Takt auf. Doch nehmen wir unsere Herzen in die Hand und beten, in Anbetracht der Elemente aus denen die Gemeinde besteht, um Weisheit von oben für die Königin Viktoria, Kaiser Wilhelm, Mac Mahon, und Präsident Grant in einem Sitz. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit ihrem weiten Blick, ihren lebendigen Schilderungen, ihrem Reichtum an Geist und Gemüt, ihrem fesselnden Humor sind die Briefe von Eyth, die in den Wanderbuch eines Ingenieurs gesammelt sind, wertvolle Bestandteile unserer deutschen Brieflitteratur in 19ten Jahrhundert; wertvoll besonders auch deshalb, weil sie zeigen, daß unser modernes Leben mit seinen veränderten Bedingungen und Anforderungen keineswegs notwendig im Gegensatz zu stehen braucht zu der Bildung des Geistes, des Gemüts und der Phantasie, wie sie im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts begründet worden ist.

„Was das heißt Briefe zu bekommen, das weiß nur, wer auf dem Lande lebt. Wie sich da alles gut einteilt, jede Stunde

bringt eine Freude. Früh sechs Uhr wird die Thüre von meinem Schlafzimmer geöffnet; mein Bett steht so, daß ich geradeaus durch alle meine vier Zimmer bis auf das Fenster sehe, vor dem der große Ahorn seine schönen grünen Zweige schüttelt.

Wie das schon wohl thut, so zu erwachen. Dann kommt das Aufstehen; es ist alles so bequem in meinem Schlafzimmer und so hübsch, daß man sich möchte Schönpflästerchen aufkleben um auch so gut auszusehen. Beim Rasieren über eine Wiese in Kastanienbäume zu blicken, da muß man beim Barte des Profeten schwören, ja, Königin, das Leben ist doch schön. Dann der Gang zum Brunnen. Ein wirklicher Brunnen, dem die Röhre aus der Erde wächst wie ein Baum und nun zieht man am Schwengel und das krystallhelle Wasser ist auch gleich da, man hält das Glas mit der linken Hand unter und verschwendet soviel Wasser um es zu baden und auszuschwenken. Alles ist Reichtum und Verschwendung auf dem Lande, es ist soviel da von allem, ganze Ströme von Sonne, Luft zum Ertrinken und immer wieder gerettet werden von herrlichen Wiesen und Wäldern, denen man alles aufs Wort glaubt — dann, wie das Glas anlauft und es austrinken auf einen Zug, daß einem der Kopf hinten herunterfällt. Dabei sieht man Schwalben, die nicht fliegen aber schwimmen. Dazu schnattern meine Enten und meine Gänse und halten immer zusammen wie die Comptessen im Kotillon; wo eine ist, sind die anderen alle auch. Die guten Hunde an der Kette sind vor Zärtlichkeit ordentlich grob und rennen zehnmal in ihre Hütte und wieder heraus und legen mir ihre großen Pratzen auf die Weste."

Wohl nicht oft, seit Horaz in seinem Sabinum sich freute und dort fern von Geschäften und vom Lärm der Großstadt die Reize des Landlebens auf sich wirken ließ, hat jemand mit so feinschmeckerischem Behagen sich allen Sensationen eines weltfernen, beschaulichen Landlebens hingegeben, wie der Verfasser des angeführten Briefes. Es ist Alexander von Villers, eine der eigenartigsten, apartesten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts. In allem ein Original und doch wieder ein Typus für eine weitverbreitete Geistesrichtung.

A. v. Villers war ein Lebenskünstler und als Motto vor die zwei Bände seiner Briefe, die das einzige schriftliche Denkmal seines Wesens sind (Briefe eines Unbekannten, Wien, Gerolds

Sohn) hat der Herausgeber Graf Hoyos die Worte gesetzt, die aus einem der Briefe Villers entnommen sind: „Malen ist eine Kunst, Dichten auch und gar Musik; die größte Kunst aber ist leben. Am eigenen Leben zum Künstler werden, ist allein werth Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren soll ein Kunstwerk herausfallen; der eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der Elfenbein zu einem Götterbilde; aber wärs auch nur eine Hand voll Lehm, ein Modell ließ sich daraus kneten."

Alexander von Villers hat viel erlebt. Am 12. Mai 1812 wurde er in Moskau geboren. Sein Vater, von altem lothringischen Adel, Emigrant, hatte dort Stellung gefunden als Leiter eines staatlichen Instituts. Infolge politischer Ereignisse mußte er diese Stellung aufgeben und ließ sich mit seiner Familie in Dresden nieder. Hier wurde dem Sohne eine sehr ungleichmäßige häusliche Erziehung zu teil, bald verhätschelt, bald vernachlässigt, bald geliebt und bald wieder aus dem Hause verstoßen, wurde er in Leipzig Buchdrucker und spielte in den Abendstunden den Elegant, ging endlich fast mittellos nach Paris, wo er durch Verkehr und Theater manche Anregung gewann. Besonders wurde er mit Liszt bekanut, mit dem er eine Zeitlang reiste und dem er lebenslang dankbar ergeben blieb. Dazwischen war er in Frankreich Erzieher, einmal in der Schweiz Chemiker, stets ernstlich bemüht, seine ungleichmäßige Schulbildung zu ergänzen und zu erweitern. Sein abenteuerliches, unsicheres Dasein kam dann in ruhigere, gesicherte Bahnen durch eine Anstellung im sächsischen Staatsdienste. In Frankfurt, in Paris und London war Villers thätig als königlich sächsischer Legationssekretär. Überall war er in den höchsten Kreisen ein beliebter, gern gesehener Gast. Ein ausgezeichneter Whistspieler, ein Mann, der geistvoll und witzig zu sprechen wußte und vielseitige Interessen pflegte, so wurde ihm auch in Wien hohe Schätzung entgegengebracht, als ihn sein Beruf dorthin führte. Einer seiner Freunde und Verehrer schildert uns, wie er ihn damals, es war das Jahr 1866, kennen lernte. Ein feines, glattrasiertes Gesicht, nur spärliche Haare auf dem Kopfe, eine hohe, weiße Kravatte umgebunden, immer vornehm, aber etwas altmodisch gekleidet — machte er den Eindruck eines Diplomaten zu Anfang unseres Jahrhunderts. Mit absonderlichem Geschmack, aber stilvoll waren seine Zimmer ausgestattet. Durch

Weglassen von Zwischenwänden hatte er sich große Räume geschaffen, welche eine freie, weite Aussicht, sowie Licht und Ruhe hatten. Was er in einem langen, bewegten Leben zusammengetragen, war hier in eigenartiger Anordnung zu sehen: „Bücher und Porzellangeschirr der ehemaligen Wiener Fabrik, frische Blumen und alte Mobilien, seltene Mineralien, Eisensteine von Elba und Krystalle des Montblanc zu Bergen gehäuft, hinter welche er Abends brennende kleine Kerzen stellte, daß sie wie zauberisch mit innerem, eigenem Licht zu leuchten schienen. Orientalische Teppiche und altdeutsche Legendenbilder, ein großes Relief von Liszt und goldleuchtende Messingschüsseln an den Wänden."

Wie ihm eine intime, charakteristische Ausstattung seiner Wohnung ein künstlerisches Bedürfnis war, das geht auch aus seinen Briefen hervor. Lange überlegt er, wie er die Wände seiner Zimmer bekleiden soll in geschmackvoller Weise. Zuletzt beschließt er, sie mit Stoff auszuschlagen. Nun wählt er und sucht nach dem Passendsten. Endlich hat er gefunden.

„Endlich!

Nun steigen gelbseidene Fäden auf mattgrauem Grunde in edlem, einfachen Renaissancestile zwischen breiteren, sternbesäten Streifen von verblichenem Braun in die Höhe. Wird das schön sein! Es ist ein alter verlegener Möbelstoff von Wolle zum halben Preise der anderen, statt Blumen, statt Farben, die jedes daran gehängte Bild grau totschlagen und grelle Zusammenstellungen, die einen blechernen Lärm schlagen. Alles sanft, ruhig, weich. Die Geister verstorbener Farben, die fromm gelebt haben. Braun und Grau. Sehen Sie das? Und in dem Grau ein blasseres Grau und ein blasseres Braun in dem andern, wie etwas, das noch weiter liegt als das Entfernte. Ich hab mir ein Stück an die Wand gehängt und schau es an wie ein Bild.

Das hat mir nun die alte Kraft wiedergegeben. Nun jagen sich wieder Schwierigkeiten und Hindernisse, und reizen zur Composition. Was geht darüber? Entferntes nähern, Einzelnes verbinden, einschränkenden Forderungen gehorchen, vorhanden Totliegendes benützen, Neues später anderer Verwendung vorbedenken und sich selbst weißmachen, es wäre auch noch ein gutes Geschäft, das ist Composition! Composition als Kunst, und Composition mit dem Gewissen. Wäre ich in einem Gefängnisse, ich wüßte mit Spinnweben komponiren."

Villers war Diplomat, aber nicht mit dem Herzen, er kann oft recht sarkastische Ausfälle machen auf das wichtigthuerische Treiben der diplomatischen Welt mit ihren Kongressen und Protokollen. Obwohl er seinen Beruf mit Auszeichnung erfüllte, war von 1866 an sein Wunsch darauf gerichtet, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Das Jahr 1872 brachte die Erfüllung dieses Wunsches und bald darauf mietete er ein Haus und Garten, das Wiesenhaus in Neulengbach, fünf Meilen von Wien an der Eisenbahn gelegen, auf Lebenszeit und setzte sich dort fest in selbstgewählter Einsamkeit bis zu seinem Tod im Jahre 1880. Immer seltener besuchte er die Stadt, zuletzt fast nur noch, wenn ihn seine Stellung als Verwaltungsrat einer Lebensversicherungsgesellschaft dazu zwang. In seinem Wiesenhaus hatte er gefunden, was seinem Wesen am besten entsprach. Hier war es ihm wohl und seine reichhaltige Correspondenz mit seinen Freunden, dem Grafen und der Gräfin Hoyos, der Gräfin Nako, dem Freiherrn A. v. Warsberg u. a. atmet allenthalben das frohe Behagen, das ihm der Verkehr mit der Natur und die ländliche Stelle gewährte.

„Wie gut thut mir das Alter, schreibt er einmal, und wie wünschte ich das einem jeden. Mir ist nach der tausendjährigen Kanzleinacht wie einem Mumienweizenkorn, das nun erst aufgeht. Wer daran Teil hat, der nehme sich seinen Zins aus meiner dankbaren Hand, die gern mehr gäbe, aber nichts darin hat als das eigene Glück.“

Ganz ähnlich schreibt er ein andermal:

„Im Großen und Ganzen — wie Herr von Schleinitz der Minister der kleinen und halben Maßregeln sagte — ist mir zu Mut wie einem Karpfen, der seine Jugend in polnischer Sauce zugebracht hat und auf seine alten Tage einen Teich entdeckt. Der Bauer, der sechzig Jahre in mir schlummerte, ist hier erwacht, reckt die Glieder, reibt sich die Augen, reißt das Maul auf und fragt sich: Wo war ich so lange?

Ich habe Schlösser bewohnt mit herrlichen Parkanlagen, voll blühender Büsche und Blumenrabatten; Bediente trugen Kaffeebretter mit Frühstück darauf vor mir her auf Terassen, wo es zog und wo die Sonne von ungeschickten Astronomen irregeleitet zur unrechten Zeit hinschien, breite Kieswege kannten meinen Tritt wie die Blinden von Genua Fieskos, ich sah die Alpen und das Meer, Felder von Lavendel, Myrthen und Thymian ohne Jungfern-

kranz. — gefreut aber hat mich nichts wie dieser kleine Platz in einem kleinen Garten, der schon verwilderte, bevor er ein Garten war, wo ich im Schatten meines Ahorn sitze, — meines Ahorn, wie ich auch sagen kann: meine Linde und mein Nußbaum, das ist mein Nußbaum, das ist mein ganzer Wald — gemeiner Flieder — Spezies: Käthchen von Heilbronn — überragt Urwälder von Brennesseln, wo das Nachtpfauenauge noch als schwarze Raupe lebt und Mauerwerk — allen Mörtels ledig — schaut ziegelroth darein."

Wunderbar fein ist die Beobachtung, mit der er der Natur gegenübersteht und wunderbar frisch seine Empfänglichkeit, mit der er alle Eindrücke in sich aufnimmt, seien es auch die scheinbar geringfügigsten, nebensächlichsten. In der Natur muß ihm alles zum besten dienen, was hier vorgeht, was er hier bemerkt und belauscht, alles bereitet ihm stets neuen Genuß. Es ist etwas Religiöses in seinem Verhältnis zum Naturleben, und er spricht es auch einmal aus.

„Ich bin ein Blätteranbeter und ein Blumenanbeter, ein Stammanbeter, ich bete Rinde an und Wurzeln, Äste, Zweige und Haselnüsse. Ich kann nicht sagen, es ist mir alles eins. Alle Tempel der Welt für eine Brennessel. Ich will mir lieber die Hosen an Brombeerbüschen zerreißen als in einem Kirchenstuhl einschlafen müssen."

Besonders prächtig sind einige Briefe, die er 1871 an die Gräfin Nako schrieb; in ihnen ist wohl das Höchste an verfeinertem und bewußten Genuß des Natur- und Landlebens niedergelegt.

In seine Liebe hat er besonders die Tiere eingeschlossen. Für sein Empfinden sind sie unsre Brüder, die eben, wie Vischer einmal sagt, das Examen zum Menschen nicht bestanden haben. Er hat etwas von der indischen und schopenhauerschen Ehrfurcht vor diesen Geschöpfen, sei's, daß er einem armen, schläfrigen Tramwaygaul sein Mitgefühl widmet, sei's, daß er seinen armen Schwips bedauert, den ein andrer großer Hund totgebissen und mit dem soviel Freude und Anhänglichkeit aus der Welt gegangen ist. Zu den besten Freuden seines Lebens gehört es für ihn, seine Haustiere zu belauschen in ihrem Treiben. So schreibt er:

„Das Wetter ist herrlich milde. Morgen kommt eine Kuh. Auch zwei Schweindeln hab ich, rosafarbig und ungemein ver-

ständig. Alle drei Hunde sind gesund und ihr Charakter übertrifft alles, was je in einem Schwanze wedelnd ausgesprochen war. Wolf fällt mir stets schluchzend um den Hals und beißt mich vor Liebe in die Ohren; dann ist er ganz außer sich. Die beiden Großen liegen an der Kette; von dort aus können sie in die Küche sehen, und da sitzen sie oft stundenlang vor ihrer Hütte und schauen wie Ritter Toggenburg dort hinauf — tiefe Kummerfalten auf der Stirn — nur zuweilen zuckt es schmerzlich um die Nase und die Zunge tropft vor Sehnsucht. Sie denken wohl, der Mensch ist ein höheres Wesen, denn er hat eine Küche. Eine Küche aber ist ein Museum, eine Tribüne, eine Loggia, ein Vatikan, wo Kalbskoteletten von Michelangelo, Händle von Rafael Sangio, und Knödl von P. Veronese den Sinn erheben, veredeln. Wer ihm gleichen könnte!"

Viel weniger Freude hat er an den Menschen. Hier sieht er oft mit dem Auge des Weltmanns, der viel menschliche Roheit, Bosheit und Niedrigkeit oft da gefunden, wo er es am wenigsten vermutet hätte:

„In einem Buch habe ich gelesen, wo viel von Hunden die Rede ist, von Katzen, Kaninchen und Tauben, daß, ,wo der Mensch zuerst erscheint, die dort lebenden Tiere keine instinktive oder ererbte Furcht vor ihm haben. Als z. B. die Falklands Inseln zuerst von Menschen besucht wurden, kam der große wolfsähnliche Hund, der dort heimisch war, ohne Furcht zu den Menschen, welche diese unwissende Neugier für Wildheit haltend, vor ihm ins Wasser ausrissen.'" Und dann fügt der Autor hinzu: „Und selbst neuerdings kann ein Mensch, der in der einen Hand ein Stück Fleisch, in der andern ein Messer hält, sie noch Nachts zuweilen erstechen."

Sagen Sie, ist das nicht der Mensch, wie er leibt und lebt, in der einen Hand ein Stück Fleisch und in der andern ein Messer? Wer macht ihm das nach in der ganzen Natur? Kein Tiger und kein Leopard, nicht einmal der kleine Floh. Und dies erinnert mich an eine Volkssage von den Zwergen, die früher vertraut mit den Menschen lebten und sie gern mochten. Sie kamen herunter von den Fluhen ins Thal beim Heumähen, setzten sich einer neben den andern auf einen Zweig und sahen ihnen zu. Da hat einmal ein Boshafter den Zweig angesägt, und wie die kleinen Kerls mit „unwissender Neugier" wie jener große Wolfshund, der ebenso

unschuldig war, trotz seiner scharfen Zähne, sich darauf setzten, da brach der Zweig und sie fielen herunter. Da klagten die Zwerge: „O wie ist der Himmel so hoch, und die Untreue so groß!“ und haben die Menschen verlassen. So etwas kann kein Shakespeare sagen und kein Goethe, das kann nur das Volk, das Niemand ist und alle, aber kein Gebildeter: „O wie ist der Himmel so hoch und die Untreue so groß.“

Am meisten ist ihm der schnoddrige Kulturmensch zuwider, wenn er in seiner Sünden Blüte als Tourist oder Badegast die Natur durch sein triviales Treiben entweiht. Da kann Villers beißend und ironisch werden wie sein verehrter Meister Schopenhauer. Nur daß in Villers Ausfällen viel mehr harmloser, behaglicher Humor ist als in Schopenhauers grimmigen Auslassungen. So schreibt er im Juli 1871 von Ferleiten aus:

„Sogar Bad Fusch, wo ehmals nur eine wettergebräunte Holzhütte stand, strotzt jetzt von fünfstöckigen steinernen Gebäuden. Ich war über den Fürstenweg und seine prachtvollen Schönheiten dorthin gegangen, aber nach fünf Minuten Aufenthalt jagte es mich wieder hieher in meine Einsamkeit zurück. Gelangweilte Badegäste stieren einem auf jedem Tritt entgegen und man sieht ihnen von weitem an, wie sie beleidigt sind, daß man sie nicht mit den Worten anredete: ‚Ich bin der und der in Pension, ich leide seit dem Frieden von Villafranca an einer nervösen Contraktion mit einer rheumatischen Complication; mein Schwager ist der Vetter des Schwiegersohnes eines Abgeordneten, dessen Schwester die Frau eines Industriellen ist, der bei der nächsten Wiener Weltausstellung für den Orden der eisernen Krone vorgemerkt worden; stellen Sie mich doch Ihrer unverheirateten Schwägerin vor, gehen wir zusammen zur Taufe und sagen wir du zu einander.‘ Das ist jetzt Bad Fusch, Ostende mit Bergstöcken, Nizza mit rindsledernen Schnürstiefeln, Baden-Baden voll Sektionsrätinnen. Ich kann nicht glauben, daß der Erdgeist es auf die Dauer in solcher Gesellschaft aushalten und ihnen die grantigen Mägen mit dem Herzblute seiner krystallensten Quellen ausspülen werde. Ich habe hier unten ein Dutzend seiner eisfrischen Pulsadern gefunden, die aus Steinen sprudeln, durch Wiesen rieseln, die noch keine Bretterbude vertempelt und denen noch keine Blechröhren ins Maul gesteckt wurden. Und wann ein Badeort alle Krankheiten heilte, eine gibt es, die er gibt, das ist die Badekrankheit, die schrecklichste von

Allen, weil sie einem die Gesundheit verleidet. Ferleiten soll mir sie aber nicht verleiden, solange es kein Spital für Ministerialurlauber geworden. Lieber saufe ich hier mit den Rindern aus allen Pfützen, als mich dort an den Table d'hôtes totplauschen zu lassen."

Je mehr ihm alles Laute, Indiskrete, Gewaltsame an den Menschen zuwider ist, desto entzückter geht er dem Empfinden einfacher, aufrichtiger, gemütvoller Naturen nach. Die treuherzige Erzählung eines schwäbischen Majors von seinen schweren Familienerlebnissen während des Kriegs von 1870/71 ergreift ihn tief und seine Haushälterin Cilli giebt ihm in der volkstümlichen Sicherheit und Einfachheit ihres Wesens oft Anlaß zu Äußerungen der Hochachtung und Sympathie. Wie hübsch schildert er es nur, mit welcher Würde und Hingebung Cilli ihren Pflichten als Firmpathin nachkommt. An solchen Stellen erkennt man, daß das Innerste von Villers Wesen doch ein tiefes und echtes Wohlwollen allem echt Menschlichen gegenüber war.

Eigentümlich ist es freilich und bezeichnend für seine seltsam komplizierte Natur, daß er in der Litteratur eher eine Abneigung zeigt gegen das Kräftige und Derbe. Gotthelfs Uli, Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe entlocken ihm nur Äußerungen verwerfender, tadelnder Art, während er für Heyse Worte der Bewunderung findet und die Sand eingehender Betrachtungen würdigt. Er hat etwas von dem Sensiblen, Reizbaren, Mimosenhaften in Schopenhauers Art und dieser gemeinsame Zug verbindet ihn offenbar so sehr mit dem Philosophen. Was nach Lärm, nach Pathos, besonders auch nach patriotischem Pathos ausschaut, das widerstrebt seiner Natur. Der Krieg von 1870, Preußen, Bismarck, das alles hat nicht seinen Beifall. Seiner Geistesart steht das französische Wesen viel näher. Der Krieg mit seinen gewaltsamen Emotionen erregt sein ästhetisches Mißfallen. Oft scherzt er in seinen Briefen über seinen Mangel an militärischen Instinkten. Nachdem er Livingstones Tagebuch gelesen, mit den unendlichen Strapazen seiner Afrikafahrten, schreibt er: „Wenn Sie mich je auf dem Weg treffen sollten, Afrika zu entdecken, ermächtige ich Sie, sich auf meine Kosten einen Revolver zu kaufen und mich niederzuschießen." Neben seinem Interesse für die schöne Litteratur und für Musik beschäftigen ihn vor allem grammatische und sprachliche Studien, über die er oft witzig genug in seinen Briefen

plaudert. Die komischen Übungsbeispiele der lateinischen Grammatik bereiten ihm manche Heiterkeit, immer wieder aber kehrt er zu Schopenhauer zurück: „Sie werden finden, daß alles, was er sagt, schon in Ihnen vorhanden war und nur mehr aus stummem Dasein erlöst, laut redend vor Sie hintritt.

„Sein bitterer Ernst, seine strenge Redlichkeit wirken auf mich aromatisch wie bittere Kräutersäfte. Ich erkenne in ihm den Freund, der nie schmeichelt, oft verletzt, aber nie zuläßt, daß wir uns ihm entfremden.

„Leuchtender war noch kein Stil als der seinige, und wie krystallhell die deutsche Sprache sein kann, erkennt man an ihm."

Auch Villers Stil ist leuchtend und farbenhell, er besitzt die Gabe, anschaulich zu denken und zu schreiben, und neben den Spuren seiner gesteigerten Feinheit im Empfinden von Sinneseindrücken, treibt besonders ein frischer, oft barocker Humor sein lustiges Wesen in seinen Briefen. Wie poetisch im wahren Sinn des Worts ist es empfunden, wenn er schreibt: „Wann ich des Morgens aufstehe, steht der ganze Tag kerzengrad vor mir und sagt: ‚guten Morgen, was thun wir heut', ich hab nichts zu thun und bleibe bei dir den ganzen Tag.' Das nenne ich doch noch einen Kameraden."

An einem Punkte mit weiter Aussicht vergießen sogar die Hühneraugen Freudenthränen über ihre eigenen Schmerzen, mit denen solche Blicke erkauft werden und ein andermal vermutet er, daß die Junggesellen nicht von Adam und Eva abstammen. Adam wird wohl, meint er, einen weitläufigen Vetter gehabt haben, ohne Vermögen, ledig, ein pensionierter alter Herr, den Kain und Abel Onkel nannten, von dem stammen wir ab. Wie? Nun, wie man so in alter Zeit abstammte bis auf den heutigen Tag.

Ergötzlich weiß er die Kleinheit und Ärmlichkeit der Menschen gegenüber der Größe und Pracht der Natur zu veranschaulichen: „Was hat nur die Natur, die so schön anzusehen ist, an den Menschen etwas Schönes zu sehen? Oder meinen Sie, der Großglockner wird gestern Morgen zum Bärenkopf gesagt haben: Gott wie schön heute wieder einmal der Villé beleuchtet war. Es geht doch nichts über so einen pensionierten Legationsrat, ein lediger Herr ist doch etwas Erhabenes?"

Es ist immer Farbe, Frische und Stimmung in Villers Stil, weil er stets nur schrieb, was er empfand und was er neu beob-

achtet und erlauscht hatte. Gegen eine schriftstellerische Thätigkeit hatte er eine innere Abneigung. „Ich kann nicht über meine Feder gebieten. Die Dinge kommen, wenn sie wollen und sind, wie sie sind. Das taugt nicht. Wer einmal schreibt, muß immer schreiben können. Jetzt kann ich gar nicht und Zitronen quetschen mag ich nicht.“

So haben wir als Denkmal seines Wesens nur seine Briefe. Mag es der Eindruck seiner Persönlichkeit sein oder sind es gemeinsame Lebensbedingungen: in den litterarischen Kreisen Wiens, wie sie in der Gegenwart sich darstellen, finden wir manche Züge, die an Villers erinnern. Ein sensibles Feinschmeckertum auf geistigem Gebiete. Eine gesteigerte Feinheit des Empfindens, eine gewisse müde Schlaffheit, eine Sehnsucht nach Farbe, Duft, Frische. Aber Villers ist doch gesünder als diese Modernen, und wenn die Fähigkeit, die Gegenstände lebhaft zu empfinden und diese Empfindung auch auszudrücken, den Dichter macht, dann war Villers ein Dichter und vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo er, um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen, mit Nachsicht der Taxen zum ordentlichen Dichter ernannt wird, von dem die Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts reden muß.

In ganz andrer Weise als Villers hat Richard Wagner Schopenhauersche Anregungen verarbeitet, und es lassen sich dieselben auch in seinen Briefen verfolgen. Ein besonders wichtiges Denkmal seines Wesens ist uns erhalten in dem Briefwechsel Wagners mit Liszt, der sich in der Hauptsache über die 50er Jahre erstreckt. Es ist ein rührendes Freundschaftsverhältnis, dessen Äußerungen in diesen Briefen niedergelegt sind. Liszt die vornehme, durch und durch liebevolle Seele, dem kein Gang für den Freund zu viel, kein Opfer zu groß ist, der mit Enthusiasmus das künstlerische Schaffen Wagners verfolgt und unermüdlich bemüht ist, seine Werke in die Welt einzuführen. Wagner scheint dem abgeklärten Wesen Liszts gegenüber in seinen Briefen fast im Nachteil sich zu befinden. Trotzdem die 50er Jahre für ihn überaus reich und fruchtbar waren an künstlerischem Schaffen und Entwerfen, hatte er doch gerade damals mit unendlichem Mißgeschick zu kämpfen. Finanzielle Sorgen und zahlreiche Nervenbeschwerden lähmten den Lebensmut. Zudem mußte er fern der Heimat in der Schweiz weilen, wo er schmerzlich manche Anregung vermißte, die ihm das Vaterland hätte bieten können. Er hatte

1849 wegen seiner Teilnahme am Maiaufstand in Dresden flüchten müssen. So sind seine Briefe gar oft bittere Klagen, und mit tiefem Mitgefühl lesen wir es, wenn er dem treuen Freunde Einblicke gewährt in die Zustände tiefster seelischer Depression, unter dem er häufig zu leiden hat. So schreibt er im November 1852.

„Mit mir geht es von Tag zu Tag einem tieferen Verfalle zu: ich lebe ein unbeschreiblich nichtswürdiges Leben! Vom wirklichen Genusse des Lebens kenne ich gar nichts: für mich ist ‚Genuß des Lebens, der Liebe' nur ein Gegenstand der Einbildungskraft, nicht der Erfahrung. So mußte mir das Herz in das Hirn treten und mein Leben nur noch ein künstliches werden: nur noch als ‚Künstler' kann ich leben, in ihm ist mein ganzer ‚Mensch' aufgegangen.

Könnte ich vor allem Dich in Weimar einmal besuchen, hier oder dort einer Aufführung meiner Opern beiwohnen, so dürfte ich vielleicht noch zu genesen hoffen. Ich fünde ein Element der Anregung, des Reizes für meinen künstlerischen Lebenszustand: Vielleicht klänge mir auch da und dort ein Wort der Liebe entgegen — aber so — hier?? Hier muß ich in allerkürzester Zeit verderben und Alles — Alles — wird zu spät kommen — zu spät!! So ists.

Schon jetzt kann mich keine Nachricht mehr erfreuen: wäre ich eitel und ruhmsüchtig, so möchte es gehen, wie ich nun aber einmal bin, kann mich kein ‚Geschriebenes' mehr reizen. — Das kommt alles — zu spät! —

Was nun zu thun? soll ich den König von Sachsen — oder vielmehr seine Minister um Gnade flehen? Mich demütig und reuevoll bekennen? Wer wird mir das zumuten? Du mein Einziger und Liebster, den ich habe, Du der mir Fürst und Welt — Alles zusammen bist, erbarme Dich meiner! —

Doch ruhig! ruhig!" —

Immer wieder tröstet und beruhigt Liszt den überreizten Freund, und in einzelnen Fällen nimmt er wohl auch die Trostgründe der Religion zu Hilfe, die ihm Überzeugungssache war. Aber so gedrückt und verzweifelt zu Zeiten die Stimmung Wagners, so sehr er bei seinem Arbeiten, ja beim Briefschreiben mit den Folgeerscheinungen seiner zerrütteten Nerven; Kopfschmerz, Aufgeregtheit rc. zu kämpfen hat, mächtig bricht immer wieder

sein leidenschaftliches, enthusiastisches Temperament durch. Das zeigten schon manche Äußerlichkeiten: das hastige Unterstreichen und doppelte Unterstreichen, die vielen Gedankenstriche, Ausrufezeichen rc. Kommt er in solchen Augenblicken auf Musik zu reden, dann bricht es aus seinem Innern hervor wie ein heißer Brunnen:'

„Wie ists nun mit Raff? Schreibt er einmal? Ich denke, er arbeitet an einem neuen Werke? Nein er richtet ein altes her! Haben die Menschen denn gar kein Leben? Aus was kann der Künstler schaffen, wenn er nicht aus dem Leben schafft, und ist das Leben denn wohl nur dann von künstlerisch-produktivem Gehalte, wenn es immer zu neuen, dem Leben entsprechenden Gestaltungen treibt? Ist denn dieses Kunstarbeiten an alten Lebensmomenten herum künstlerisches Schaffen? Wie steht es mit der Quelle aller Kunst, wenn nicht das Neue so unwiederstehlich aus ihm hervorquillt, oder eben in neuen Schöpfungen ganz und gar aufgeht? O ihr Menschen Gottes, haltet nur dieses Machen nicht für Kunstwirken! Welche Selbstgefälligkeit bei wie viel Armut verrät es nicht, wenn man älteren Versuchen so nachhelfen will!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kinder, macht Neues! Neues! und abermals Neues! Hängt Ihr Euch ans alte, so hat Euch der Teufel der Unproduktivität und Ihr seid die traurigsten Künstler! —"

Es ist in dem ganzen Briefwechsel viel weniger die Mannigfaltigkeit des Strebens, der weite ausgedehnte Anschauungskreis Wagners, was uns fesselt, als vielmehr die leidenschaftliche Konzentration auf das Gebiet seiner Kunst, der Musik, und das energische Verlangen, diese seine Kunst und Musik durchzusetzen in der Welt. Wenn wir uns Mendelssohn vergegenwärtigen: er wäre zufrieden und beglückt gewesen, wenn er nur für sich und vielleicht einen Kreis von Freunden hätte leben dürfen. Wagner ist ganz das Kind eines neuen voluntaristischen Zeitalters. In seiner Natur liegt ein rastloses Vorwärtsdrängen, ein unablässiges Streben nach Macht und Herrschaft.

Nicht herrschen will er im gewöhnlichen Sinn, wie andre herrschen durch kleine Kunstgriffe und Mittelchen, entrüstet schilt er einmal auf den Jargon der Ehr- und Charakterlosigkeit, den die stupiden Seelen Klugheit nennen, und ruft aus:

„Unser Glück besteht — im Grunde genommen — doch einzig nur darin, daß wir uns diesen Leuten nie fügen: Es ist genug Gewinn, wenn wir nur dabei verharren. Etwas dafür zu ‚bekommen‘, darauf dürfen wir allerdings nicht rechnen.“ — Er schließt dann den Brief:

„So eben wurde ich gerufen: es flog ein Adler über das Haus! — Ein gutes Zeichen!

‚Es lebe der Adler‘ — er flog herrlich — die Schwalben waren sehr befangen! Leb wohl, im Zeichen des Adlers!

Dein

R. W.“

Daß ihn im Kampf mit den innerlichen Hindernissen, die sich damals dem Durchdringen seiner Kunst entgegenstellten, oft bittere Menschenverachtung übernannte, davon haben wir manches Zeugnis, dann stand ihm das Bild des Freundes in doppelt hellem Glanze vor Augen, und er konnte wohl schreiben:

„Für mich hat das letzte Lied von der ‚Welt‘ ausgeklungen. Und weißt Du, was mich — zu meinem erneuten Stolze — wieder ganz in dieser Gesinnung befestigt hat?? Das ist dein Aufsatz über den fliegenden Holländer. In diesen Artikeln habe ich mit bestimmtester Deutlichkeit endlich mich wieder gefunden, und daraus erkannt, daß wir mit dieser Welt nichts gemein haben. Wer verstand denn mich?? Du und kein Anderer! Wer versteht denn jetzt Dich? Ich und kein anderer! Sei des gewiß. Du hast mir zum ersten und einzigsten mal die Wonne erschlossen, ganz und gar verstanden zu sein: sieh in Dir bin ich rein aufgegangen, nicht ein Fäserchen, nicht ein noch so leises Herzzucken ist übrig geblieben, das Du nicht mit empfunden. Aber nun sehe ich, daß auch nur dieses wirkliches Verstandensein ist, wogegen alles andre reines Mißverständnis oder unerquicklicher Irrtum ist. Aber was will ich denn anderes noch, nachdem ich dies erlebt habe? Was willst Du noch mit mir, nachdem Du dieß mit mir erlebt hast! Laß zu dieser Wonne noch die Thräne eines lieben weiblichen Wesens fließen — was dann noch? O verstümmeln wir uns nicht selbst so: beachten wir die Welt nicht anders, als durch Verachtung; nur diese gebührt ihr: aber keine Hoffnung, keine Täuschung für unser Herz auf sie gesetzt! Sie ist schlecht, grundschlecht, nur das Herz eines

Freundes, nur die Thräne eines Weibes kann sie uns aus ihrem Fluch erlösen." —

Die Menschenverachtung Wagners, die Qualen, die ihm sein starker „Wille zum Leben" bereitete, seine düsteren Stimmungen, die hohe Schätzung der Musik: alles das fand einen starken Wiederhall in der Philosophie Schopenhauers, mit welcher Wagner in den fünfziger Jahren näher bekannt wurde. Und es ist von Interesse zu vernehmen, was er Liszt über sein Studium dieser Philosophie zu berichten weiß:

„Neben dem — langsamen — Vorrücken meiner Musik habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir — wenn auch nur litterarisch — wie ein Himmelsgeschmack in meine Einsamkeit gekommen ist.

Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er, wie er sich ausdrückt, vollständig erst zu Ende gedacht hat. Die deutschen Professoren haben ihn — wohlweislich — 40 Jahre lang ignoriert: neulich wurde er aber — zur Schmach Deutschlands — von einem englischen Kritiker entdeckt. Was sind vor diesem alle Hegels rc. für Charlatans! Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und Niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat mir ihn erst dieser Philosoph. Wenn ich auf die Stürme meines Herzens, den furchtbaren Krampf, mit dem es sich — wider Willen — an die Lebenshoffnung anklammerte, zurückdenke, ja, wenn sie noch jetzt oft zum Orkan anschwellen, so habe ich dagegen doch nun ein Quietiv gefunden, das mir endlich in wachen Nächten einzig zu Schlaf verhilft; es ist die herzliche und innige Sehnsucht nach dem Tod, volle Bewußtlosigkeit, gänzliches Nichtsein, Verschwinden aller Träume — einzigste endliche Erlösung.

Wunderbar habe ich nun oft Deine Gedanken wiedergefunden: drückst Du sie auch anders aus, weil Du religiös bist, so weiß ich doch, daß Du ganz dasselbe meinst. Wie tief bist Du! In deinem Aufsatz über den Holländer trafst du mich oft mit Blitzeskraft. Als ich Schopenhauer las, war ich meistens bei Dir: Du hasts nur nicht gemerkt — So werde ich immer reifer: nur zum Zeitvertreib spiele ich noch mit der Kunst."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es sind außer Schopenhauer wenig geistige Größen, von denen in den Briefen Wagners die Rede wäre. Fast nur Dante und Calderon, für den sich Wagner sehr erwärmte, treten in den Kreis der Erörterung, und auch sie fast nur im Zusammenhang mit musikalischen Ideen und Plänen, aber dennoch hat auch für den, dem musikalische Interessen ferner liegen, der Briefwechsel Wagner-Liszt und besonders der Anteil Wagners daran eine eigenartige Anziehungskraft. Es ist die kühne, bedingungslose Hingebung an die erwählte Kunst und an den gefundenen Freund, die lebendig und stark überall aus diesen Briefen spricht, und die mit sieghafter Sicherheit alle Trübungen und Hemmungen überwindet, die die reine Bethätigung des seelischen und geistigen Lebens zu lähmen versuchen.

Das fesselt uns.

Es ist ein feiner, vornehmer, ruhiger Stil, in dem die Geschichtswerke L. Rankes geschrieben sind. Die widerstreitenden Kräfte in Politik und Leben werden gegeneinander abgewogen ohne leidenschaftliche Anteilnahme. Hin und wieder erscheint das Bild einer Persönlichkeit wie mit dem Silberstift gezeichnet, es hat schon manchem geschienen, als fehlte dem großen Historiker alle Wärme des Gefühls, alle Fähigkeit, sich wahrhaft zu erwärmen. Da können uns seine Briefe eines andern belehren, besonders diejenigen an seine Geschwister, an die Gattin und an einzelne seiner Schüler und Freunde. Die Wissenschaft, die er sich erwählt, füllt sein ganzes Sein, er fühlt, wie seine Seele dabei selig, zufrieden und vergnügt ist und die aufrichtige Religiosität, die den Untergrund seines Wesens bildet, kann ihn nie in dem rastlosen Suchen und Erforschen der Wahrheit hindern, so schreibt er an seinen Freund, den Philosophen Ritter:

„Mein Freund, ich glaube: wer die Wahrheit des Weltzusammenhangs, Gottes und der Welt sucht mit eigener Wahrhaftigkeit, wird immer verzweifeln und in der Verzweiflung gerade liegt der Beruf. Ich bin mit einer gewissen Galle gegen die, welche es zu haben glauben, erfüllt. Was sind diese Menschen, wie sie sich auch anstellen, intolerant; alles allein selig machende Leute. Sich gegenüber sehen sie nichts als Mechanismus, Irreligiosität, Atheismus. Als wenn in ihnen allein der Geist wäre, der das Starre flüssig und das Tote lebendig macht. Nein

mein Freund, wohl Dir, daß Du noch verzweifeln kannst, daß Du nicht zu dem besitzenden Geschlecht gehörst, das doch nichts hat, sondern zu dem suchenden, das wenigstens das Wollen besitzt und in der Sehnsucht seinen Schatz ergreift!"

Die Herzlichkeit und Wärme seines Wesens offenbart sich zumeist in den Briefen an seinen Bruder Heinrich, und von hohem Interesse ist ein Geburtstagsbrief an denselben, in dem er zugleich die Umrisse seiner geistigen Existenz zieht.

„Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn dein lieber Brief nicht vor ein paar Tagen eingelaufen wäre, und ich will mich nicht loben; da er aber gekommen und mir ganz die Erinnerung an Dich und Euch angefrischt hat, so bin ich heute mit dem Gefühl erwacht, daß das Dein Geburtstg ist; und bist Du zu weit und kann ich nicht kommen, um Dich zu herzen und zu küssen als meinen ältesten Freund und trauten Bruder, so will ich Dir doch wenigstens schreiben.

Jahr für Jahr geht so hin. Ich bin zufrieden, daß Du — mich däucht, es sagt es Jean Paul in einer von den Idyllen — das Glück der Beschränkung genießest. Ich erkenne dies Euer Glück vollkommen an. Aber nicht einem jeden ist ein ähnliches beschieden, unter andern glaube ich nicht, daß mir.

Mein Glück ist, von diesem Punkt, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möchte ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person. Glaube mir die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat. Man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich. Von einer andern Seite werdet Ihr das oft empfunden haben: ich von dieser" — —

Obgleich in Rankes Briefen lebendige Schilderungen nicht fehlen, tritt doch das anschauliche Moment der Sprache mehr zurück in seinem Stil. Seine Stärke liegt auch nicht in der urwüchsigen Prägung neuer frappierender Wendungen. Abgesehen

von einigen Briefen aus älterer Zeit, die einen etwas hastigen, abgehackten Stil haben, ist es die vornehme, gewählte Sprache des gebildeten Mannes, die — durch Rankes Herzenswärme belebt — das Charakteristische seiner Briefe ausmacht.

Ein wertvolles Dokument aus der Zeit des Kriegs 1870/71 sind die Feldbriefe von G. H. Rindfleisch. Von Haus aus Justizbeamter, machte er den Krieg als Landwehr-Offizier mit und war mit dem 7. westfälischen Infanterie-Regiment No. 56, in dem er diente, an der Zernierung von Metz und an den Kämpfen mit der Loirearmee beteiligt. Wenn es gilt, die Stimmung der Besten des Volkes in der Zeit des Krieges zu erforschen und festzustellen, durch welche Eigenschaften der deutsche Soldat dem französischen damals überlegen war, wird man immer wieder zu diesen Feldbriefen zurückkehren können. Aber neben ihrer unschätzbaren historischen Bedeutung sind sie auch von hohem litterarischen Werte. Aus den schlammigen Baracken um Metz, aus den strapazenreichen Winterkämpfen mit der Loirearmee heraus schreibt dieser Mann prächtige, von Humor durchtränkte, anschauliche Briefe an die Gattin, und nicht einen Augenblick erliegt diese spannkräftige Natur während der ganzen Zeit des Krieges einer gemütlichen oder geistigen Depression. Und es ist nicht an dem, daß Rindfleisch keinen Blick hätte für die abschreckenden, abstumpfenden Seiten des Krieges. Er ist ein realistischer Beobachter. So beschreibt er einen jener Dezembermärsche um Vendôme:

„Vorweg ein Haufen Gefangener, schwatzend und humpelnd (sie behaupten nämlich gewöhnlich fußkrank zu sein, bis sie richtig ‚auf den Swung' gebracht sind), dann die Hammelabteilung von drei zärtlichen Musketieren zum Tode gelockt, dahinter endlich wir selbst, Alles von unten bis oben mit Dreck bespritzt, die Bärte wild und die Gewehrläufe rostig. Manche mit Schuhen ohne Sohlen etc. etc. — so ist der Krieg und wie denkt man ihn sich, wenn im Konzert der Pariser Einzugsmarsch gespielt wird!"

Andere Eindrücke aus eben jener Gegend giebt er in folgendem wieder:

„Es ist entsetzlich, was die Gegenden leiden, die der Krieg trifft. Man kann da, wo sich die kämpfenden Truppen bewegt haben oft stundenlang durch die Dörfer gehen ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Dagegen alle Thüren erbrochen, alle Fenster eingeschlagen, die Möbel halb verbrannt an den Resten der

Bivouacfeuer, die Scheunen offen und das ungedroschene Korn von den Pferden zertreten! Dem Landmann ist alles verwüstet. Die Betten, auf die der Franzose viel giebt, liegen in den Stuben herum wie sie die letzte Einquartierung gelassen, Töpfe und Geschirr treibt sich ebenfalls umher, wie es die letzten Gäste gelassen haben. Das Leinenzeug aus den erbrochenen Schränken schmiert sich in Ställen und Höfen im Schmutz herum und oft sieht man lange Barrikaden, die hauptsächlich aus Möbeln, Betten etc. gebaut sind. Kommt dann noch ein halbverbranntes Gebäude und ein oder das andere tote Pferd oder die Überreste der jüngst ‚niedergerissenen' Kuh und ein versprengtes Huhn auf der Dachfirst hinzu, so hast Du das Bild eines solchen Unglücksdorfes — und solche giebt es z. B. hier im Rayon der Orleans'schen Kämpfe zu Hunderten!"

In all der Kriegsmisere richtet er sich immer wieder durch den Gedanken an das große Ganze auf, dem er diente. So oft wie möglich unter dem Druck des langweiligen oder trüben Augenblicks bringt er sich's zum Bewußtsein, „wie groß und herrlich diese ganze Zeit ist." Wenn er sich einmal darüber aufhält, daß manche Auszeichnung an einen Verdienstlosen kommt, so wischt er alsbald diese Schatten von Mißgunst von seiner Seele weg und tröstet sich: „Die Hauptsache ist und bleibt das Ganze." — Wie er mit allen Fäden der Seele an die Nation und ihr Geschick gebunden ist, so erwärmt er auch die andern Lebensbeziehungen durch die Kraft seines Gemüts. Es ist eine echte, brave, treue Freundschaft, die ihn mit seinem Weib verbindet. Er tröstet sie in ihren Nöten und Verlegenheiten, er lebt die ganze Zeit hindurch innerlich mit ihr, mit seinen Kindern, mit dem ganzen Haushalt weiter. Aus dem Bivouak vor Metz sendet er seine Gutachten über die finanzielle Führung des Haushalts, über die Anschaffungen in nächster Zeit, und in der wilden Verworrenheit der winterlichen Kampfestage um Le Mans giebt er detaillierte, haushälterische Vorschläge über die Hosen, die ihm die Gattin besorgen soll, sie möge den Stoff so wählen, daß sie nach Austrennung des Passe Poiles auch noch im Civilleben zu gebrauchen seien. Auch in solchen kleinen Zügen zeigt sich seine soldatische Kaltblütigkeit und Pünktlichkeit. Rührend ist das Verhältnis Rindfleischs zu seinem Burschen Löwenstein, immer wieder bittet er in den Sendungen

von Liebesgaben, ihn nicht zu vergessen und wie er in den Kämpfen mit der Loirearmee fällt; da berichtet er nach Hause:

„Ich schrieb Dir schon neulich, daß mir auch mein guter Löwenstein erschossen worden ist. Er bekam erst einen Schuß durch den Mund, schien aber noch Bewußtsein zu haben, denn er streckte die Hand wie flehend nach mir aus. Ich gab ihm die Hand und legte ihn eben still auf die Erde, weil ich sah, daß er zu Tode getroffen war. — Da traf ihn ein zweiter Schuß gerade zwischen die Augen und nun rutschte er lautlos in sich zusammen.

Meine liebe Tilla, das sind ernste und schwere Bilder! Der arme Kerl hätte seine Pflicht so gern mit Dienstleistungen aller Art gethan, nur das eigentliche Fechten war gewiß seine schwächste Seite; dennoch legte er sich so still und resigniert neben mich nieder und schoß, wie ich ihn anwies, ruhig und pflichttreu bis ihn der Tod ereilte. Als wir am andern Tage auf der Chaussee an der Kampfstätte vorüberzogen und die Nußbaumkronen aus dem Abendnebel so wehmütig herübersahen, hätte es mir fast das Herz abdrücken mögen, so weh that mir der arme Mensch, der dort die fremde Erde mit seinem Blute färbte."

Es ist ein Gefühl rückhaltloser Hochachtung, das uns dem Schreiber dieser Feldbriefe gegenüber erfüllt, und gerne lassen wir uns von dem Herausgeber derselben das Bild des im Jahre 1883 als Unterstaatssekretär in Berlin Verstorbenen vor Augen stellen:

„Heinrich Rindfleisch war von mehr als mittelgroßer Statur, von regelmäßiger, schöner Körperform, durch die Übungen seiner Jugend von sicherer und feiner Tournure, der Kopf mit breiter, hervortretender Stirn, energisch aufgerichtet, mit klaren, stahlblauen Augen von jugendlichem Feuer, doppelt frappierend durch den Kontrast mit dem früh ergrauten Haar, eine durchaus vornehme Erscheinung. Dem glänzenden Äußeren entsprach die immer gleiche Spannkraft des Geistes und Herzens, die richtige Schätzung der Personen und Verhältnisse, ein freimütiges Wesen ohne jede amtliche oder gelehrte Überhebung, in allen Situationen ohne Rückhalt in bestimmter klarer, keine Zweideutigkeit unterworfener Sprache sich äußernd, ehrlich und mannhaft, von schnellem Entschluß und einem unerschütterlichen Mute bei der Überwindung von Schwierigkeiten, immer von einer genialen Nüchternheit und Verstandesklarheit durchdrungen und fern von jeder

idealistischen Schwärmerei; in der Konversation ungezwungen, lebendig und natürlich, ideenreich, anmutig und anregend, von einer wunderbaren Heiterkeit, die aus der Reinheit und Lauterkeit des Herzens floß. Ein Ritter „ohne Furcht und Tadel“.

Wohl mag die Postkarte mit und ohne Ansicht in den letzten Jahrzehnten vielfach den Brief verdrängt haben, wir haben doch immer noch Briefe und Briefwechsel, die sich mit dem messen können, was die Vergangenheit auf diesem Gebiet geleistet hat. Nach dem Bisherigen seine nur kurz die Briefe des Theologen Ritschl genannt, dessen zusammengefaßte, auf den Willen gestellte Persönlichkeit auch aus seinen Briefen uns entgegentritt. Da sind Billroths, des großen Chirurgen, Briefe, die uns in die Welt des Arztes einen Einblick gewähren und das warme Empfinden Billroths, seine Hingabe an den Beruf, seine geistige Elastizität in einem schönen Lichte erscheinen lassen. Da sind die Künstlerbriefe des unglücklichen Stauffer-Bern in ihrer frischen Natürlichkeit, die uns das kühne Streben und das verhängnisvolle Irren des Frühgeendeten ergreifend vor Augen führen.

Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto schwieriger wird auf unserm Gebiete eine zutreffende Darstellung. Bei manchem Manne können wir aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutsame Briefe voraussetzen, aber allerlei Zufälle und Rücksichten haben bisher eine Veröffentlichung derselben gehindert. So erscheint oft Mittelgut, das zufällig veröffentlicht ist, als Zeitleistung an erster Stelle zu stehen, und Briefen dritten Rangs, die von bedeutenden Leistungen völlig verdunkelt würden, kommt es zugute, daß das Licht der Großen noch nicht strahlen darf. Wenn eine Darstellung der Litteratur fortgeführt werden kann bis auf die unmittelbare Gegenwart, so muß unsre Darstellung sich damit begnügen, so weit vorzuschreiten, als es eben der Natur des Gegenstandes nach möglich ist.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Druckfehler-Berichtigungen.

Seite	508	Zeile	5	von	oben	lies:	lästigsten statt lustigsten
„	509	„	9	„	„	„	Füßen statt Fößen.
„	513	„	18	„	„	„	Stille statt Stelle.
„	515	„	12	„	„	„	Sanzio statt Sangio.
„	529	„	9	„	„	„	seien statt seine.

PT
1350
.M45



DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

